Kurze

Volkspredigten

auf alle

Sonntage des ganzen Jahrs

über

die epistolischen Perikopen.

Von

Michael Kajetan Hermann,

k. k. Schuleninspektor im kaadner Bezirke, Konsistorialrathe
und Pfarrer zu Dehlau.

Erste Jahrshälfte.

Prag,
bei Kaspar Widtmann, 1814.

G 87/276

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Sr. Excellenz

dem

Hochwürdigsten, Hochwohlgebornen

Herrn Herrn

Wenzel Leopold

Ritter von Przestawlk und Chlumczan,

Bischof zu Leitmeritz,

Prälaten des Königreichs Böheim, Sr. k. k.
apostolischen Majestät wirklichem geheimen
Rathe, und Herrn der Herrschaften
Drum und Trzebautitz ꝛc. ꝛc.

Sr. Bischöflichen Excellenz

in schuldigster Ehrfurcht

gewidmet.

Euer Bischöfliche Excellenz,

Hochwohlgeborner Ritter,

Gnädigster Herr Herr!

Um dem Publikum einen lauten Beweis von der gebührenden Hochachtung zu geben, die ich längst gegen Euer Bischöfliche Excellenz in meiner Seele hegte, entschloß ich mich, Ihnen diese Predigten über epistolische Texte zu dediziren.

Ich würde allerdings Bedenken getragen haben, einen so erlauchten Namen diesem meinen Geistesprodukte vorzusetzen, wenn nicht schon der erleuchtete Theil des Publikums ähnliche Werke von mir mit Beyfall aufgenommen hätte.

Da ich es nun ein wenig getroster wagen darf, so ist es ein unschätzbares Glück für mich, einen solchen Kenner zum gnädigsten Beschützer zu haben.

Meine feurigsten Wünsche für höchst=
deroselben Wohl gleichen der tiefen Ehr=
furcht, mit welcher ich ersterbe

Euer Bischöflichen Excellenz

unterthänigst gehorsamster Diener

der Verfasser.

Am ersten Sonntage im Advente.

Text. Die Nacht ist vergangen, der Tag nahe. Laßt uns deswegen die Werke der Finsterniß ablegen, und den Schmuck der christlichen Tugenden anlegen. Röm. 13, 12.

Freunde! ihr habt, so wie ich, zur Fahne Jesu geschworen; ihr befindet euch in dem mütterlichen Schoße der christlichen Kirche. Empfindet ihr aber auch das Beseligende dieses Looses? Habt ihr je ernstlich darüber nachgedacht, welch ein Glück es sey, ein Christ zu seyn; welchen Dank wir dem göttlichen Stifter unsrer heiligen Religion schuldig sind? —

Werfet nur einen aufmerksamen Blick auf jene unglückliche Lage zurück, in der sich die Menschen vor der Ankunft des Weltheilandes befanden. Irrthum und Aberglaube hatten überall ihren Thron aufgeschlagen; die schwärzeste Nacht der Unwissenheit deckte den Erdkreis.

Nun kam Jesus, der Eingebohrne des ewigen Vaters, in die Welt — und es ward Licht. So wie der dichteste Nebel weichen muß, wenn die Sonne in ihrem majestätischen Glanz hervortritt: so flohen Irrthum und Aberglaube, als Jesus, das Licht der Welt, erschien. Deswegen sagt Paulus in dem Briefe an die Römer: „Die Nacht ist vergangen, der Tag nahe." Er will sagen: Die Nacht der Unwissenheit geht immer mehr zu Ende, und der Tag der bessern Kenntnisse nähert sich.

Wir sehen, daß hier der Apostel Unwissenheit und Irrthum unter dem Bilde der Nacht vorstellt. Auch schon der Prophet Jesaias bediente sich dieses Bildes, und sagt: „Unter dem Volke, welches bisher durch Unwissenheit und ihre Folgen unglücklich war, tritt ein großer Lehrer auf, welcher es durch Aufklärung und Unterricht beseligt, so, daß nun die Gegenden, welche zuvor von der Nacht des Irrthums und der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Thorheit bedeckt waren, vom Glanze der beglückenden Wahrheit auf allen Seiten umleuchtet werden." Jesa. 9, 1. 2.

Dieses Bild ist recht passend und vortrefflich gewählt; denn Finsterniß und Nacht ist ein treffendes Bild von Unwissenheit und Irrthum.

Um euch hievon näher zu überzeugen, will ich zuerst untersuchen, wie Finsterniß und Nacht ein Bild von Unwissenheit und Irrthum sey; oder worinn die Aehnlichkeit dieser Dinge bestehe; und dann wollen wir aus dieser Uiberzeugung einige Folgen herleiten. Entziehe mir nur Keiner bei meinem Vortrage seine Aufmerksamkeit.

Erster Theil.

Wollet ihr einsehen, m. Fr., wie treffend Unwissenheit und Irrthum unter dem Bilde von Nacht und Finsterniß dargestellt werden können, so richtet nur euer Augenmerk auf die Aehnlichkeit, die sich zwischen Nacht und Finsterniß, Unwissenheit und Irrthum finden läßt.

a) Ohne meine Belehrung wisset ihr es, m. Fr., daß man da, wo weder Sonne noch Licht ist, auch keinen Gegenstand deutlich von andern unterscheiden kann. Gehet einmal bei dunkler Nacht ohne Licht in einen unbekannten Ort, und ihr werdet auch mit gesunden Augen nicht im Stande seyn, die Gegenstände, die sich da befinden, zu erkennen und von einander zu unterscheiden. Gerade so verhält es sich mit Menschen, in deren Verstand es finster ist. Wo Unwissenheit und Irrthum herrschen, da kann man keinen Begriff vom andern unterscheiden,

keinen deutlich bestimmen; da durchkreuzen sich tausend verworrene Begriffe. Stellet nur einmal einen Versuch mit Menschen an, deren Verstand brach liegt, und nicht aufgeklärt ist; ihr werdet über die abgeschmackten Vorstellungen staunen, die sich solche Leute über Gott, Himmel, Sterne, Hölle, Weltall und über alle die Gegenstände machen, die ihnen nach ihrer Beziehung als Mensch, Christ, Bürger, Unterthan, Vater u. s. w. wichtig, und zu ihrer Glückseligkeit unentbehrlich seyn müssen. Selbst das Wenige, was sie noch wissen, wird so verkehrt und unrichtig ausgelegt, so übel und irrig verstanden, daß es keine Wissenschaft, sondern ein Irrthum genannt zu werden verdient.

b) Wo weder Sonne noch Licht ist; da herrscht die größte Unordnung, da tappt man, ohne sich zurecht finden zu können.

Jetzt ist vielleicht in eurem Hause jede Sache an ihrem gehörigen Platze; wo man hinblickt, wird man überzeugt, daß Ordnung bei euch zu Hause ist. — Würde aber wohl das auch dann der Fall seyn, wenn es in eurem Hause immer so finster wäre, daß ihr die Gegenstände in demselben nicht einmal von einander unterscheiden könntet? Welche Unordnung würde da in eurem Hause herrschen! Wie viele Dinge würden unter einander geworfen werden, die nicht unter einander gehören! Und wie oft würdet

det ihr an einem Orte, den ihr noch nie beim Licht sahet, blindlings herumtappen, ohne vielleicht einen Ausweg finden zu können!

So verhält es sich mit einem Menschen, in dessen Verstand es finster ist. Wo Unwissenheit und Irrthum herrschen, da durchkreuzen sich tausend verworrene Begriffe und Begierden, und der Mensch geräth in unausgehbare Labyrinthe, wenn er Recht von Unrecht, Tugend von Laster, Wirklichkeit vom Scheine, Wahrheit von Falschheit unterscheiden will, und setzt doch oft das an die Stelle des Guten und Wahren, was zum Bösen und Falschen gehörte.

c) Wo es an Sonne und Licht mangelt, da geräth man alle Augenblicke in Gefahr, sich zu stoßen, oder durch Irrwege an falschen, gefährlichen Orten Schaden zu nehmen.

Vielleicht weiß das Mancher von euch aus eigener Erfahrung; vielleicht seyd ihr schon mehrmals in einer schwarzen Nacht ohne Licht herumgetappt, und habt euch bald an diesem, bald an jenem Gegenstande, den ihr in der Finsterniß nicht bemerken konntet, wund gestoßen; oder ihr seyd vielleicht von dem rechten Wege abgekommen, und auf Irrwege, in eine Kothlache, oder in einen Teich gefallen, und habt da Schaden genommen.

Wo Irrthum und Unwissenheit herrschen, da geht es, im sittlichen Verstande, eben so. Da ist

man eben so oft in Gefahr, ein Opfer seiner Leidenschaften und ein Raub seiner Begierden zu werden; oder man geräth auf Abwege, die ins Verderben führen. Wie Manche, deren aufsteigende böse Lüste das Licht ihrer Vernunft verdunkeln, werden von denselben an den Rand des Verderbens geführt; auf den Wegen, die sie in ihrer sittlichen Blindheit wandeln, ist Unglück und Verderben; den Weg zur Glückseligkeit kennen sie nicht. Röm. 3, 16. Sie verlassen den rechten Pfad, und wandeln auf Wegen der Finsternisse. Sprüchw. 2, 13. Sie verachten den Weg zum wahren Glücke, den ihnen das Gesetz des Herrn zeigt, verlieren sich in den Irrgängen einer geblendeten Vernunft, und gerathen in das größte Elend; gleich dem eigensinnigen Wanderer, der die gebahnte Straße verläßt, und in Wüsteneien umkommt. B. d. Weish. 5, 6. 7.

d) Wo weder Sonne noch Licht ist, da kann weder Wärme noch Thätigkeit seyn. Sonnenschein ist die Triebfeder des Wachsthums, Licht die Triebfeder der bürgerlichen Thätigkeit. Ohne jene verderben die Gewächse, ohne diese verrosten die Kräfte des Menschen.

Wo Unwissenheit und Irrthum ist, fehlt der Antrieb zu guten Gesinnungen, fehlen diese selbst, und mit ihnen die Triebfeder aller guten Handlungen. Soll das Herz des Menschen recht gewonnen

und

und zum Gehorsam gelenkt werden, so muß der Verstand zuerst aufgeklärt, überzeugt, und mit einer wahren und gründlichen Wissenschaft von Gott und seinem Willen ausgeschmückt werden. Man kann zwar durch gewisse lebendige Vorstellungen den Willen eines Menschen rege machen, daß er sich entschließt, dieses oder jenes zu unternehmen; allein es ist nicht möglich, einen recht kräftigen, nachdrücklichen und beständigen Vorsatz in demselben zu erwecken, wenn man den Verstand nicht vorher von seiner Pflicht und den Ursachen des Gehorsams, den man verlanget, überzeugt hat. Wie kann Jemand das Gute wollen, wie das Vermögen des an sich freien Willens zur Uiberwindung des Bösen brauchen, und Alles ohne Ausnahme vermeiden, wenn er nicht Alles lernt, was sich lernen läßt, der göttlichen Dinge nicht achtet, oder sich nicht durch Gottes Wort und Führungen im Leben belehren läßt? Erkennt und bedenket aber der Mensch das Gute deutlich und lebhaft; so wird der Glückseligkeitstrieb so stark in ihm rege, daß der freie Wille denselben nicht in seiner Wirksamkeit hemmen kann.

e) Wo immer Finsterniß und Nacht wäre, wie elend würde da das Leben des Menschen seyn! Und wo immer Unwissenheit und Irrthum herrschten, in welches Gewühle von Lastern, Elend und Unglück würden und müßten wir dann gerathen! Fraget nur die Geschichte, die wird es euch sagen, welche

che gräßliche Laster und Verbrechen Unwissenheit und Irrthum schon erzeugt, welche Greuelscenen sie schon veranlaßt, welch namenloses Elend sie schon über die Menschen gebracht haben.

Sehet, m. Fr., wie groß die Aehnlichkeit zwischen Finsterniß und Nacht, Unwissenheit und Irrthum ist.

Was folgt daraus? Diese Frage will ich euch beantworten im zweiten Theile.

Zweiter Theil.

a) Seyd ihr, m. Fr., auf das, was ich euch in dem ersten Theil meiner Rede gesagt habe, recht aufmerksam gewesen, leuchtet euch die Aehnlichkeit zwischen Nacht und Finsterniß, Unwissenheit und Irrthum recht ein, so werdet ihr sehr leicht daraus den Schluß ziehen: daß Unwissenheit und Irrthum die unglücklichste Verfassung sey, in der sich ein vernünftiges Geschöpf nur immer befinden kann.

Denn schwankende Ungewißheit in wichtigen Dingen ist Marter und Qual. In welche bange Verlegenheit wird nicht schon ein Wanderer versetzt, wenn er an einen Scheideweg kommt, und nicht

weiß,

weiß, welchen er einschlagen soll, um Abwege zu vermeiden, die ihn ins Verderben führen können! Um wie viel quälender muß eine schwankende Ungewißheit erst in solchen Dingen seyn, die unser ewiges Wohl betreffen! Das Herz eines solchen Menschen gleicht einer Meereswelle, die von jedem Winde hin und her getrieben wird. Jak. 1, 6.

Unordnung und Verwirrung der Begriffe und Begierden, die aus Unwissenheit und Irrthum entstehen, ist Aufruhr und Krieg. Beseligender Friede wird daher nie in der Seele eines Menschen wohnen, dessen Verstand verfinstert und mit Irrthümern angepfropft ist. Mangelt ihm auf seinem Pilgerwege das Licht der Vernunft und der Offenbarung, so wird er den rechten Weg, der zum Ziel der ewigen Glückseligkeit hinleitet, verfehlen, und auf Abwege gerathen, die ihn an den Rand des Verderbens führen. Fehlt da, wo Unwissenheit und Irrthum herrscht, der Antrieb zu guten Gesinnungen: so wird er seine Glückseligkeit nicht in dem, was sittlich gut ist, sondern in Dingen suchen, die ihn nicht nur nicht glücklich, sondern sogar höchst unglücklich machen.

O glaubet es nur, m. Fr., daß man sowohl sich als Andere durch Irrthümer unglücklich macht! Irrthümer erzeugen mancherlei Leiden und Unbequemlichkeiten, nicht nur für uns, sondern auch für Andere, mit denen wir in näherer Verbindung stehen.

Wer

Wer sich vorstellt, daß ein unmäßiger Genuß geistiger und starker Getränke ihm heilsam und nützlich sey, ist in einen großen Irrthum verstrickt, der sowohl ihm als Andern höchst schädlich ist. Solche Getränke schmecken zwar anfangs wohl, aber sie berauschen. Sie bringen nicht nur um den freien Gebrauch der Vernunft, sie erniedrigen unter das unvernünftige Vieh, sie hindern an unsern Verrichtungen, schwächen die Gesundheit, setzen mancherlei Fehltritten aus. Sie schaden auch denen, mit welchen ein solcher Irriger näher verbunden ist. Er erregt in der Berauschung Zank und Zwietracht, und stört in den häuslichen Verrichtungen.

Wer von dem Wahn ergriffen wäre, er könne seinen Kindern nichts vorzügliches Gutes thun, als wenn er sie immer mit Speisen und Trank anfüllte, der würde dadurch nicht nur die armen Geschöpfe ungesund machen und martern, sondern auch denen, die zunächst um sie sind, manches Ungemach bereiten.

Ein großer Theil dessen, was wir in der Welt Elend und Jammer nennen, entsteht aus Irrthum oder aus unrichtigen Vorstellungen. Aus Irrthum ziehen wir uns einen großen Theil der Krankheiten zu. Unsere mehrsten Sorgen und Kümmernisse entspringen aus unsern unrichtigen Vorstellungen vom Genuß des Reichthums, der Ehre u. s. w. Richtiger

gere Begriffe, verbunden mit aufmerksamer Beobachtung über den Gang der Menschen, richtigere Vorstellungen über unsere Bestimmung auf Erden, über Gott und seine Weltregierung, über unsere künftigen Erwartungen müßten unendlich viele unsrer Sorgen mindern.

b) Aus dem Allen folgt natürlich, daß wir Unwissenheit und Irrthum als Feinde unsrer Ruhe und Stöhrer unsrer Glückseligkeit fliehen, oder von uns zu entfernen suchen müssen. Und doch geschieht das von Vielen, besonders unter euch, lieben Landleute, nicht. Mehrere von euch sind unwissend und roh aufgewachsen, haben vielleicht von ihren eigenen Eltern manchen Irrthum ererbt. — Und da seyd ihr weit übler daran, als wenn ihr blos unwissend wäret. Ein Unwissender hat doch noch einen reinen Verstand, dem man das, was ihm dient, beibringen kann, wenn man Zeit und Gelegenheit antrifft, ihn zu unterrichten. Der Irrende ist schlimmer daran. Sein Verstand ist schon verdorben. Man findet allezeit, wenn man ihn bearbeiten will, einen geheimen Widerstand. Es stehet schon ein Götze in seiner Seele aufgerichtet, den er anbetet. Der muß erst umgerissen werden, wo das Bild der Wahrheit Platz haben soll. Das Herz ist schon in einen gewissen Wahn verliebt, den es gern behalten will: und diese Liebe muß erst gedämpft werden. — Wie weit schwerer muß hier die Arbeit fallen? Der ei-

nen Unwissenden lehrt, der hat einen leeren Acker zu besäen. Dieses kostet Mühe. Wer an einem Irrenden arbeitet, der hat erst ein Erdreich zu reinigen, das mit Unkraut bewachsen ist, ehe er den Samen ausstreuen kann. Dieses ist weitläufiger und mühseliger. Es braucht viel, wenn diese Arbeit gelingen, und der Irrende von seinen Irrthümern gereinigt werden soll. Mancher blieb bei allem vernünftigen Unterricht, bei jeder Belehrung, mit der man seinem Irrthum entgegen arbeitete, demselben ergeben, und nahm ihn mit ins Grab. Wie sollen nun erst Jene von ihren Irrthümern geheilt werden, die jeder bessern Belehrung geflissentlich ausweichen, und den Freund von sich stoßen, der den Götzen Irrthum aus ihrer Seele reissen will? —

Was noch unverzeihlicher bei diesen Leuten ist, ist das: daß sie meistens auch ihre Kinder unwissend aufwachsen, und deren Verstand durch Irrthümer verwüsten lassen. Sinnlichkeit und niedriger Eigennutz der Eltern, so wie die gewöhnlichen Reden: „Kinder müssen nicht klüger seyn und werden, als ihre Eltern; — es ist genug in der Welt, wenn man sein Brod hat, und das Aeußerliche des Gottesdienstes mitzumachen versteht; — die und die Menschen und wir selbst wissen wenig von der Religion, und leben doch," sind die Ursachen davon, daß Kinder unwissend aufwachsen, und mit Irrthümern angesteckt werden. Die Schule wäre noch der Ort, wo

Kin-

Kinder in nützlichen Dingen, und vorzüglich in der Wissenschaft des ewigen Heils Unterricht erhalten könnten; — aber wie viele Eltern sind so lieblos, und halten ihre Kinder unter jedem unbedeutenden Vorwand von der Schule ab! — Und wenn ja Kinder wenige Monate des Jahrs (und vielleicht oft noch bei äußerst unwissenden Lehrern) zur Schule gehen, können sie da wohl Alles lernen, was sie als Christen und als Bürger dieser Welt lernen und wissen sollten? Und doch glauben die meisten mit den Schuljahren ausgelernt zu haben. Kaum haben sie das zwölfte Jahr erreicht, und sind der Schule entwachsen, so glauben sie auch, wenigstens im Christenthume, ausgelernt zu haben. Unter den Beschäftigungen mit dem Ackerbau u. s. f. sinkt ihre Seele schon wieder in völlige Unthätigkeit zurück. — Handwerkskenntnisse und die Kunst, mit dem Pfluge umzugehen, ist Alles, worauf es bei ihnen hinausläuft; selbst die von der Regierung so weise und wohlmeinend eingeführten Wiederholungsstunden an Sonn- und Feiertagen besuchen sie nicht, und so gehen die Jugendkenntnisse bei ihnen verloren. Sie überlassen alle Kenntnisse dem Schullehrer, Seelsorger und dem Gelehrten zum beliebigen Gebrauche. So pflanzen sich Irrthum und Unwissenheit, aber auch Unglück und Verderben unter den Menschen fort.

Wollen wir diesem Uibel steuern, so lasset uns Unwissenheit und Irrthum fliehen, die für Christen

um

um so unverzeihlicher sind, weil uns Jesus das Licht des Evangeliums angezündet hat. Verschließet euere Augen diesem wohlthätigen Lichte nicht, sondern lasset euch immer mehr von demselben erleuchten; dann wandelt aber auch als Kinder des Lichts; fliehet die Werke der Finsterniß, verabscheuet Handlungen, die das Taglicht scheuen, und übet Werke aus, die eurer bessern Erkenntniß würdig sind. Dann werdet ihr das Ziel einer wahren und dauerhaften Glückseligkeit gewiß nicht verfehlen. Amen.

Am zweiten Sonntage im Advente.

Text. Nehmet einander auf, gleichwie euch Christus aufgenommen hat zur Ehre Gottes. Röm. 15, 7.

Unter den römischen Christen gab es, zu Paulus Zeiten, einige, die sich ein Gewissen daraus machten, manche Speisen zu genießen, und nicht einsehen konnten, daß jede an sich nicht ungesunde Speise erlaubt sey. Röm. 14, 2. Andere hielten gewisse Tage für glücklicher oder unglücklicher. V. 5. In Hinsicht auf diese Schwachen forderte der Apostel, daß diejenigen, welche tiefere Einsicht besaßen,

und

und in der evangelischen Lehre schon fest geworden waren, ihre schwachen Mitbrüder, die als Erstlinge im Christenthum, aus Mangel an Uiberzeugung, bei Uibertretung der ehemaligen jüdischen Satzungen große Aengstlichkeiten und Gewissensbisse fühlten, mit Geduld ertragen, und nicht blos ihrer eigenen Eitelkeit schmeicheln sollten. Röm. 15, 1.

An solchen Schwachen fehlt es auch in unsern Zeiten nicht. Es giebt noch immer Menschen, die gewisse Meinungen, Gewohnheiten und Gebräuche haben, von denen sie nicht Kraft genug haben, sich los zu machen. Was damit nicht übereinstimmt, beunruhiget sie, ist ihnen gleichsam ein Stein im Wege, daran sie sich stoßen, hinfallen, und Schaden nehmen.

So haben wir auch mancherlei Gebräuche, die Manchem wichtiger scheinen, als sie sind. Es ist dieses oder jenes eine gleichgültige Sache, die auch einmal vergessen werden könnte, ohne daß die Hauptsache darunter litte; gleichwohl würde es Manchem ein Anstoß seyn, wenn es einmal vergessen oder unterlassen würde. Das heißen dann Schwache. Diese sollen wir nicht von uns stoßen, sie nicht von unserer Verbindung ausschließen, sondern willig aufnehmen, und ihre Schwachheiten tragen, gleichwie Christus gethan hat.

Von

Von dieser Pflicht bin ich heute gesonnen, mit euch zu reden.

Erstens will ich euch zeigen, wie man die Schwachen tragen soll; und dann, warum es Pflicht sey, sie zu tragen.

Erster Theil.

Wenn Paulus fordert, daß einsichtsvollere Christen sich zu ihren schwächeren Brüdern herablassen, und ihre Schwachheiten tragen sollen, so nimmt er die Gleichgültigkeit nicht in Schutz, noch weniger die Nachgiebigkeit, die Laster für Schwachheiten ausgiebt. Er will auch nicht, daß wir die Irrthümer anderer Menschen billigen. Man muß solche zwar, nach Zeit und Umständen, unberührt lassen; aber die Zurückhaltung ist nicht Billigung. Offenbar gefährliche und schädliche Irrthümer darf man weder übersehen noch billigen. Auch besteht die Herablassung zu den Schwachen nicht darin, daß man gute Handlungen, die Gott befohlen hat, um Andern nicht zu mißfallen, unterlasse; denn man muß ja Gott mehr gehorchen, als dem Menschen. Apostelg. 5, 29. Auch das gehört nicht zur Herablassung zu den Schwachen, daß man aus Gefälligkeit gegen Andere Böses thue. Wenn wir z. B. Andern zu Gefallen, ein falsches Zeugniß

vor Gericht ablegten, so wäre das Bosheit, aber nicht Herablassung.

Worinn besteht denn nun die Herablassung zu den Schwachen, und was gehört dazu? In unsündlichen Dingen soll man sich zur Schwachheit Andrer herablassen. Diese Herablassung äußert sich auf zweyerlei Art: einmal, daß man unschuldige Handlungen alsdann unterläßt, wenn sie anstößig für Andere sind; und dann, daß man Handlungen, die man sonst nicht verrichtet hätte, nun unternimmt, wenn sie Andern gefallen und Vergnügen machen.

Beispiele werden euch das einleuchtender machen.

Jesus, der Stifter unsrer heiligen Religion, wurde von Jairus gebeten, daß er mit ihm nach Hause gehen möchte, um seine kranke Tochter zu heilen. Jesus gab seiner Schwachheit nach, ob er gleich die Patientin durch Ein Wort auch abwesend hätte heilen können. Matth. 9, 8.

Paulus ließ den Timotheus beschneiden, damit die Juden dessen Unterricht desto williger annehmen möchten; ob er gleich in dem Briefe an die Galater so sehr gegen die Beobachtung der Ceremonialgesetze eifert.

Und wie hier bei den Juden, gab er in andern unschuldigen Fällen auch den Heiden nach. Gegen die Juden und auch gegen die Proselyten (Heyden, welche die jüdische Religion annahmen) hat er sich so verhalten, als wäre er dem mosaischen Gesetze verpflichtet; er schickte sich in ihre besondern Gewohnheiten und Meynungen. Unter den Heyden, die das mosaische Gesetz nicht hatten, bewies er sich, als ob er von diesem Gesetze nichts wüßte; (nicht, als ob er sich dem göttlichen Gesetze entzöge, sondern vielmehr, weil er sich dem Gesetze Christi ganz unterwarf) das alles that er blos, um diejenigen selig zu machen, die ganz gesetzlos lebten. —

Fand er einige Schwache unter ihnen (solche nemlich, die in ihren Erkenntnissen noch nicht hinlänglich gegründet waren): so richtete er sich nach ihren schwachen Einsichten, und vermied in seinem Verhalten sorgfältig alles, was ihnen bei ihrer schwachen Erkenntniß hätte anstößig werden können. Kurz, er hat sich in allen Stücken nach Allen bequemt, um allenthalben Einige auf die Wege des Heils zu führen. 1 Kor. 9, 10 — 22.

So, m. F., soll auch unser Verhalten gegen unsere schwachen Brüder beschaffen sein. Nie sollen wir ihnen ohne Noth Anstoß und Aergerniß geben, daß sie dadurch zu falschen Gesinnungen, Zweifeln oder Unglauben veranlaßt würden. Daher muß auch der

Ver=

Verständigere in gleichgültigen Dingen, die ohne Schaden und Sünde geschehen können, sich oft nach den Schwachen bequemen, um bei denen, die die Hauptsache nicht von Nebendingen unterscheiden können, nicht in Verdacht zu kommen, als ob er auch die Hauptsache verachte und verwerfe.

Daraus folgt jedoch nicht, daß man die Schwachen immer bei ihrer Schwachheit lassen, und sie niemals eines Bessern belehren sollte.

Das Kind, das zum Gehen noch zu schwach ist, trägt man; aber nach und nach sucht man ihm das Gehen zu lehren, seine Kräfte zu üben, und es dahin zu bringen, daß es sich allein helfen kann.

So auch hier. Es heißt: „Nehmet einander auf, gleichwie euch Christus hat aufgenommen zur Ehre Gottes.“ Was that aber Christus? Er hieß nicht alles gut, befestigte niemand in seinem Irrthume, sondern suchte die Menschen nach und nach eines Bessern zu belehren.

Das ist auch die Pflicht eines jeden, der Einsicht, Geschick und Gelegenheit hat. Er muß die Schwachen, denen es an Einsicht und richtiger Beurtheilung mangelt, nach und nach durch Beispiel, und Belehrungen weiter zu bringen suchen. Das that auch Paulus. So lange es nöthig war, be-

quemte er sich nach den Schwachen; aber er sagte auch zugleich, was Schwachheit wäre. Es ist also nicht nöthig, um der Schwachen willen jede Thorheiten, Irrthümer und Vorurtheile zu begünstigen, und alles zu lassen, wie es ist. Man soll die Schwachen tragen, sie nicht von sich stoßen, nicht niederschlagen oder unfreundlich behandeln; aber man soll sie auch nicht immer ihrer Schwachheit überlassen, sondern der Schwachheit zu Hülfe kommen, damit sie nicht immer getragen werden müssen, sondern auch einmal allein gehen lernen. So lange sie aber schwach sind, muß man sie tragen.

Daß das Pflicht und folglich nothwendig sey, sollet ihr gleich überzeugt werden.

Zweiter Theil.

a. Je schwächer ein Mensch ist, desto mehr Uibeln ist er ausgesetzt, desto leichter kann er Schaden nehmen. Ein schwaches Kind fällt, stößt und beschädigt sich weit leichter, als ein erwachsener und starker Mensch. Ein kleiner Stein kann dem Kinde eine Ursache werden, daß es sich stößt und fällt. Ein kleines Hinderniß hält es auf, daß es nicht darüber weggehen kann. So auch mit den Menschen, die schwachen Geistes sind. Sie nehmen weit leichter Anstoß und Aergerniß an einer Sache,

wer-

werden weit leichter verführt, und durch kleine Bedenklichkeiten beunruhigt. Was ein anderer mit ruhigem Gemüthe sehen kann, bewegt sie im Innersten, und macht einen Eindruck, dem sie nicht widerstehen können.

Wenn wir nun durch eine christliche Herablassung zu den Schwachen allen diesen Schaden verhüthen, und ihnen alle die Nachtheile ersparen könnten, und thäten es doch nicht: wie bliebe da die Bruderliebe in uns, die uns verpflichtet, den Nächsten so zu lieben, wie uns selbst; ihm all das Unangenehme und Nachtheilige zu ersparen, was wir wünschen, daß uns auch Andere ersparen möchten? —

Auch ist dem Gebote der Bruderliebe Unfriede und Zwietracht ganz zuwider, und doch würden wir uns dieser Laster schuldig machen, wenn wir unsere schwachen Brüder nicht tragen wollten. Wollte keiner die Schwachheiten des andern tragen, so würden nichts als Trennungen, Parteyen und Sekten entstehen, und nie Einigkeit unter den Christen werden. Wenn aber die Starken die Schwachen tragen, so können beyde in Friede unter einander leben, und einmüthig Gott verehren. Und das wird Gott, dem Liebhaber des Friedens, besser gefallen, als wenn man sich um jeder Kleinigkeit willen entzweien wollte.

b. Stolz und Eigensinn ziemen dem Christen am wenigsten. Haben wir nun mehr Einsichten und Erkenntniß als unsere schwachen Brüder, so würden wir gegen den duldenden und demüthigen Sinn des Christenthums verstoßen, wenn wir dieselben verachten wollten. Das Christenthum empfiehlt uns gegen die Geistesschwäche unsrer Brüder Schonung und Duldung. Ein andres Betragen wäre auch eine ganz verkehrte Anwendung, die der Einsichtsvollere von seinen Gaben machte. Wie oft sind dieselben nur die Folge einer sorgfältigern und treuern Unterweisung, einer größeren Vorliebe unsrer Eltern nnd Aufseher für Einsichten und Kunstfertigkeiten, eines größern Vermögens, das sich auf uns geerbt hat, den erforderlichen Aufwand zu bestreiten.

Bedenket über dieß, daß der Schwache, den wir verachten wollen, es bei günstigeren Umständen in seiner Bildung vielleicht noch weiter gebracht haben würde, als wir, die wir ihn verachten wollen. Selten irrt der Schwache aus eigener Schuld; und wenn auch das wäre: so thut er immer in diesem Falle nichts mehr, als wir in einem andern, denn auch wir sind schwache Menschen, die leicht irren können. Sind wir gleich in einer Sache stärker, als dieser oder jener unsrer Brüder, so können wir doch in einer andern sehr schwach seyn. Mancher rechnet sich unter die Starken, und hat doch noch Schwachheiten und Vorurtheile, die er nicht überwinden kann.

Selbst

Selbst unter den Lehrern der Religion, die wenigstens in Religionssachen das Wesentliche von dem Zufälligen, Hauptsachen von Nebendingen sollten unterscheiden können, giebt es Schwache, die diese und jene gleichgültige Sache für ein nothwendiges Stück des Christenthums oder des Gottesdienstes halten. Und so hat fast jeder Mensch seine Schwachheiten. Wir können keine bestimmte Gränzlinie ziehen und sagen: „Hier sind lauter Schwache, dort lauter Starke;" sondern Schwachheit und Stärke sind vermischt; nur daß der eine ein größeres, der andere ein kleineres Maas von Schwachheit hat. Eben darum sollen die Menschen unter einander einer des andern Schwachheit tragen.

c. Dieß sind wir uns um unsres eigenen Vortheils und um unsrer Ehre willen schuldig.

Wer immer nach seinem Sinne leben und handeln will, und sich nirgends ein wenig zwingen mag, setzt sich in den Verdacht eines Sonderlings, eines stolzen Thoren.

Mit einem solchen geht niemand gern um, denn er scheucht alles von sich; es nimmt niemand gern Rath und Befehl von ihm an; denn er hat sich weder Zutrauen noch Liebe erworben.

Herablassung aber ist ein kleiner Aufwand, der hundertfache Interessen trägt, und Liebe, Zuneigung, Folgsamkeit gegen den erzeugt, der durch eine gewisse Biegsamkeit und Geschmeidigkeit dem Andern, bei aller dessen Schwachheit, mit Liebe und Achtung zuvorkommt.

d. Eben das that auch Jesus, unser erhabnes Vorbild, dem wir ähnlich werden sollen.

Seine Einsichten waren unendlich über die unsrigen erhaben; dem ohngeachtet hatte er mit den Schwachheiten seiner Zeitgenossen Geduld. Nur gegen Heuchler war er strenge; aber Schwache und Irrende trug er; behandelte sie mit Gelindigkeit, und suchte jedermann zu gewinnen. Er ließ sichs nicht verdrießen, die Juden selbst zu lehren, um die Verheißung zu erfüllen, durch die ihnen ein großer Prophet versprochen war; er schloß aber auch Heyden von seiner Religion nicht aus, damit auch diese Gelegenheit hätten, Gottes Barmherzigkeit zu preisen!

So sey denn ein jeglicher gesinnt, wie Jesus Christus auch war, der die Schwachen mit Sanftmuth und Liebe trug. Der Schüler erreicht die höchste Vollkommenheit, deren er nur immer fähig ist, wenn er handelt wie sein Meister. Wenn der Christ seinen Heiland nachahmt, zu welcher beträchtlichen Stufe der Vollkommenheit vermag er sich nicht em-

vor zu schwingen, und wie beneidenswerth wird dann nicht sein Loos in jener bessern Welt einst seyn! Ja! dann werden wir erfüllt werden mit allerley Friede und Freude im Glauben; dann können wir uns auch Hoffnung machen, einst Mitgenossen der Glorie unsers Erlösers im Himmel zu werden, wo lauter Liebe, Freundschaft und Eintracht ist.

Da werd' ich in der Engel Schaaren
Mich ihnen gleich und heilig sehn,
Das nie gestörte Glück erfahren,
Mit Frommen friedlich umzugehn;
Da wird mit jedem Augenblick
Ihr Heil mein Heil, mein Glück ihr Glück.

Am dritten Sonntage im Advente.

Text. Sorget nichts; sondern zu aller Zeit traget Gott euer Verlangen in Gebet nnd Flehen mit Danksagung vor. Philipp. 4, 6.

Undank ist das schwärzeste aller Laster, und doch ist die Zahl deren, die sich dieses Lasters schuldig machen, noch immer Legion. Je größer und häufiger die Wohl-

tha-

thaten sind, die wir einem zu verdanken haben, um so größer sollte auch unser Dank gegen einen solchen Wohlthäter seyn. Und wem haben wir wohl mehr zu verdanken als Gott, dem Geber alles Guten? Und doch giebt es so Viele, deren Mund stumm, und deren Herz kalt bei allen Wohlthaten bleibt, die ihnen die milde Hand des Vaters im Himmel zutheilt. Oder ist es etwa nicht so? Wie viele giebt es nicht, die tausend Wohlthaten genießen, ohne nur einmal dankbar zu dem empor zu blicken, von dem alle gute Gaben herabkommen; gerade so wie das vernunftlose Thier, das unter einem Baume die herabgefallenen Früchte aufzehrt, ohne auch nur einmal zu dem Baume aufzublicken, woher sie kommen.

Andere sagen wohl bei dieser oder jener Wohlthat, die ihnen ertheilt wird, „Gott sey Dank!" aber ihre Seele denkt, ihr Herz fühlt nichts dabei. Und doch halten sie diese gedankenlosen Worte schon für Dankbarkeit gegen Gott.

Dankbarkeit gegen Gott ist die fortdauernde Gewohnheit und Fertigkeit, mit einer gewissen Empfindung der Rührung alles Gute, das für uns oder Andere da ist, und von uns genossen wird, als ein Werk und als eine große und unverdiente Wohlthat Gottes zu betrachten, derselben sich zu erinnern, sich unaufhörlich seine Unabhängigkeit von Gott vorzustellen, und sich seiner Güte gemäß zu betragen.

Der

Der Apostel Paulus ermuntert in meinem angeführten Kanzeltexte die Philipper und mit ihnen alle Christen zur Dankbarkeit gegen Gott. Wie oft wird aber diese Pflicht vergessen, wenn wir nicht an die empfangenen Wohlthaten denken, und uns nicht selbst dazu ermuntern.

Hier dürftet ihr vielleicht zu wissen verlangen, wie ihr euch zur Dankbarkeit gegen Gott erwecken sollet. Ich will euch hierzu in meiner heutigen Rede eine Anleitung geben; vernehmt sie nur mit aufmerksamen Geiste.

Abhandlung.

A. Wollt ihr, m. F., euer Herz recht zur Dankbarkeit gegen Gott stimmen, so müßt ihr vor allem auf die Menge des Guten aufmerksam seyn, welches ihr genießet.

Bei den Meisten kömmt der Undank gegen Gott daher, weil sie entweder gar nicht, oder doch allzuwenig auf die Wohlthaten achten, die ihnen Gott erzeigt. Wollt ihr diese Quelle des Undanks gegen Gott verstopfen, so richtet euer Augenmerk auf die Menge der Wohlthaten, die ihr Gott zu verdanken habt.

a. Denket vor allen an die Wohlthat, ein Mensch zu seyn. Erwäget es, wer und was der Mensch ist. Der Mensch steht in der Reihe sichtbarer Wesen oben an. Er ist unter den Geschöpfen dieser Erde das edelste und vorzüglichste; er ist der König und Priester der Natur. Er hat einen Körper, der aus vielen Theilen von so verschiedener Art besteht. Diese Theile sind auf die vollkommenste, zweckmäßigste Weise unter sich verbunden. Betrachtet es nur, wie kunstvoll das Wohnhaus ist, das der Schöpfer für unsere Seele zubereitet hat; wie wunderbar er unsere Gebeine hervorgebracht, Glied an Glied befestigt, mit Geweben von Fleisch und Haut umwickelt, mit Werkzeugen der Empfindung ausgerüstet, und Nerven und Sehnen durch den ganzen Körper ausgespannt hat. Durch seine Kraft ergießt sich unaufhaltsam das Blut aus dem Herzen in die Adern, und treibt mit jedem Pulsschlage durch Millionen kleine Röhren und unsichtbare Kanäle die Säfte in unserem Leibe herum. Er hat uns den ungestörten Gebrauch unsrer Sinne verliehen, und dadurch die reichhaltigste Quelle unschuldiger Freuden geöffnet.

Und wie weit vornehmer, edler ist nicht erst die Seele, die diesen künstlichen Körper bewohnt! Sie ist mit Vernunft, Freiheit, Voraussicht und andern erhabenen Kräften ausgeschmückt; sie ist das Ebenbild des Schöpfers selbst. Darum rief David,

von der Würde des Menschen durchdrungen, aus: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst? des Menschen Kind, daß du so auf ihn achtest? Du hast ihn zwar ein wenig geringer als die Engel gemacht, aber mit Ruhm und Ehre krönetest du ihn." Ps. 8, 5. 6.

b. Wir können und werden noch mehr zur Dankbarkeit gegen Gott gestimmt werden, wenn wir auch an die Reichthümer der Natur denken, welche uns alle irdischen Bedürfnisse, Speise, Trank, Kleidung und tausendfache Bequemlichkeiten anbieten, wodurch uns das Leben angenehmer und froher gemacht wird. Hier ergötzt unser Ohr das melodische Chor der Vögel — dort erquicken lachende Wiesen und Fluren unser Auge. — Da wird unser Gaum durch wohlschmeckende Speisen, und Getränke ergötzt. — Doch wer könnte sie alle nennen die Reichthümer, die uns Gott in der Natur darbietet! Wer könnte sie alle zählen die Blumen, mit welchen die milde Hand des Schöpfers unsern Pilgerweg bestreuet, um uns denselben angenehmer zu machen? —

c. Rechnet zu allen diesen Wohlthaten auch den Schutz in Gefahren, unter denen wir in jedem Augenblicke schweben.

Unübersehbar ist ihr Heer, von welchen wir tagtäglich umlagert sind. Immer sind wir Unglücksfällen ausgesetzt, die uns treffen, uns Vermögen, Gesundheit und Leben rauben könnten. Von diesen drohenden Unglücksfällen können wir die allerwenigsten verhüthen; und doch treffen uns die allerwenigsten. Wie kömmt das? Ist das blindes Glück, bloßer Zufall? O, der Christ, der es weiß, daß nicht einmal ein Haar von seinem Haupte ohne Wissen und Willen des Weltregenten fällt, wird hier gewiß den Finger Gottes erblicken, und überzeugt seyn, daß es die schützende Hand des Schöpfers war, die ihn durch so viele Gefahren, denen er theils wegen seinen Umständen überhaupt, theils wegen seines unvorsichtigen Betragens ausgesetzt ist und war, gleich glücklich geführt, und aus denselben errettet habe.

d. Auch das kann unser Herz zur Dankbarkeit gegen Gott erwecken, wenn wir an die Verbindung denken, in der wir mit Blutsverwandten, Ehegatten, Freunden und fremden Menschen, sogar entfernten Personen stehen, welche durch Umgang Dienstleistungen, Arbeiten für unser Wohl und Vergnügen sorgen. Alle diese sind ja nur Werkzeuge, deren sich Gott bedient, uns die Lasten des Erdenlebens zu erleichtern, und den Weg zum Grabe angenehmer zu machen. Sie sind nur die Kanäle, durch welche uns Gott, der Urquell aller Freude, so manche Freude zufließen läßt.

e) Laßt uns ferner auch an die Leiden denken, die uns Gott zugetheilt hat. „Aber wie?" — werdet ihr denken — „sollen wohl auch Leiden unser Herz zur Dankbarkeit gegen Gott bestimmen können?" Allerdings. Leiden, besonders wenn wir sie uns nicht durch eigene Thorheiten und Laster zugezogen haben, sind ja Merkmale der Liebe Gottes; denn das Kind, welches der Vater im Himmel liebt, das züchtiget er. Sind wir ihm nun für diese Probe seiner Liebe keinen Dank schuldig? Wollt ihr das Wohlthätige der Leiden einsehen, so erwäget es nur, daß ihr durch sie von manchem Fehler geheilt, zur Tugend überhaupt, insbesondere zur Demuth, zum Vertrauen auf Gott, zum Streben nach den ewigen Gütern, zur Menschenliebe angetrieben werden könnet; Hebr. 12, 10., daß selbst unsere irdischen Freuden durch Leiden mehr Werth erhalten; indem sie uns das vorhergegangene Gute, als Gutes schätzen lehren, und das darauf folgende Angenehme desto schmackhafter machen.

f. Was endlich unser Herz am meisten zur Dankbarkeit gegen Gott erwecken kann und soll, ist das Andenken an die geistlichen und ewigen Güter, die wir dem milden Geber im Himmel zu verdanken haben. Diese sind: Erleuchtung des Verstandes — Besserung des Herzens und Lebens — oder Erlösung durch Jesum — Antheil an den Gütern der künftigen bessern Welt. Wie fühllos und abgestumpft müß-

Staatliche Bibliothek Regensburg

müßte das Herz seyn, welches bei Erwägung so groſ-
ſer und häufiger Wohlthaten nicht zur Dankbarkeit
gegen den gütigen Schöpfer sollte gestimmt werden!

B. Soll unser Herz zur Dankbarkeit gegen Gott erweckt werden: so ist es noch nicht genug, daß wir nur auf die Menge des Guten, das wir genießen, aufmerksam sind, wir müssen auch diese Wohlthaten von Gott herleiten.

Der Pharisäer, der dort im Tempel mit dem Zöllner betete, dankte Gott laut und sprach: „Dir, Ewiger, danke ich, daß du mich nicht dem allgemeinen Verderben preis gegeben hast; daß ich weder ein Räuber, noch ein Ungerechter, noch ein Ehebrecher bin, wie andere meiner Mitmenschen, kein solcher Verworfener, wie jener Zöllner dort. Zween Fasttage halte ich jede Woche, und von allem meinen Vermögen bekommen die Armen den zehnten Theil.“ Luk. 18.

Glaubet ihr wohl, m. F., daß dieser Pharisäer hier Dankbarkeit gegen Gott ausgeübt hat? Nichts weniger als das. Er rechnet Gott seine guten Werke vor, als hätte er ihm damit, ich weiß nicht was für groſse Dienste geleistet. Es läßt sich also leicht denken, daß er alles Gute, das ihm zu Theil wurde, nicht der Güte Gottes, sondern seiner Scheinheiligkeit zuschrieb. Das, was er im Tempel betete, war

wohl

wohl ein Kompliment, das er sich machte, aber nicht der Ausbruch eines mit Dank gegen Gott erfüllten Herzens. Soll unser Herz vom Dankgefühle gegen Gott durchdrungen werden: so müssen wir die Wohlthaten, die wir genießen, von Gott herleiten, und das zwar aus dem Grunde, weil niemand als Gott uns diese Wohlthaten erzeigen kann. Von ihm, dem Vater des Lichts, kömmt jede gute und vollkommene Gabe. Jak. 1, 17. Gott hat die Welt und alles, was darinnen ist, erschaffen, Apostelg. 17, 24., folglich ist er es auch, der unsern Körper so herrlich eingerichtet, unsere Seele mit so großen Vorzügen begabt, die Natur mit so vielen Reichthümern gesegnet hat. Gott erhält und regiert die Welt, durch ihn haben wir Leben, Bewegung und Seyn. Er ists also, der das Daseyn und die Kräfte aller Dinge in der Welt erhält, der die Handlungen und Veränderungen der Geschöpfe zu ihrem wahren Besten lenkt, der uns in Gefahren schützt, uns nährt, uns mit Andern in Verbindung setzt, und durch die Religion erleuchtet, bessert und beseliget.

So laßt uns nun die Wohlthaten, die wir genießen, blos als Gaben Gottes und als Folgen seiner Güte, nicht als Folgen eines blinden Glücks, unsrer eigenen Vorsichtigkeit, Klugheit, Fleißes, Geschicklichkeit, menschlicher Hülfe u. s. w. betrachten; denn wir haben auf keines der irdischen Güter

Ansprüche, Röm. 11, 35, 36. 1, Kor. 15, 10. Gott giebt, ohne daß ihn unsere gute Aufführung dazu bewegt, und ohne daß wir ihn darum bitten; denn er giebt, ehe wir ihn anrufen, ohne etwas von uns zu erwarten zu haben, (denn alles ist sein) und wir und alle Geschöpfe vermögen ihn nicht seliger und herrlicher zu machen.

C. Wollen wir unser Herz noch mehr zur Dankbarkeit gegen Gott erwecken, so lasset uns unsere eigene Unwürdigkeit dabei mit in Anschlag bringen. So lange wir die Wohlthaten, die wir genießen, als einen Lohn ansehen, den uns Gott für unsere guten Werke zu geben schuldig ist, wird unser Herz nicht so leicht zur Dankbarkeit gegen Gott gestimmt werden; wohl aber dann, wenn wir es erwägen, daß uns Gottes Wohlthaten ganz ohne unser eigenes Verdienst, ja ohne, daß wir derselben werth sind, zu Theil werden. Und so verhält es sich wirklich. Wir verdienten keine Belohnung, wenn wir auch ganz tugenhaft wären; denn es wäre Schuldigkeit; folglich können wir aus Zwangsrecht gar nichts von Gott fodern.

Wir verdienen nicht nur keine Belohnung für das Gute, was wir ausüben, sondern sogar als Sünder Strafe. Wir sündigen so viel innerlich durch böse Begierden, die wir hegen; äußerlich durch Unterlassung unserer Pflichten, durch Vollzie-

hung

hung des Verbotenen. Ja des besten Menschen Tugend ist sehr mangelhaft. Wie großmüthig also handelt Gott, wenn er bei allen unseren Sünden doch seine Sonne über uns scheinen, und regnen läßt, und uns mit Wohlthaten überhäuft!

So laßt uns denn, m. Fr., die unzählbaren Wohlthaten Gottes gegen unsere Sünden halten; dann werden wir, vom Gefühl unsrer Unwürdigkeit durchdrungen, mit Jakob ausrufen: „Ich bin so groß er, mir, deinem Knechte, erwiesenen Güte und Treue unwerth.“ 1. B. Mos. 32, 11. Dann wird unser Herz vom Danke gegen Gott, den Geber alles Guten, überströmen, und diese Dankbarkeit wird uns zu einer treuen und gewissenhaften Verwaltung alles dessen, was uns Gottes Güte anvertrauet hat, ermuntern; wird uns im Kampfe gegen die Sünde helfen, unser Herz mit frohen Hoffnungen erfüllen, und uns fernerhin Gottes Wohlthaten verschaffen. Amen.

Am vierten Sonntage im Advente.

Text. Mir ist wenig daran gelegen, ob ich von euch oder von einem menschlichen Gerichte beurtheilt werde. Ich beurtheile auch mich selbst nicht. 1. Kor. 4, 3.

Es giebt leichtsinnige Menschen, die sich nichts daraus machen, wenn gleich Andere noch so viel Böses von ihnen reden. Sie pflegen zu sagen: „Laßt die Leute reden, und die Hunde bellen." — Was kümmerts mich: mögen die Leute von mir reden, was sie wollen. Wer so denkt, verräth eine niederträchtige Seele, die gegen Ehre und Schande gleichgültig ist. Diese Leute dürften vielleicht in dem angeführten Kanzeltexte eine Rechtfertigung ihrer niedrigen Denkungsart finden wollen, und glauben, daß auch Paulus gegen die Urtheile Anderer über sein eigenes Verhalten ganz gleichgültig gewesen wäre; weil er sagt: „Mir ist wenig daran

an gelegen, ob ich von euch oder von einem menschlichen Gerichte beurtheilet werde." Das Urtheil, von welchem Paulus hier redet, bestand darin, daß einige von den Korinthern ihn andern Lehrern weit nachsetzten, ihm allerley üble Absichten andichteten, das, was er that, auf das übelste auslegten, und ihn des Stolzes, des Leichtsinns einer allzu großen Strenge, des Umsturzes des Gesetzes, und der Lieblosigkeit beschuldigten.

Dieses Urtheil wäre der Ehre des Apostels allzu nachtheilig gewesen, würde ihm in seinem Apostelamte allzu viel geschadet haben, als daß er gegen dasselbe hätte gleichgültig seyn können. Nein, das war er nicht. Gleich im Anfange dieser Epistel arbeitet er der Verläumdung entgegen, und zählt sich unter die treuen Haushälter der christlichen Religion. Und an einer andern Stelle vertheidiget er sich nachdrücklich gegen Verläumdungen, und sagt unter andern zu seiner Vertheidigung: „Ich halte dafür, daß ich keinem Apostel, wie groß er auch seyn mag, nachstehe." 2. Kor. 11, 5.

Gleichgültig war also Paulus gegen die Urtheile Anderer gar nicht; aber irre ließ er sich dadurch auch nicht machen; ruhig war er dabei.

Dieß lehrt uns weises Verhalten gegen Lob und Tadel. Wir müssen dabei zwey Abwege vermeiden.

Ein-

Einmal dürfen wir den Urtheilen Anderer über uns nicht zu viel Werth beilegen; wir dürfen aber auch die Urtheile Anderer über unser Verhalten nicht gar zu gering achten. Auf diese zwey Abwege will ich euch in meiner heutigen Rede aufmerksam machen, und euch dieselben vermeiden lehren.

Abhandlung.

A. Der erste Abweg, den wir bei den Urtheilen Anderer über uns sorgfältig vermeiden müssen, ist der: daß wir solchen Urtheilen nicht zu viel Werth beilegen. Wer das Gegentheil thut, handelt höchst unklug, und irrt sich sehr.

a. Wir müssen überhaupt nicht glauben, daß sich immer nach den Urtheilen Anderer die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit unseres Betragens bestimmen läßt. Der Haufe jener ist sehr groß, die bei ihrem Thun und Lassen nur immer darauf achten, was Andere dazu sagen; ob sie ihr Verhalten loben oder tadeln. Und diese fremden Urtheile nehmen sie zum Maßstab an, nach dem sie entscheiden, ob sie rechtmäßig oder unrechtmäßig gehandelt haben. Wollt ihr euch überzeugen, m. Fr., wie unzuverläßig dieser Maßstab sey: so erwäget nur, daß kein Mensch, auch nicht einmal der verständigste, untrüglich sey. Wie viel wird nicht dazu erfordert, wenn Andere ein richtiges Urtheil über uns fällen sollen? Ein-

sichten über unsere Verfassung, Gemüthsbeschaffenheit, Erziehung, Lage und Uiberzeugung, Einsichten über unsere Handlungen selbst — über ihre Lokalität, Folgen u. d. gl, kann es in einem oder dem andern dieser, zu einem zuverläßigen Urtheil erforderlichen Stücke nicht auch dem Verständigsten fehlen? Nur Gott, der Herzensforscher allein, kann immer und über jeden ein ganz zuverläßiges und richtiges Urtheil fällen.

Wie viele Urtheile fällen Andere nicht über uns, die Eigennutz und Parteylichkeit zur Quelle haben? Und kann ein solches Urtheil immer lauter, rein und der Wahrheit angemessen seyn? Höret nur z. B. einmal das Urtheil solcher Eltern, die gegen ihr Schooskind eine blinde Liebe hegen. — Erheben sie nicht dessen unbedeutendste Handlungen zu Heldentugenden, und geben sie nicht dessen Fehlern und Lastern einen Anstrich von Tugend?

Uiberdieß widersprechen sich die Urtheile der Menschen oft.

Was einer lobt, tadelt der Andere; was dieser tadelnswerth findet, hält der andere des Lobes werth. Wie verschieden denkt z. B. der Geizige und Verschwender über Sparsamkeit und Freygebigkeit? Wem glaubt man, wenn die Urtheile über eine und

eben

eben dieselbe Sache oder Handlung so entgegengesetzt und widersprechend sind?

Erwäget es überdieß noch, wie veränderlich die Menschen in ihren Urtheilen über Andere sind. Was sie in dieser Stunde loben, tadeln sie in einer andern wieder. — Jetzt erheben sie einen bis an die Sterne, und nach einer kurzen Zeit setzen sie ihn in die Klasse verworfener Menschen herab. Heute schreien sie „Hosianna!" und nach ein paar Tagen — „Kreuzige ihn!" —

Nehmet das alles zusammen und saget selbst, ob wir überhaupt nach dem Urtheil Anderer die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit unsres Betragens bestimmen können? Gewiß nicht.

b. Insbesondere müssen wir uns hüthen, daß uns die menschlichen Urtheile nicht zu gesetz- und pflichtwidrigen Handlungen verführen.

An Beyspielen dieser Art fehlt es uns, leider! nicht.

Viele vornehme Juden hielten die Lehre Jesu für wahr, verbargen aber ihre Uiberzeugung aus Furcht vor dem Urtheil der Pharisäer, damit sie nicht in den Bann gethan werden möchten. Denn die Ehre bei Menschen war ihnen lieber, als die

Ehre

Ehre bey Gott, d. h. sie wollten noch lieber ihre ansehnlichen und einträglichen Ehrenstellen beybehalten, als für Freunde der Wahrheit angesehen, und ihrer zeitlichen Vortheile beraubt werden. Joh. 12, 42. 43.

Manche obrigkeitliche Person ist zu gelind, um nicht für zu hart ausgeschrien zu werden, und vergißt die schöne Regel: „Fürchte Gott, thu' recht, und scheue niemand."

Mancher, dem seine Eltern Religion ins weiche Herz geflößt hatten, läßt sich späterhin durch das höhnische Urtheil vornehmer und witzelnder Religionsspötter seine Religion wegspötteln.

Viele suchen durch kriechende Schmeicheleien sich Lobsprüche und Vortheile zu erwerben. Soll das nicht unrechtmäßig seyn? Menschen, die so handeln, verrathen die strafbarste Geringschätzung gegen Gott und seine Gesetze; machen sich also seines Beifalls verlustig, der doch mehr als der Beifall einer ganzen Welt werth ist. Und was haben solche Menschen davon? Sie erreichen nicht einmal ihren Zweck: Vorwürfen zu entgehen und Beifall zu erhaschen; denn des einen Beifall suchen sie, und eben dadurch ziehen sie sich des andern Mißfallen und gerechten Tadel zu, weil gerade die Verständigsten ihnen darum den Beyfall versagen.

B. Ich komme nun zu dem zweyten Abweg, den wir bei den Urtheilen Anderer über uns vermeiden müssen. Dieser ist: wenn man die Urtheile Anderer über sein Verhalten gar zu gering achtet. Auch das ist zu weit gegangen.

A. Wir müssen überhaupt nicht ganz gleichgültig dabey seyn, sind es von Natur auch nicht, ob Andere mit uns zufrieden sind, oder nicht, uns loben oder tadeln. Denn

a. ihr Lob kann uns nützen, ihr Tadel kann uns schaden.

Loben uns Andere, und stehen wir bey ihnen in einem guten Ruf, so kann uns dieser gute Ruf Achtung und Liebe bey ihnen erwerben; und wie süß ist nicht die Freude des Geschätzt- und Geliebtwerdens? Andere wird dann unser Schicksal mehr interessiren; wir werden bey ihnen eher Theilnahme sowohl in Freuden als Leiden finden. Stehen wir in einem guten Rufe, so wird man uns eher ein Amt anvertrauen, oder in einen Dienst nehmen, und wir werden in demselben Andern um so nützlicher werden können, je besser der Ruf ist, in dem wir stehen. Das Lob, das uns Andere ertheilen, der gute Ruf, in dem wir bey ihnen stehen, hat auch Einfluß auf das Wohl der Unsrigen. So findet manches Kind darum sein gutes Fortkommen in der

Welt,

Welt, weil dessen Eltern in einem guten Rufe ste-hen. Man traut ihnen eher Gutes zu; das Sprich-wort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme," kommt einem solchen Kinde zu gut.

So ausgemacht es demnach ist, daß uns das Lob Andrer nützen kann: so richtig ist es auch im Ge-gentheil, daß uns der Tadel Andrer schaden kann.

Sey es, daß der Tadel, den sich Andere gegen uns erlauben, wirklich ungegründet und falsch ist, er findet doch hie und da Glauben, und da, wo er ihn findet, wird auch die Achtung und Liebe gegen uns, und die Theilnahme an unseren Schicksalen ge-schmälert.

Wirft der böse Ruf, in dem wir stehen, einen widrigen Schatten auf uns; so wird man miß-trauisch gegen uns, vertraut uns nicht so leicht ein Amt an, nimmt uns nicht so leicht in einen Dienst auf. Die Erfahrung wird es euch bestätigen, daß mancher brave Vater blos darum ohne Brod und Dienst bleiben, und mit den Seinigen im Elende schmachten muß, weil er in einem bösen, wenn gleich falschen, Rufe steht.

Und hat auch jemand ein Amt oder einen Dienst: so wird er doch durch den üblen Ruf oft gehindert, daß er in seinem Amte oder Dienste blos darum nicht

so

so nützlich werden kann, als er wünscht und soll, weil er in einem bösen Rufe steht. Wie mancher brave, und eifrige Seelsorger kann blos darum nicht den gehörigen geistlichen Nutzen in seiner Gemeinde stiften, weil ihn einige bösgesinnte Kirchkinder in einen bösen Ruf gebracht, und ihm dadurch das nöthige Zutrauen und die Liebe seiner Kirchkinder geraubt haben.

Auch Jesus würde in der Verbreitung seiner Religion gehemmt worden seyn, wenn er seine Ehre nicht so gründlich vertheidigt, und den bösen Ruf, der wider ihn war, zernichtet hätte.

b. So mag es euch einleuchten, daß wir schon darum das Urtheil Andrer über uns nicht gar zu gering achten sollen, weil dasselbe auf unser Wohl oder Wehe einen mächtigen Einfluß haben kann.

Und überdieß verräth die Gleichgültigkeit gegen fremde Uetheile wahre Niederträchtigkeit, und bahnt den Weg zu den ehrlosesten Lastern. Das Gefühl für Ehre liegt in unsrer Brust; wer nun gegen Lob und Tadel gleichgültig ist, rottet dieses natürliche Gefühl aus, sinkt zur Niederträchtigkeit herab, und macht sich in den Augen besserer und vernünftigerer Menschen verächtlich. Eben dieses Ehrgefühl ist der Damm gegen manches Laster; ist

die-

dieser durchbrochen, so wird unser Herz unwiderstehlich zu den abscheulichsten Lastern fortgerissen.

B. Insbesondere dürfen wir fremden Tadel darum nicht schlechterdings verachten, weil dies Stolz und Eigendünkel verräth.

a. Wer das Urtheil Anderer immer geradehin verachtet, und nur jenes, welches er über sich selbst fällt, für das allein richtige hält, der setzt die falsche Einbildung voraus, daß er klüger als alle andern sey; daß aber dieser Stolz und Eigendünkel für Andere beleidigend sey, und sie gegen uns empören muß, läßt sich leicht denken. Fraget einmal die Erfahrung, und sehet selbst, ob ein Mensch, der immer die Urtheile Anderer mit sichtbarem Stolze verachtet, von ihnen nicht angefeindet wird.

b. Wir ziehen uns durch stolze Verachtung der Urtheile Anderer nicht nur ihre Feindschaft zu, sondern hindern dadurch auch die Kenntniß unsrer selbst, weil wir unsere Fehler nicht kennen lernen.

Wer auf sich selbst aufmerksam ist, wird es bemerken können, daß wir die Fehler an uns nicht leicht entdecken. Wir sehen den Splitter in des Andern Auge, und den Balken in unserem eigenen Auge nehmen wir nicht wahr. Wie kömmt das? Die Eigenliebe blendet uns. Man pflegt zu sagen: „Die Liebe ist blind;" das trifft besonders bey der Liebe ein,

die

die wir gegen uns selbst empfinden. Diese macht, daß wir viele unsrer Fehler sehr schwer erkennen, und viele derselben uns gar unbekannt bleiben. Andere beobachten uns meistens genauer, entdecken folglich Manches an uns eher, als wir, und ihr Tadel kann uns zur Selbstkenntniß verhelfen und folglich nützlich werden. Wollen wir uns nun Selbstkenntniß verschaffen, die zu unsrer Vervollkommnung unentbehrlich ist, so dürfen wir die Urtheile Anderer über uns nicht verachten; nicht einmal die Urtheile unsrer Feinde. Die Fehler, welche unsere Freunde sich zu sehen oder uns vorzurücken hüthen, entdecket uns ungebeten unser Feind. Freylich sind beyde in ihrem Urtheil über uns nicht ganz unparteyisch, der eine denkt zu gut, der andere zu schlecht von uns; aber wir erfahren doch vom letztern, was unsere Eigenliebe verbarg. Das Protokoll ihrer sich widersprechenden Urtheile giebt Licht in der verwirrten Sache unsers Werths.

So habe ich euch nun, m. F., mit den zween Abwegen bekannt gemacht, die wir in Ansehung fremder Urtheile über unser Betragen vermeiden müssen. Es dürften aber vielleicht manche nicht wissen, wie sie diese beyden Abwege vermeiden sollen. Diesen empfehle ich die goldne Vorschrift, die Paulus den Thessalonichern in seinem ersten Briefe gab: „Prüfet alles.“ 1. Thess. 5, 21. Prüfet das Lob, ob ihr dessen werth seyd; prüfet fremden Tadel, ob ihr ihn verdienet: verdienet ihr das Lob Anderer, so sey es euch Ermunterung, es noch mehr zu verdienen; verdienet

ihr

ihr es nicht, so sey es euch Beschämung und ein Sporn, euch desselben würdig zu machen.

Verdienet ihr den Tadel, so müsset ihr unweigerlich das Tadelnswürdige ablegen. Verdient ihr ihn nicht: so denket — um nicht irre und muthlos zu werden — der beste unter den Menschen, Jesus, ohne Sünde, war doch nicht tadelfrey — selbst Gott wird getadelt. — Kein Mensch kann uns den Beyfall Gottes und unsers Gewissens rauben. Amen.

Am

Am ersten Sonntage in der Oktav der Geburt des Herrn.

Text. Da die Zeit der Volljährigkeit da war, sandte Gott seinen Sohn, der von einem Weibe geboren, und dem Gesetze unterworfen wurde, damit er die, welche dem Gesetze unterworfen waren, befreyete, und wir die Kindschaft empfingen. Gal. 4, 4. 5.

Obschon Gott allmächtig ist, und mit einem Wink Millionen Geschöpfe hervorzubringen im Stande ist: so kann ein aufmerksames Auge es doch bemerken, daß Gott nicht verschwenderisch mit den Mitteln umgeht, die er zur Erreichung seines Zweckes zu wählen pflegt. Er thut nichts mit größerem Aufwand, was er durch einen kleinen verrichten kann. Nun fragt sichs: warum hat Gott zu unsrer Erlösung und Beseligung gerade seinen Sohn, das Theuerste und Vornehmste, was er hatte, erwählt? Diese Frage ist wichtiger, als sie manchem unter euch scheinen dürfte. Je größer und höher die Person ist, welche man zur Voll-

zie-

ziehung eines Auftrags und Geschäfts gebraucht, desto größer und wichtiger muß das Geschäft seyn.

Wie uns Paulus in seinem Briefe an die Hebräer versichert (K. 1, 1, 2.) hat Gott in den allerältesten Zeiten durch die Propheten besondere Offenbarungen zur Erleuchtung der Menschen auf mancherley Art bekannt gemacht. Aber in den Zeiten des neuen Bundes wurden die Menschen ganz vorzüglicher Offenbarungen gewürdiget. Als die Zeiten der Kindheit der Welt vergangen waren, und der Zeitpunkt herankam, den Gott für den schicklichsten hielt, uns ganz frey, und der Welt die christliche Religion bekannt zu machen, da erschienen in dieser neuesten Zeitperiode nicht mehr Propheten, wie im alten Bunde, sondern Gott ließ seinen Sohn selbst, als Stifter dieser vollkommensten Religion in der Welt erscheinen, der sich zu dem Ende so tief herabgelassen, gleich andern Menschen von einem Weibe geboren, und dem Zwange der mosaischen Gesetze unterworfen werden mußte, um die unter diesem nämlichen Zwange seufzende Nazion von ihren väterlichen Gesetzen gleichsam los zu kaufen, und uns alle in die Rechte volljähriger freyer Kinder einzusetzen. Gal. 4, 4. 5.

Aber warum wählte Gott hiezu nicht abermals einen Propheten, warum nicht einen Heiligen oder Engel? warum gerade seinen Sohn? Diese interes-

sante Frage soll den Stoff meiner heutigen Rede ausmachen.

Erstens will ich diese Frage beantworten, und dann euch die Pflichten und Belehrungen mittheilen, welche hieraus folgen. Wahrlich, ein Inhalt, der eure ganze Aufmerksamkeit verdient.

Erster Theil.

a. Die Väter des alten Bundes hatten die Verordnungen Gottes auf eine sehr feyerliche Weise empfangen. So wurden die zehn Gebote dem Volke durch Moses auf einem rauchenden Berge, unter Blitz und Donner und schmetterndem Posauneuschall ertheilt. 2. B. Mos. 20, 15.

Jetzt gefiel es Gott, jene Verordnungen zu erweitern, zu veredeln, einen Theil derselben aufhören zu lassen. Dies sollte zwar auch feyerlich, aber nicht so sinnlich feyerlich, wie dort, sondern der geistigen Religion angemessen geschehen. Die Feyerlichkeit sollte also in der Hoheit der Person bestehen, die er zu diesem erhabenen Zwecke sandte; eben darum wählte er dazu seinen Eingebornen selbst. Man sollte aus der Göttlichkeit des Gesandten auf die Göttlichkeit der Religion schliessen, die er stiftete.

b. Der den Vätern verheissene Erlöser sollte eine Menge Mißbräuche abschaffen, eine Menge verjährter und zur Gewohnheit gewordener Dinge aufheben, ein ganz verdorbenes Menschengeschlecht veredeln. — Das war kein Menschenwerk; es war vielmehr ein Werk, welches Menschen- ja sogar Engelkräfte überstieg. Einem bloß endlichen Wesen hätte das zu viel gekostet; es hätte dasselbe müssen lassen anstehen ewig.

Nur der Eingeborne des allmächtigen, allweisen Vaters im Himmel war diesem weitumfassenden Geschäfte gewachsen; der Sohn Gottes allein konnte es vollziehn; darum hat ihn auch Gott dem gefallenen Menschengeschlechte zugesendet, und durch ihn das übermenschliche Werk ihrer Erlösung und Beseligung ausführen und vollenden lassen.

c. Sein Geschäft sollte auf das vollständigste betrieben und beendiget werden; denn in dem Rathschluß des Ewigen war es beschlossen, in und mit dem Welterlöser die letzte Offenbarung zu geben; eben darum sollte sein Unterricht vollständig seyn.

Wer konnte aber die Geheimnisse des Reichs Gottes besser wissen, als Gottes Sohn, der mit dem ewigen Vater in engster Verbindung stand? Wer konnte sie besser bekannt machen, als der Liebling des Vaters, der allein den Vater kennt, und in dessen

Schooße von Ewigkeit her gewesen ist. Joh. 1, 18. Matth. 11, 27.

Auch die Versöhnung des Welterlösers sollte vollständig und vollgültig seyn. Das konnte aber wieder kein endliches Wesen leisten.

Ein Verschuldeter, den eine Menge eigene Schulden belasten, kann nicht für Andere bezahlen. Darum mußten wir einen solchen Hohenpriester haben, der vollkommen unsträflich und ohne allen zu versöhnenden eigenen Fehler wäre, und der daher, anstatt unter die Zahl der Sünder zu gehören, alle, sogar himmlische Wesen an Würde und Heiligkeit überträfe, und wodurch denn bey ihm auch das Bedürfniß wegfiel, an den bestimmten Opfertagen erst das Versöhnungsopfer für seine eigene Sünden Gott darzubringen, und dann erst für jene des Volks. Heb. 7, 26, 27. Kein Heiliger, kein Prophet, kein Engel ist rein vor dem Heiligen. Ps. 142, 2. Der Sohn allein war der Abglanz der Heiligkeit des Vaters. Eben darum war nur Er, und kein Heiliger, kein Prophet, kein Engel zum Welterlöser geeignet; darum hat Gott nur seinen Sohn zu diesem wichtigen Amt erwählt.

d) Nach dem Plan des Ewigen sollten die Belehrungen des Welterlösers nicht durch Schwachheiten, Fehler und Vergehungen des Wandels tadelhaft und unkräftig gemacht werden.

Das Leben des Sohns Gottes allein nahm sich hierin von Menschen aus, die da alle mannigfaltig fehlen. Wir alle fehlen sehr oft. Jak. 3, 2. Der Sohn Gottes aber hat keine Sünde begangen. 1. Pet. 2, 22 Er hat seine scharfsichtigsten Feinde aufgefordert, daß sie ihn einer Sünde überzeugen sollten, und sie konnten es nicht. Der sterbende Schächer am Kreuze gab ihm noch in Gegenwart seiner Todesfeinde das unverwerfliche Zeugniß: „Er hat nichts Strafwürdiges begangen." Luk. 23, 41. Und so ward sogar sein Beyspiel, Erlösung, Stärkung und Muster, dem wir getrost nachfolgen können, das beste Siegel seiner Lehre.

e) Endlich erwäget auch noch das: Das Menschengeschlecht war tief, sehr tief, fast unter sich selbst versunken; es bedurfte eines starken Schwungs, um es wieder zu heben. Diesen sollte es dadurch erhalten, daß Gott seinen Sohn hergab, zu zeigen, theils wie hoch er selbst noch die gefallene Menschheit achte, daß er seinen Sohn für sie geben könne, um sie zu retten; theils wie hoch die Menschheit sich erheben, zu welcher Größe der Seele, zu welchem Adel des Geistes sie sich empor schwingen könne.

Da habt ihr nun Gründe genug, warum Gott gerade seinen Sohn zur Erlösung des Menschengeschlechts erwählt hat.

Laßt uns nun hieraus einige Pflichten und Belehrungen herleiten.

Zweyter Theil.

a. Ihr habt es gehört, m. F., daß die Religion, zu der wir uns bekennen, der Welt auf die feyerlichste Art mitgetheilt wurde:

Die Lehre des neuen Bundes wurde durch kein Geschöpf, durch kein endliches Wesen, sondern durch den Sohn Gottes selbst bekannt gemacht.

Können wir von der Heiligkeit und Göttlichkeit eines Religionsstifters, auf die Heiligkeit und Göttlichkeit der Religion selbst schließen, die er gestiftet hat: so trägt Christusreligion den Stempel der Göttlichkeit und Heiligkeit wohl sichtbar genug an sich, sie verdient demnach unsern ganzen Beyfall, unsere unabänderliche Befolgung, unsern unverbrüchlichsten und unbedingtesten Gehorsam. Dies fodert Paulus im Namen Gottes von uns allen. Höret nur, was er in dem Briefe an die Hebräer sagt. „Da nun die christliche „Religion in Betreff ihres Stifters, einen so erhabenen „Vorzug hat, so urtheilt daraus, wie hohe Ursache wir „haben, auf das, was wir gehört haben, unser Augen„merk zu richten, damit wir nicht auf Abwege gera-

„then,

„then, und dabey unser Heil verscherzen. Denn wenn „schon das mosaische Gesetz, das wir nicht unmittelbar „von Gott, sondern durch die Bedienung der Engel „empfangen haben, so viel Verbindlichkeit hatte, daß „jede Abweichung von derselben in den Augen Gottes „höchst sträflich war; wie werden wir sein Strafgericht „vermeiden können, wenn wir einen Unterricht verach„ten, der uns zu einer so großen Glückseligkeit führt „— einen Unterricht, den seine Jünger aus seinem ei„genen Munde empfangen haben, der aber uns her„nach von diesen getreuen Zeugen seiner Lehre auf das „glaubwürdigste ist überliefert worden — einen Unter„richt, den Gott noch über dieses, theils durch die man„nigfaltigsten Wunder, und theils durch die Mittheilung außerordentlicher Geistesgaben in dem Maße, „wie er es selbst gut fand, bekräftigte." Heb. 2. 1 — 4.

Freunde! warum wollten wir die Religion, die uns Jesus lehrte, nicht mit Freuden annehmen? Sie muß uns ja recht willkommen seyn. Wir sind Pilgrime und Wandersleute, wie es alle unsere Väter gewesen sind. Diese Welt ist nicht unsere Heimath; unser Vaterland liegt jenseits des Grabes. Wir wissen den Weg, der dorthin leitet, nicht, und sind deswegen der Gefahr ausgesetzt, auf Abwege, die ins Verderben führen, zu gerathen, wenn niemand ist, der uns den Weg nach unserm ewigen Vaterlande zeigt. Wie willkommen soll uns der nicht seyn, der uns diesen Weg zeigen kann? Und wer kennt ihn

besser, als Jesus? Wer wird den Weg zu Gott besser wissen, als sein Sohn, der aus dem Schooße des Vaters zu uns auf Erden kam. Den Weg, den er uns zeigt, sollen wir wandeln, ihm können und sollen wir folgen. Gott selbst hat durch die Stimme vom Himmel uns darauf angewiesen, welche rief: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören.“ Denn es ist ja eben so viel, als wenn gesagt wäre: „Sehet auf diesen meinen Sohn, den ich liebe, und befolgt seine Lehren, sein Beyspiel; denn so muß ein Mensch seyn, wenn ich Wohlgefallen an ihm haben soll; dieser ist das Ideal eines gottähnlichen Menschen, oder eines Kindes Gottes, das seinem Vater im Himmel gleicht.“

Was soll uns hindern, mit voller Beystimmung unsres Herzens, zur Fahne Jesu zu schwören, und uns für Anhänger seiner heiligen Religion zu erklären? O kein Spötter soll uns diese rauben, sie soll uns, als das größte Kleinod des Himmels, bis zum letzten Hauch unsers Lebens heilig seyn.

b) Ist die Religion, die der Sohn Gottes gestiftet hat, nicht für die Sinne, sondern für Geist und Herz, so laßt uns sie auch nicht im Aeußern und Irdischen suchen, und wenn wir ja etwas Aeußeres mit ihr verbinden müssen, weil wir nicht ganz Geist sind, so sey dieß nur Mittel und Weg zum Geist, zum

Her-

Herzen. Jesus, der göttliche Stifter unsrer heiligen Religion, lehret uns, seinen Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Gott, der vollkommenste Geist kann nur im Geiste würdig angebetet werden; rechtschaffene Gesinnungen allein können ihm gefallen.

Hüthet euch demnach vor dem pharisäischen Sauerteige! Haltet euch nicht schon für gute Christen, wenn ihr euch nur in viele Brüderschaften einschreiben lasset; fleißig in die Kirche gehet, Messe höret, Rosenkränze betet, Wallfahrten anstellet oder fastet; dabey aber Gerechtigkeit und Menschenliebe bey Seite setzet. Menschenliebe, nicht Opfer, ein reines Herz, nicht gewaschene Hände fordert Jesus, der eine vollkommnere Religion, als jene der Juden war, gestiftet hat. Gewissenhafte Erfüllung seiner Standespflichten ist weit besser, als in heiligem Müßiggang selbst gemachte Feste feyern; besser ists, ein reines Herz, als einen leeren hungrigen Magen haben; besser ists, euere bösen Begierden niederzukämpfen, als durch Geißelhiebe das geile Blut abzapfen. Was nützt äußerliches Andachtsgepräng, ohne innere Rechtschaffenheit — ein Herr Herr sagen ohne den Willen des himmlischen Vaters zu thun — Brüderschaften ohne Bruderliebe, Litaneyen zu allen Heiligen, ohne eines einzigen Tugend nachzuahmen; an gewissen Tagen keine Fleischspeisen zu genießen, ohne sich von den Gelüsten des Fleisches zu enthalten, sich mit geweihtem Wasser besprengen, ohne für die Reinigkeit des Herzens zu sorgen?

gen? — Hinweg mit dieser Werkheiligkeit der Pharisäer! Uibet die geselligen und häuslichen Tugenden, die auf euer tägliches Betragen und auf die allgemeine Glückseligkeit Einfluß haben. Trage einer die Bürde des Andern; übet Sanftmuth, Gefälligkeit, Freundlichkeit, Dienstfertigkeit, Großmuth, Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und Zufriedenheit. Umschlinget alle euere Brüder mit dem Bande der Liebe; übet Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit. Präget euren Herzen tiefe Ehrfurcht vor dem höchsten Wesen, und kindliche Liebe zu dem besten aller Väter ein. — Dann seyd ihr würdige Glieder der geistigen und vollkommenern Religion, die Gott durch seinen Sohn gestiftet hat.

c) Wollte Gott durch Aufopferung seines Sohns zeigen, wie hoch er selbst noch die gefallene, Menschheit achte, und wie hoch sich dieselbe erheben, zu welcher Größe der Seele, zu welchem Adel des Geistes sie sich empor schwingen könne: so möge dieses alle schlummernden Empfindungen unsrer Würde, des Adels unsers Geistes wecken, und als Schutzengel wider alles auffodern, was diesen Adel entehren, diese Würde erniedrigen kann.

In der Person Jesu, in seinem Verhalten, wird uns die Menschheit recht anschaulich dargestellt, in seinem Verhalten und in seinen Schicksalen wollte

Gott

Gott uns zeigen, wessen die menschliche Natur fähig ist, und zu welcher Stufe der Vollkommenheit sie sich empor zu schwingen vermag. Welche Weisheit, welche Tugend, welche Frömmigkeit war ihm nicht eigen? Welche Gottes- und Menschenliebe belebte ihn nicht! Auf welche Stufe der Vollkommenheit und Herrlichkeit hat er sich emporgeschwungen! O Mensch, erkenne hier die Würde deiner Natur! Fühle hier, was du als Mensch zu thun, zu erkämpfen, zu erstreben vermagst; zu welcher Höhe du dich als Mensch empor zu schwingen Kraft und Fähigkeit hast. Fühle den ganzen Werth der Vorzüge, womit Gott die Menschheit in der Person ihres Hauptes und Wiederherstellers geehrt hat. Der Jesus, der jetzt über alles erhöht ist, der so weit herrschet und wirket, der ist Fleisch von deinem Fleische, ist dein Bruder; war ein Mensch wie du, ward versucht wie du, und gieng durch Gehorsam und Leiden zur Herrlichkeit ein. Er ist dein Vorbild, dem du ähnlich werden mußt, wenn du an seiner Herrlichkeit Theil nehmen willst. Sieh auf ihn, deinen Vorgänger und Anführer, tritt in seine Fußtapfen. — Schäme dich, je unter deiner Würde zu handeln, und die Menschheit in dir zu entehren. Handle als ein mit Vernunft begabtes Wesen nie nach blinden Trieben, wie Roß und Maulthier, die keinen Verstand haben. Handle als ein freygebornes Wesen, nie als Sklav; laß dich von keiner sinnlichen Lust, von keiner wilden Leidenschaft beherrschen, von keinem Menschen knechtisch erniedrigen; denke und

handle stets frey und edel; werde immer thätiger, immer unverdrossener im Guten; werde nie müde, höher zu streben, und den Preis zu erringen, der auf den Sieger wartet.

d) Wollte Gott dadurch, daß er seinen Sohn zur Erlösung des Menschengeschlechts wählte, seine Liebe gegen die gefallene Menschheit zeigen: so laßt uns ihn wieder lieben.

Wenn Gott seines eigenen Sohnes nicht verschonte, sondern übergab ihn, den Geliebten, zu einem Mittel, zur Rettung der Menschen, und Beseligung der Sünder; wenn er einen einzigen Unschuldigen für eine ganze Welt aufopfert; wenn er durch die Todesangst eines Einzigen Millionen Beruhigung gewährte; wenn er durch die Aufopferung eines Gerechten sich eine Gemeinde erkaufte, die sich von Sünden entledigt, und ihm sich weihet: — ist das nicht die reinste, die edelste Liebe, die keinen Aufwand, keine Aufopferung achtet, sondern auch das Liebste giebt? Wahrlich, der Lieblingsjünger Jesu hat Recht, wenn er sagt: „Den offenbarsten Beweis seiner Liebe gegen uns hat Gott damals an den Tag gelegt, als er seinen Eingebornen menschliche Natur annehmen ließ, damit wir durch ihn Leben und Glückseligkeit erhielten.“ 1 Joh. 4, 9.

Sehet, Brüder! so sehr hat uns unser Vater im Himmel geliebt, daß er seinen geliebtesten Sohn zur Versöhnung unsrer Sünden bestimmte, noch ehe wir ihm den geringsten Beweis einer Gegenliebe gegeben hatten. Und sollten wir ihm diesen Beweis etwa auch jetzt noch nicht geben wollen? O dann wären wir nicht werth, ein Herz zu haben; dann wären wir die undankbarsten Geschöpfe unter Gottes Sonne!

Verzeih, o Gott! wenn wir dich und deinen Sohn bisher allzuwenig geliebt, und dir unsere Herzen entzogen haben! Es soll nicht mehr geschehen. — Lieber sollen unsere Herzen aufhören zu schlagen, als den nicht zu lieben, der uns mit Liebe zuvorkam, uns schon liebte, ehe wir an seine Liebe dachten, uns liebte, die er hätte hassen können. In deinem Dienste wollen wir unsere durch deinen Sohn so theuer erkaufte Seele aushauchen. Amen.

Am

Am Sonntage zwischen den Festen der Beschneidung und der Erscheinung des Herrn.

Text. Da die Zeit der Volljährigkeit da war, sandte Gott seinen Sohn, der vom Weibe geboren, und dem Gesetze unterworfen wurde, damit er die, welche dem Gesetze unterworfen waren, befreyete, und wir die Kindschaft empfingen. Gal. 4, 4. 5.

Gleich nach dem Sündenfall unsrer ersten Eltern verhieß Gott, dem gefallenen Menschengeschlecht einen Erretter zu senden. 1. B. Mos. 3, 15. Aber es vergiengen Jahrtausende, ehe dieser verheissene Weltbeglücker wirklich in der Welt erschien. Lange seufzte man mit dem Propheten Jesaias: „Möchte doch bald der sehnlichst erwartete Gerechte die bedrängte Welt durch seine Ankunft erquicken, wie ein wohlthätiger Thau und Regen im heißen Sommer die lechzende Erde erquicket und fruchtbar macht!" aber dieser heiße Wunsch wurde lange, lange nicht erfüllt.

Warum

Warum zögerte Gott so lange mit der Wohlthat, die er der Welt durch den verheissenen Messias erzeigen wollte? Warum sandte er ihn nicht eher? Darüber kann der Mensch, dessen Einsicht in Gottes Regierung so beschränkt ist, mit Gewißheit nichts sagen, was diese Frage so vollkommen auflösen könnte, als man wünscht. Indessen bürgt uns Gottes Weisheit dafür, daß er gewiß die weiseste Absicht dabei hatte, daß er den verheissenen Welterlöser nicht früher sandte; gewiß muß der Zeitpunkt, wo der Messias in der Welt erschien, der schicklichste gewesen seyn, die Welt durch die Wohlthat der Lehre Jesu zu beglücken. Nicht anders, m. Fr. Hievon sollet ihr in meiner heutigen Rede überzeugt werden. Erstens werde ich beweisen, daß nie eine schicklichere Zeit war, die Welt durch die Wahrheit der Lehre Jesu zu beglücken, als eben die, in welcher er geboren wurde. Sobald ich euch von dieser Wahrheit werde überzeugt haben, will ich einige nützliche und wichtige Lehren daraus herleiten. Gott segne mein Vorhaben, und verleihe euch bey meinem Vortrag einen aufmerksamen Geist, und ein für die Wahrheit empfängliches Herz.

Erster Theil.

A. Gott wollte durch die Wahrheit der Lehre Jesu die Welt beglücken; und vor der Zeit, ehe Jesus geboren wurde, waren immer Hinderniſſe vorhanden, durch

wel-

welche dieses große Werk Gottes nie so leicht und allgemein würde ausgeführt worden seyn, als es zu den Zeiten Jesu möglich war.

Wir brauchen hier nur die Geschichte zu Hülfe zu nehmen, so werden wir finden, daß zu diesem wichtigen Plane Gottes weder die Zeiten vor, noch nach Moses ganz geeignet waren.

a. Vor Moses Zeiten hielt es Gott nicht schicklich, Jesum erscheinen zu lassen; denn damals lag die Menschheit noch in der Wiege; der menschliche Verstand war nicht fähig, die reinen Kenntnisse zu fassen, die Jesus lehrte. Gott konnte zu den damaligen Menschen beynahe eben so sagen, wie späterhin Jesus zu seinen Jüngern sagte: „Ich hätte euch viel zu sagen, ihr könnet es aber nicht ertragen." Die Einbildungskraft war bey dem damaligen Menschengeschlecht angebauter als der Verstand. Daher konnten die Weisen dieses Zeitalters ihre Religion blos versinnlichen, nie aber dieselbe als für sich bestehende Vernunftwahrheiten vortragen.

Ein anderes Hinderniß war die damalige, unruhige nomadische Lebensart wandernder Familien, die weder einem festen Religionssystem, noch dem Anbau der Wissenschaften günstig war. Da selbst die ansehnlichsten Familien mit ihren Heerden im Lande herumzogen, so war es da unmöglich, Kir-

chen

chen, Schulen und Gemeinden zu stiften. Uiberdieß machte es der Mangel der Kunst, zu schreiben, unmöglich, reine Vernunftkenntnisse rein fortzupflanzen. Die Lieder, in welche man sie verkleidete, ließen der verkleideten Sache allemal etwas von ihrem Gewande zurück.

b. Nach Moses Zeiten war fast noch eben so ein Zeitpunkt, der für die Erscheinung des Messias ungünstig war.

Wir wollen annehmen, daß die Vorsehung damals die ausgezeichnetesten Weisen erweckt hätte, und diese mit rastlosem Eifer an der Religionsverbesserung des Volks gearbeitet hätten: so würden doch ihre Bemühungen durch die immerwährenden Wanderungen, Kriege und Unruhen, in welchen die Völker damals begriffen waren, wo nicht ganz, doch größten Theils vereitelt worden seyn.

Wer in der Geschichte der Vorzeit bewandert ist, der wird es wissen, daß damals die Abgötterei schon sehr überhand genommen hatte, und durch Vernunftkenntnisse nicht mehr getilgt werden konnte. Das fühlte Moses selbst. Er gab sich daher alle Mühe, Sinnlichkeit mit Sinnlichkeit zu vertreiben, und die Abgötterei durch den Pomp des Tempeldienstes zu verdrängen. Er fing an, die Religion in Bilder einzukleiden, Versündigungen, Zurechnung und Ver-

söhnung durch Opfer vorzustellen, und dieser Opfertheorie dadurch noch mehr Gewicht zu geben, daß er sie mit der Staatsverfassung verkettete. Dieß zusammen machte theils einen Zaum für das rohe Volk aus; theils wurde es ein Weg, auf welchem es einer höhern Ausbildung entgegen geführt wurde.

Auch das können wir als ein Hinderniß des großen Werkes, welches Gott durch den Messias ausführen wollte, ansehen, daß bey der damaligen Barbarei keine allgemeine Sprache vorhanden war, in welcher man reinere Vernunft- und geistigere Religionskenntnisse hätte vortragen können.

So oberflächlich ich euch auch immer die Zeitumstände vor der Ankunft des Messias geschildert habe, so könnet ihr doch daraus deutlich genug abnehmen, daß damals Hindernisse genug obwalteten, durch welche das Werk Gottes nie so leicht und so allgemein würde ausgeführt worden seyn.

B. Aber alle diese Hindernisse waren zu Jesus Zeiten nicht mehr, sondern günstigere Umstände waren eingetreten, die das durch Jesum auszuführende Werk erleichterten und begünstigten.

So gab es damals schon eine allgemeine, nehmlich die griechische Sprache, in welcher man sich theils bestimmt ausdrücken, theils mit derselben in

Pa=

Palästina, Syrien, Aegypten, selbst in Rom fortkommen, und so durch dieselbe die Lehre Jesu durch der Apostel Schriften überall verbreiten konnte.

Die Juden selbst waren vorbereitet. Man fühlte das Bedürfniß eines Messias durchgängig auf das heftigste; und eben darum war die Erwartung desselben aufs höchste gestiegen; selbst die Begriffe eines geistigen Erretters waren nicht ganz fremd. Man bezog viele prophetische Stellen auf ihn.

Auch die Zerstreuung der Juden hatte einen wohlthätigen Einfluß auf die spätere Einpflanzung der christlichen Religion; denn alle jene Nationen, bey denen sie, seit der Gefangenschaft zu Babylon, lebten, waren schon durch sie auf eine bessere Religion vorbereitet worden; indem die Juden, bey ihrem Aufenthalt unter ihnen, die Thorheit des blinden Heidenthums anschaulicher machten und vernünftige Begriffe von Gott und göttlichen Dingen in Umlauf gebracht hatten.

Die Wissenschaften, welche unter Griechen und Römern damals sehr blühten, beförderten die Ausbreitung des Christenthums. Denn so wie da, wo die Wissenschaften fremd und verbannt sind, Aberglaube, Unwissenheit und Irrthümer herrschen, durch deren Wolke sich das Licht der Wahrheit gar nicht oder nur äußerst schwer durcharbeiten kann: so findet

da, wo Wissenschaften blühen, die Wahrheit eher Eingang und Aufnahme, weil die Vernunft mehr Macht hat. Auch haben die Wissenschaften Einfluß auf Sprache, auf Vortrag, Duldung und Wißbegierde; sie sichern die Fortpflanzung der Wahrheit; sichern ihren Kredit bey der Nachwelt. Selbst das ausgebreitete Gebieth des römischen Reichs unter der Herrschaft eines Einzigen half das neue Licht verbreiten. Unter dem Zepter des römischen Staats lebte der größte Theil der damals schon gebildeten Welt; auch die jüdische Nation stand unter seiner Regierung. Diese Nation war mit dem römischen Staat in Verbindung, und so kam die christliche Religion dahin, wohin sie sonst nie gekommen wäre. Zumal noch über dem die Römer sehr duldsam in religiösen Dingen waren.

Da, wo das Christenthum aufstand, war es ganz ruhig; man hatte also Muße, darüber nachzuforschen, und die Kultur wurde eben dadurch befördert, wodurch hinwiederum die Ausbreitung der Lehre Jesu befördert wurde.

Der Zustand der heidnischen Religion war sehr verändert. Die Abgötterei war gefallen — der Glaube an ein höchstes Wesen nichts neues; die weisern Heiden sahen das Abgeschmackte ihrer Vielgötterei und Götterlehre ein; die heidnischen Orakel, die dem Götzendienst so viel Vorschub leisteten, wa-

ren sehr gesunken und verstummt. — Das alles erleichterte den vollen Sieg der durch die Offenbarung geläuterten Vernunft, welchen Jesus erringen wollte.

Endlich machte die mit der zugenommenen Kultur eingerissene hohe Lasterhaftigkeit selbst, daß die reine, heilige und beseligende Sittenlehre Jesu von allen gutdenkenden Menschen nur desto williger angenommen wurde.

Nehmet alle diese, die Sache Jesu so begünstigenden Umstände zusammen, haltet sie gegen die Hindernisse, die derselben in frühern Zeiten gelegt wurden — und saget dann selbst, ob je eine schicklichere Zeit war, die Welt durch die Wohlthat der Lehre Jesu zu beglücken, als eben die, in der er geboren wurde.

Laßt uns von dieser Uiberzeugung eine nützliche Anwendung machen.

Zweyter Theil.

A. Seyd ihr von der Wahrheit überzeugt, daß nie eine schicklichere Zeit war, die Welt durch die Wohlthat der Lehre Jesu zu beglücken, als die, in welcher er geboren wurde: so ziehet daraus die Lehre: „daß wir Ursache haben, die Wege der Vorsehung zu bewundern, nicht aber sie

zu

zu tadeln, daß sie die beseligende Lehre Jesu nicht eher eingeführet habe."

Der Mensch, das kurzsichtige Geschöpf, ist oft dreist genug, die Wege des Allweisesten zu tadeln, weil sein begränzter Verstand die Absichten des Unendlichen nicht immer zu errathen im Stande ist.

So mag auch wohl mancher, wo nicht laut, doch im Stillen die göttliche Vorsehung tadeln, daß sie mit der Sendung des Welterlösers so lange zögerte, und denken oder sagen: „Wer bald giebt, giebt doppelt. Die Wohlthat gewinnt an Werth, wenn sie dem Dürftigen bald erzeigt wird. Gott hätte sich demnach um das Menschengeschlecht gewiß mehr verdient gemacht, wenn er sein Versprechen früher erfüllt, und der leidenden Menschheit durch die Sendung seines Sohnes schnellere Hülfe geleistet hätte."

So scheint es freylich, wer aber das erwägt, was ich euch in dem ersten Theil meiner Rede gezeigt habe, dem wird es einleuchten, daß wir Ursache haben, die Wege der Vorsehung mehr zu bewundern als zu tadeln, daß sie den verheissenen Messias nicht eher gesendet hat.

Das Werk war groß, welches Gott durch den verheissenen Weltbeglücker ausführen wollte. Es war nichts Kleines: Juden = und Heidenthum zu verdrängen, eine neue Religion, neue Sitten und Gesetze einzuführen, und sie so verschiedenen Nationen anzupassen. Dazu wurden günstige Umstände erfodert. Ihr wisset es wohl, mit welcher blinden Vorliebe, mit welchem oft unsinnigen Starrsinn der rohere und ungebildetere Haufe, der gewöhnlich auch der größte ist, dem Alten anzuhangen, und das Neue blos darum, weil es neu ist, anzufeinden pflegt. Da fodert es doch wohl die Klugheit, daß man die günstigsten Umstände abwarte, wenn man nicht vergebens arbeiten will. Da ihr es nun wisset, daß viele und wichtige Hinderniſſe dem Werke, welches Gott durch seinen Sohn ausführen wollte, in den früheren Zeiten im Wege standen, so verdient die göttliche Vorsehung nicht getadelt, sondern vielmehr bewundert zu werden, daß sie mit der Sendung des verheissenen Weltheilandes so lange verweilte, bis diese Hinderniſſe verschwunden, und günstigere Umstände an ihre Stelle getreten waren.

„Aber" — könnte man sagen — „hätte denn Gott nicht, ohne diese späterhin eingetretenen günstigern Umstände abzuwarten, den Knoten unmittelbar zertheilen, mit unsichtbarer Hand lösen, und die Hinderniſſe auf einmal wegräumen können?"

Seine

Seine Weisheit fand es nicht für gut. Gott regiert die Welt nach bleibenden Regeln, die seine Weisheit festgesetzt hat, nach den Gesetzen einer allmähligen Fortschreitung. Nichts von allem, was die Natur hervorbringt, ist plötzlich und auf einmal vollkommen; alles wird von Gott nur nach und nach weiter geführt, und wächst von einem kleinen Anfange zu der Vollkommenheit und Größe empor, die es erreichen soll. Da ist in der Natur nirgends Sprung — nirgends Lücke — nirgends Eile. Alles entwickelt sich durch tausend kleine Veränderungen zu seiner wahren Gestalt, und gelangt endlich zu seiner ordentlichen Reife. — So gelangte auch der Plan des Ewigen, die Welt durch die Sendung des Messias zu beseligen, nur nach und nach zur Reife. Nach und nach wurden die Hindernisse weggeräumt, die diesem großen Werke im Wege standen; nach und nach wurden die günstigeren Umstände herbeygeführt, welche die Einpflanzung und Verbreitung der Religion Jesu begünstigten, und zwar so begünstigten, daß wir bey einer näheren Betrachtung dieses göttlichen Werkes mit dem Apostel ausrufen müssen: „O der unermeßlichen Tiefen der Weisheit und Güte unsers Gottes! Wie unergründlich sind seine Rathschlüsse! Wie unbegreiflich ist sein Verfahren mit den Menschen! Welcher Sterbliche war vermögend, die Absichten Gottes vorauszusehen? Wer hat dem Rath der Gott-

heit

heit beygewohnt? Oder wer darf sagen, daß er vorhergegangenen Verdiensten dieses Glück zu danken habe? Alles ist Wirkung der Weisheit Gottes; alles ist Erfolg seiner Macht; alles Denkmal seiner unendlichen Liebe; ihm sey Ehre in Ewigkeit." Röm. 11, 33 — 36.

b. Eine zweyte und eben so wichtige Lehre, die ihr aus der obigen Uiberzeugung ziehen sollet, ist diese: Wir müssen die Lehre Jesu für göttlich erkennen.

Schon aus der Heiligkeit dieser Lehre leuchtet ihre Göttlichkeit hervor; aber auch aus der Art, wie diese Lehre ein- und fortgepflanzt wurde.

Ich habe euch auf die Berge von Hindernissen aufmerksam gemacht, die dem Werke Gottes, welches er durch den verheissenen Messias ausführen wollte, im Wege standen; sie waren unübersteigbar — und doch verschwanden diese Hindernisse nach und nach immer mehr. Hat sie etwa ein Zufall weggeräumt? Wer das glauben kann, mit dem habe ich weiter nichts zu reden. Jeder Mensch von gesundem und unbefangenem Verstand und Herzen wird hier den Finger Gottes erblicken; er wird es einsehen und gestehen, daß kein bloßer Mensch, nicht einmal ein Engel oder

Hei-

Heiliger das Werk hätte vollenden können, was Jesus vollendet hat.

Was nun kein Mensch, kein Engel, kein Heiliger so veranstalten konnte, muß von Gott veranstaltet seyn. Jesus bewieß eben durch das, was er für die Menschheit leistete, daß er kein bloßer Mensch, sondern ein Lehrer von Gott sey. Wie könnten wir nun diesem göttlichen Menschenbeglücker unsere Achtung versagen! Wahrlich! wenn Jesus unsere Achtung nicht verdient, so verdient sie keiner.

Ist der Stifter unsrer Religion Gottes Sohn selbst, so verdient seine Lehre vollen Glauben von uns allen. Er hat sich unter andern durch seine Wunder, die er aus eigenen Kräften wirkte, als Gesandter Gottes legitimirt, und die Stimme des Vaters im Himmel hat ihn deutlich für seinen geliebten Sohn erklärt, den wir hören sollen. Was könnte uns noch abhalten, seiner Lehre unsern gänzlichen Beyfall zu schenken? Ist Jesus der Sohn Gottes, der die Weisheit und Liebe selbst ist, und nur unser Bestes will: wie könnten wir seinen Geboten unsern Gehorsam versagen, da sie nichts als Vorschriften eines weisen und gütigen Vaters seyn können, dem das Beste seiner Kinder am Herzen liegt! —

c. Endlich können und sollen wir aus der spätern Sendung des Messias Vertrauen auf Gottes Weis-

Weisheit und Güte lernen; indem wir hier sehen, daß Gottes Weisheit und Liebe seiner Menschen Zustand kennt, beherzigt, berathet und sie nie vergißt.

Der Allwissende wußte es, in welches namenlose Elend die gefallene Menschheit herabgesunken war; er wußte es, daß ihr kein Engel, kein Heiliger, sondern nur sein Sohn selbst zu helfen vermögend wäre: und seine Liebe beschloß es auch, diesen einzigen geliebten Sohn für das Wohl der Menschheit hinzuopfern. Freylich blieb dieser göttliche Weltbeglücker lange aus; freylich mag vielleicht schon mancher gezweifelt haben, ob der verheissene Welterlöser je erscheinen, und die gefallene Menschheit retten und beglücken würde; — aber er kam doch zur schicklichsten Zeit, und führte das große Werk Gottes herrlich hinaus.

So weiß nun Gott Zeit und Stunde am besten, wenn die Hülfe am heilsamsten ist. Verzögert er mit seiner Hülfe, so hat er gewiß die weisesten Ursachen, warum er mit seiner Hülfe verzögert. So seyd also in Hinkunft nicht so furchtsam, ihr Kleingläubigen, wenn euch in einer Widerwärtigkeit nicht gleich geholfen wird. Der Allwissende sieht eure Thränen, hört eure Seufzer. Saget nicht verzagt: „Der Herr hat meiner vergessen, weil er mich so lange hülflos läßt.“ Eher kann eine Mutter ihres Schooskindes vergessen, als Gott seiner Menschen vergißt. Kömmt euch seine

Hülfe später, als ihr es unter dem Druck eurer Leiden wünschet: so denket nur, daß seine weise Güte zu eurem Besten mit seiner Hülfe verzieht; und glaubt es fest, daß Gott da mit seiner Hülfe am nächsten ist, wo die Noth am größten ist. Einmal wisset ihr es, daß Gott euer Vater ist, dem alle seine Kinder ins Herz geschrieben sind. Werfet demnach alle eure Sorge auf euern Vater, und lasset nur das eure Sorge seyn, daß ihr gute Kinder dieses Vaters seyd. Dann wird er gewiß stets Vater gegen euch seyn, und euch zu rechter Zeit seine Hülfe senden. Amen.

Am ersten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text. Bezeiget euch den Menschen dieser Zeit nicht gleichförmig; sondern bildet euch ganz um durch eine neue Gesinnung, und prüfet euch, was der gute, wohlgefällige und vollkommene Wille Gottes sey. Röm. 12, 2.

Die Römer, an welche dieser Brief, aus dem ich meinen Kanzeltext entlehnte, gerichtet war, waren gewohnt, sich nach den herrschenden Grundsätzen einer verdorbenen Welt zu richten, und die Modelaster ihres Zeitalters mit zu machen. Gegen dieses unsittliche Betragen eifert Paulus, und giebt den Römern die Vorschrift: „Bezeiget euch den Menschen dieser Zeit nicht gleichförmig, sondern bildet euch ganz um durch eine neue Gesinnung, und prüfet euch, was der gute, wohlgefällige und vollkommene Wille Gottes sey."

Die-

Diese Vorschrift ist uns allen gegeben; sie ist auch für unsere Zeiten nöthig. Der Trieb der Nachahmung ist uns allen vom Schöpfer in die Seele gepflanzet; auch schon bey Kindern ist er sichtbar; sie wollen den Erwachsenen alles nachmachen; und die Erwachsenen ahmen immer eins dem andern nach; der Geringe dem Vornehmen, ein Jüngling, ein Mädchen dem andern. Nur Schade, daß dieser Trieb meistens eine schiefe Richtung bekommt; nur Schade, daß man seinen Zeitgenossen auch in solchen Dingen nachahmt, die unerlaubt, sträflich und schädlich sind.

Man geizt unmäßig nach dem Beyfall der Welt, und eben darum pflegt man sich derselben in allen Stücken gleichzustellen. Ist das erlaubt und gut? Ich sage nein, es ist nicht erlaubt und gut, sich in allen Stücken der Welt gleich zu stellen.

Diese Wahrheit soll den Stoff meiner heutigen Rede ausmachen, in der ich euch erstens zeigen will, in welchen Stücken es nicht erlaubt und gut ist, es andern Menschen nachzuthun; und dann will ich euch auf den Nachtheil aufmerksam machen, der daraus entsteht, wenn wir uns in solchen Stücken der Welt gleich stellen. Entziehe mir keiner bey einem so wichtigen Gegenstande seine Aufmerksamkeit.

Er=

Erster Theil.

Ihr verlanget zu wissen, m. Fr., in welchen Stücken wir uns der Welt nicht gleich stellen, oder es andern Menschen nicht nachthun sollen?

a) Dahin rechne ich, vor andern, alberne Modetrachten, Sitten, Lebensarten und Gewohnheiten.

Was die Mode betrifft, wird kein Vernünftiger sie geradezu verdammen. Die Veränderung der Moden, an sich betrachtet, ist nicht nur was gleichgültiges, sondern sie hat auch zufälliger Weise den Nutzen, daß dadurch die Art der Nahrung und die Künste unter den Menschen befördert werden. Und da überhaupt die Abwechslung einen großen Theil unseres Vergnügens in diesem sonst mühseligen Leben ausmacht: so sehe ich nicht ein, aus welchem Grunde man nicht selten auf der heiligen Stätte wider die Kleidermoden eifern konnte.

Zu den Zeiten unsrer Väter gieng man in diesem Stücke so weit, daß man über jede neue Mode einen besondern Teufel setzte, und auf den Kanzeln wider die Perücken-, Reifröcke- und andere Teufel mit der größten Hitze loszog. Ich will und darf es nicht behaupten, daß der Christ sich ganz und gar nicht nach der Mode richten soll; ich behaupte vielmehr,

daß

daß es nicht rathsam ist, um der Geselligkeit willen, sich der Mode ganz zu entziehen; vielmehr erfordert es die Klugheit von einem jeden, der mit Vergnügen und Beyfall in der Gesellschaft leben, und sich nicht um die Achtung seiner Zeitgenossen bringen will, daß er in seiner Kleidung, in seiner häuslichen Einrichtung, und in seinem äußern Anstand nicht gar zu weit von dem abweiche, was die Beobachtung Mehrerer oder Aller zur Mode und Sitte gemacht hat.

Demohngeachtet aber darf seine Nachgiebigkeit gegen die Foderung der Mode und Sitten nicht so weit gehen, daß er alberne Modetrachten, Sitten, Lebensarten und Gewohnheiten nachahmt.

Freunde, die ihr keine Sklaven der Mode seyd, und mit gesunder Vernunft und unbefangenem Auge so manche Modetracht, so manche Sitte und Lebensart betrachtet: saget, ob ihr nicht dabey so manches Alberne und Lächerliche wahrnehmet? Hier tritt ein junger Kerl mit aufgesträubtem und borstigen Haar auf, führt einen Knotenprügel in der Hand, und giebt sich mit Fleiß ein so fürchterliches Ansehen, daß man beynahe in Versuchung geräth, sich wider ihn Wache zur Vertheidigung geben zu lassen. — Hie und da sieht und hört man ungeschliffene Scherze, Faustbalgereien, häufiges, lautes Gelächter und Possenspiele. — Bey Hochzeiten, Kindstaufen und Handwerksgebräuchen sind noch so manche Albernhei-

ten und mit Dummheiten gestempelte Sitten an der Tagesordnung. —

Saget selbst, m. Fr., ob es erlaubt und gut sey, wenn man jede neue Mode blindlings nachäfft, jede Sitte und Lebensart blos darum mitmacht, weil sie auf einer alten Gewohnheit beruht; obschon diese Mode, diese Sitte, diese Lebensart, wenn sie vor den Richterstuhl der Wahrheit und Vernunft gezogen wird, als Albernheit und läppisches Zeug erscheint? Es läßt sich leicht denken, daß es nicht erlaubt und gut sey, es in solchen Dingen Andern nachzuthun.

b Um so weniger dürfen wir uns der Welt in Modelastern gleichstellen.

Jedes Zeitalter hat seine Lieblingslaster, die zur Mode werden. Man rechnet sie zur Lebensart. So giebt es Zeiten und Gegenden, wo das Saufen Mode ist. In dieser Gemeinde giebt es z. B. Bauern, die ihre Wirthschaft an den Nagel hängen; und beynahe die meiste Zeit, wo sie in der Scheuer oder hinter dem Pfluge seyn und ihre Berufsarbeiten abwarten sollen, in der Schenke beym vollen Glase sitzen, und ein Glas um das andere hineinstürzen, bis sie berauscht nach Hause taumeln. In einer andern Gemeinde bringen die Nachbarn, auch an Arbeitstagen, ihre meiste Zeit am Spieltische zu. Hier lebt man immer auf einen großen Fuß, wenn gleich das Ver-

mögen klein ist. Man hält öftere und kostspielige Gastereien — schafft sich überflüssige und prächtige Hausgeräthe und Einrichtungen an. Dort ist das Laster der Unzucht recht eigentlich zu Hause. Erwachsene Kinder beyderley Geschlechts kommen mit Wissen und Willen der Eltern zur Nachtszeit zusammen. Die Folge hievon ist, daß die Mädchen immer seltener werden, die den Jungfrauenkranz mit Recht zum Traualtar tragen. Auch findet man da Weiber von ausgeschämter Stirn, die ihre Männer ohne Scheu zu Hahnreyen machen, und ihnen wohl gar fremde Kinder unterschieben; so wie es von der andern Seite nicht an Männern fehlt, die ihren Weibern untreu sind, mit andern buhlen, und fremde Eyebetten beflecken.

Alle diese und ähnliche Laster, weil sie hie und da herrschend, und zur Mode geworden sind, finden immer mehr Anhänger unter solchen Leuten, denen es mehr um den Beyfall der Welt, als um den Beyfall Gottes zu thun ist. Sie rechnen dieses oder jenes Modelaster zur feinen Lebensart, und machen es darum mit, damit man von ihnen sagen soll: „Der Mensch weiß zu leben — der versteht den feinen Ton — der schickt sich in die Welt.“ Der große Haufe pflegt ohnehin mehr nach Beyspielen, als nach Grundsätzen zu handeln; sieht er nun, daß dieses oder jenes Laster herrschend ist, und vielleicht gar von Großen und Vornehmen, denen er mehr Einsicht zutraut, ohne Scheu

und

und Bedenken begangen wird: so hat er es mit seinem Gewissen bald abgethan. Schwankte er bisher zwischen Tugend und Laster: so giebt das herrschende böse Beyspiel bald den Ausschlag; er tritt auf die Seite des Lasters, wenn er sieht, daß dasselbe in seiner Gemeinde herrschend und zur Mode geworden ist.

O möchten diese Bedaurungswürdigen es doch öfters und ernstlich überdenken, wie unglücklich sie sich dadurch machen, wenn sie in solchen Stücken sich der Welt gleichstellen, und andern nicht nur in Dingen, wodurch sie sich lächerlich machen, sondern sogar in Modelastern nachahmen.

Ich will euch gleich auf die Nachtheile, welche daraus entstehen, aufmerksam machen.

Zweyter Theil.

Daß es nicht gut sey, sich in allen Stücken der Welt gleichzustellen, erhellt daraus, weil man sich dadurch an seinem Vermögen, an der Ehre, an der Gesundheit, und an seiner Seele schadet.

a Wer von der Modesucht angesteckt ist, und selbst Modelaster nachahmt, schadet sich an seinem Vermögen.

Wie manche Familie kann die Geschichte aufweisen, welche von der Modesucht ist zu Grunde gerichtet worden! Ihr werdet das gar nicht unglaublich finden, wenn ihr es nur erwäget, welchen Aufwand, welche Opfer die Modesucht fodert, wenn sie befriedigt werden soll. Da vergißt man die Vorschrift des Apostels ganz, der will, daß man sich soll genügen lassen, wenn man Kleidung und Nahrung hat. Nein! die Modesucht fodert Uiberfluß, sie verleitet zur Verschwendung. Immer will es der Aermere dem Reichen, der Niedrige dem Höhern nachthun; immer einer dem andern im Aufwand nachthun, oder ihn wohl gar übertreffen. Diese modesüchtige Frau hat z B. ihr Hausgeräth recht gut eingerichtet, ihr Anzug ist geschmackvoll, ihre Wohnung ist schicklich und gut verziert; — aber sieht oder hört sie, daß eine andere noch besser eingerichtet ist, daß man jetzt auf einem andern Fuß lebt, seine Kleidung nach dieser oder jener Form trägt, oder sein Hausgeräth so oder anders verfertigen läßt: — nun muß sogleich eine gänzliche Umänderung ihres Hauswesens vorgenommen werden, wenn sie sich nicht unter die äußerst Unglücklichen zählen soll; denn der Vorwurf der Geschmacklosigkeit, den sie fürchtet, ist ihr unausstehlich. Die Befriedigung ihrer Modesucht mag noch so große und schwierige Opfer fordern, sie müssen herbeygeschafft werden. Aber kaum sind sie herbeygeschafft, so verdrängt der nie versiegende Strom der Mode das wieder, was er kurz vorher als einzig geltende Waare herbeyge-

führt hatte, und bewirkt auf diese Weise dieselben Verlegenheiten und Sorgen, deren Druck zuvor so fühlbar gewesen war. Um diesen neuen Druck wieder wegzuschaffen, muß wieder ein neuer Aufwand gemacht werden.

Wer wird es behaupten wollen, daß es in einer Familie möglich sey, ohne viele Kosten mit den so häufig wechselnden Moden gleichen Schritt zu halten? Man erwäge nur, welche Ausgaben der einzelne Artikel in Kleidungsstücken fodert! — wie oft man damit wechseln, wie vieles blos seiner Form und Farbe wegen noch ganz unversehrt ab- und zurückgelegt, und wie manches ganz unnütze und überflüßige Putzstück, weil es Mode ist, angeschafft werden muß.

Denket euch einen Mann, der sich von den Modelastern seiner Zeitgenossen anstecken läßt, und seine meiste Zeit in der Schenke und am Spieltische zubringt, und darüber seine Berufsarbeiten versäumt, seine Wirthschaft vernachläßigt — wird sein Vermögen nicht darunter leiden? Wird er nicht in der Schenke und am Spieltische Summen durchbringen, wovon er lange mit den Seinigen leben könnte? Und habt ihr nicht schon Beyspiele genug, daß solche Trunkenbolde und Spieler sich und ihre Familien an den Bettelstab gebracht haben? Wie mancher von euch, lieben Landsleute, hätte sich in den vorigen Zeiten, wo eure Produkte in einem so hohen Preise standen,

nen hübschen Nothpfennig zurücklegen können; da schlich sich nun aber bey vielen die unselige Sitte ein, daß sie anfingen auf einen großen Fuß zu leben. Hatten sie ein Fuder Getreid zu Markt gefahren, und dafür eine Hand voll Bankozettel erhalten, so giengen sie damit ins Gasthaus; da lebten sie flott darauf; ließen sich köstliche Speisen und Getränke auftischen; schütteten wohl gar, um recht groß zu thun, theuere Getränke auf die Erde, und gingen nicht eher nach Hause, bis sie das eingelöste Geld zum größten Theil oder wohl ganz durchgebracht hatten. Die nun diese Sitte mitmachten, brachten nichts vor sich, und wünschen jetzt, bey diesen schweren Zeiten, vergebens, daß sie diese verderbliche Sitte nicht möchten nachgeahmt haben.

d. Wer es Andern in albernen Modetrachten, Sitten, Lebensarten und Gewohnheiten oder wohl gar in Modelastern nachthut, schadet sich auch an seiner Ehre.

Gereicht es uns wohl zur Ehre, wenn wir in albernen Modetrachten, Sitten, Lebensarten und Gewohnheiten Andere nachäffen, und uns zum Gegenstand des Gelächters machen? Ist es nicht entehrend, wenn wir als freygebohrne Wesen uns zu Sklaven dieses oder jenes Modelasters machen? Entehrt man nicht seine Menschenwürde, wenn man unter dem eisernen Zepter der Mode steht, sich von

ihr

ihr tyranniſiren läßt, und ſich zum Affengeſchlecht herabſetzt, und Thorheiten und Laſter Andrer nachäfft? Ihr, die ihr ſchwach genug ſeyd, euch dadurch an Höhere und Vornehmere anzuſchließen, daß ihr ihre Moden nachahmet, euch über euern Stand und Vermögen kleidet und einrichtet, ihr verfehlet euern Zweck; ſtatt daß man euch bewundert und ſchätzt, verlacht man euch als Thoren, die eitel genug ſind, ſich ſelbſt zu Grunde zu richten. Iſt es nicht lächerlich, daß der mit Vernunft begabte Menſch ſich träumen läßt, er ſey mehr als er iſt, und die Welt müſſe ihn mit Ehrerbietung anſehen, wenn er in ein neumodiſches, prächtiges, mit Kunſt verfertigtes Kleid eingehüllt iſt? Der Kluge unterſcheidet ja den Menſchen, von dem Kleide, und fällt von einem ſolchen Menſchen, der ſeine Ehre in Kleidern ſucht, dieſes Urtheil: „dieſer Menſch würde nicht ſo viel anwenden, ſich zu zieren und zu kleiden, wenn er wirkliche Verdienſte hätte.“ Und ſo entehrt ſich ein ſolcher Menſch durch geäffte Moden und Eitelkeiten mehr, als er ſich Ehre verſchafft.

c. Wer alberne Modetrachten, Sitten und Gewohnheiten und wohl gar Modelaſter an Andern nachahmet, ſchadet ſich auch an ſeiner Geſundheit.

Wie manche Mode iſt ſo eingerichtet, daß die Geſundheit nothwendig darunter leiden muß. Un-

ter

ter andern kleiden wir uns darum, um dem schädlichen Einfluß, den die Witterung auf unsern Körper haben kann, zu trotzen; aber gab es nicht Moden, und giebt es deren nicht noch, die diesem Entzwecke nicht entsprechen? Wie manche schädliche Erkühlung haben sich, besonders Weibspersonen, durch ihre leichte Modetracht schon zugezogen! Und welchen Schaden haben nicht die Schnürbrüste schon angerichtet! Wer das nicht glauben will, der frage sachverständige Aerzte.

Ahmt man Andern gar in Modelastern nach, so ist der Schade an der Gesundheit noch weit größer und häufiger. Wo Wollust Modelaster ist, da fehlt es nicht an Menschen, welche mit den traurigsten Merkmalen dieses Lasters gezeichnet sind. Da sieht man junge Greise, entnervte Jünglinge, wie lebendige Leichen, umherschleichen. — Da erblickt man Mädchen, die im Frühlinge ihres Lebens dahin welken.

Wo Trunkenbolde zu finden sind, da sieht man auch siechе Körper, elende Kranke, die sich die Hektik, Schwindsucht oder eine andere Krankheit auf den Hals gezogen haben. Und so könnte ich euch noch eine lange Reihe von Krankheiten herzählen, die sich Menschen durch dieses oder jenes Modelaster, dem sie fröhnten, zugezogen haben.

d. Daß endlich jene, die Andern in albernen Sitten, Gewohnheiten und wohl gar in Modelastern nachahmen, nicht nur die Gesundheit ihres Körpers, sondern auch der Seele zerstören, brauche ich euch gar nicht zu sagen.

Ein Mensch, dem Modesucht zur Natur wird, der kein Bedenken trägt, selbst Laster, weil sie Mode sind, nachzuahmen, verliert alle Selbstständigkeit, und alles eigene Urtheil.

Saget selbst, wenn sich jemand gewöhnt, und es sich zum Gesetz gemacht hat, allen Eingebungen und Gesetzen der Mode blindlings zu folgen, wenn er sich ungeprüft allem unterwirft, was sie oft aus lächerlichen, oft aus gar keinen Bewegungsgründen befiehlt: muß da nicht endlich seine ganze Gemüthsart darunter leiden, und seine sonstige auf Grundsätzen beruhende Festigkeit verlieren? Wird da nicht die Seele zuletzt so weit gebracht, daß sie auch, wenn es keine Modeangelegenheiten gilt, ohne Prüfung und Nachdenken zu Werke geht, und manche Thorheit und Unbesonnenheit unternimmt? Und muß nicht, um alles mit einem Worte auszudrücken, muß nicht der Modesüchtige zuletzt ein Leichtsinniger werden, der seine Grundsätze und Sitten eben so schnell, als seine Kleider, ändert? O wenn alle die, denen Schamhaftigkeit und Anständigkeit freinde Gefühle sind, die Geschichte ihrer Verirrungen erzählen, wenn sie

sagen

sagen sollten, wie sie so tief gesunken und gefallen sind — o wahrlich! Modesucht und der Hang, Andere blindlings nachzuahmen, und sich nach dem herrschenden Weltton zu richten, würde im Hintergrunde stehen, ihre ersten Schritte lenken, und den Samen des Leichtsinns ausstreuen, der in der Folge so schrecklich gewuchert hat. Der Schaden, der in der Seele eines Menschen angerichtet wird, der sich der Modesucht und einem blinden Hang, Andere nachzuahmen, überläßt, ist gar nicht zu übersehen. Das Gemüth eines solchen Menschen wird von ernsthaften Beschäftigungen abgezogen, und zu Tändeleyen und Empfindeleyen hingerissen, ihm ist nichts mehr wichtig und ehrwürdig; er verletzt mit erniedrigender Gleichgültigkeit die heiligsten Pflichten, er setzt sich über alles hinweg; verliert allen Sinn für Recht und Unrecht, und verunstaltet auf eine bewundernswürdige Art das Ebenbild Gottes, das er an seiner Seele trägt.

Hier habt ihr, m. Fr., Gründe genug, euch der Welt nicht in allen Stücken gleich zu stellen. Handelt doch immer als vernünftige und freygeborne Wesen. Fröhnet nicht blindlings jeder Mode. Achtet bey euerm Thun und Lassen nicht auf den Ton der Welt, sondern auf die Stimme der Vernunft und Religion. Verabscheuet jede Mode, jede Sitte, jede Gewohnheit, die vor dem Richterstuhle der Vernunft und Religion verdammt wird; wenn

gleich

gleich diese Mode, diese Sitte noch so herrschend, selbst Mode und Sitte gekrönter Häupter wäre. Gebt euerm Nachahmungstrieb eine solche Richtung, daß ihr nur das wahre Gute, die Tugend nachahmet; dann handelt ihr als Weise und Christen. Amen.

Am

Am zweiten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text. Ich ermahne denn, kraft des mir aufgetragenen Amts, jeden unter euch, daß Niemand mehr aus sich mache, als sich gebührt; sondern mit Bescheidenheit von sich urtheile, so wie es dem Maße des Glaubens gemäß ist, das Gott einem jeden zu getheilt hat. Röm. 12, 3.

Die Selbstliebe, die der Schöpfer uns ohne Zweifel zu unserm Besten ins Herz gepflanzt hat, nimmt leicht eine schiefe Richtung an, und artet in ein unbeschränktes Wohlwollen gegen sich selbst aus, welches das Wohlwollen gegen Andere ausschließt. Man kann eine solche Selbstliebe richtiger Selbstsucht nennen. Der sich auf eine unvernünftige Art Selbstliebende legt seinen Gaben und Vorzügen einen größern Werth bey, als ihnen gebührt. Er ist sich alles, hält aber alles auser sich für schlecht, sich aber

für

für fähiger, geschickter und vollkommner. Solche Selbstsüchtige gab es auch unter den Römern; darum empfiehlt ihnen der Apostel Paulus die Tugend der Bescheidenheit, und schärfet ihnen vermöge seines apostolischen Amtes ein, sich keine höheren Einsichten, nicht mehr Vorzüge zuzuschreiben, als sie wirklich besitzen; sondern von sich selbst so zu denken, wie es die Bescheidenheit und das von Gott empfangene Maß von Gaben und Kräften fodert. Röm. 12, 3.

Jeder Mensch hat seinen bestimmten Werth, seinen bestimmten Grad von Vollkommenheit, seine bestimmten Verdienste. Diese in sich zu fühlen, sich ihrer bewußt seyn, kann an und für sich selbst nicht nur nicht unerlaubt seyn, sondern die Anregung dieses Selbstgefühls wird sogar zuweilen Pflicht, besonders für solche Menschen, die, weil sie sklavisch erzogen wurden, und lange in einem Zustande der Unterdrückung lebten, gar zu geneigt sind, sich und ihren innern Werth zu verkennen, an sich zu verzweifeln, sich von dem Uibermuthe wie ein Wurm treten zu lassen, und Muth, Kraft und Freudigkeit zu jeder Aeußerung von Selbstständigkeit, und mit ihr zu jeder großen gemeinnützigen Wirksamkeit zu verlieren.

Dieses Gefühl also und ein ihm entsprechendes Benehmen, wobei man eine gewisse gemäßigte Zu-

versicht zu sich selbst äußert, und auf einen gewissen Grad von verdienter Achtung Anspruch macht, kann, so lange es in den gehörigen Gränzen bleibt, mit der Bescheidenheit gar wohl bestehen. Aber gerade diese Gränzen sind, wie alle andere Endpunkte, worin Tugenden und Untugenden sich berühren, durch so feine Linien bestimmt, daß sie, um überall bemerkt zu werden, ein sehr geübtes und scharfes moralisches Auge erfordern.

Dieß bestimmt mich dahin, daß ich euch heute mit der Tugend der Bescheidenheit näher bekannt machen will. Zu diesem Ende werde ich euch erstens das Bild des Bescheidenen entwerfen, und euch dann einige Gründe vortragen, die euch ermuntern sollen, diesem Bilde ähnlich zu werden. Gott segne mein Vorhaben.

Erster Theil.

a. Wenn wir den Bescheidenen aufmerksam und genau betrachten, so finden wir an ihm ein anspruchloses Wesen, das mit Genügsamkeit verschwistert ist. Ihm genügt der Antheil an Vorzügen und Ehren, die ihm zugefallen sind. Er bescheidet sich, daß er an dem, was er hat, genug habe. Er ist nicht blind gegen seine eigenen Verdienste, leugnet auch nicht aus Ziererey oder Scheinheiligkeit seinen Werth; aber er

schlägt

schlägt denselben nicht höher an, als sichs gebührt; läßt dabey den Vorzügen aller andern Menschen vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und macht dem zufolge nie auf mehr Achtung und auf mehrere Vortheile in der Gesellschaft Ansprüche, als seine persönlichen Eigenschaften und Verdienste, gegen die Vorzüge und Verdienste andrer Menschen unparteyisch abgewogen, mit Recht fordern können.

Der Bescheidene sieht seinen Werth nicht in kindischen Dingen, und artet nicht in Selbstbetrug aus. Z. B. er thut sich nichts auf Flitterstaat in Kleidung, auf einen ererbten oder erkauften Titel u. d. gl. zu gute; nennt das keinen Werth, und begehrt deshalb keinen Vorzug. Er schätzt nur das an sich, was ihn der Welt nutzbar macht, was er so nicht besitzt, schätzt er nicht.

b. Ein andrer schöner Zug in dem Bilde des Bescheidenen ist dieser: Er dringt seinen Werth Niemanden auf.

Der Unbescheidene äußert das Gefühl seines Werthes da, wo keine Noth ihn dazu zwingt, wo niemand ihn verkennt. — Aber der Bescheidene trägt nie seine Verdienste zur Schau, spricht nie ohne dringende Noth davon, sondern begnügt sich, wenn vernünftig und billig Denkende unter den Menschen

das

das Gute, das er an sich hat, und seinen eigenen wahren Werth selbst wahrnehmen.

So wie der Unbescheidene immer von kindischen Dingen, auf welche er einen hohen Werth legt, spricht, und Andere bis zum Ekel damit unterhält; so spricht im Gegentheil der Bescheidene nie von sich, von seinem Vermögen, Kenntnissen, Thaten; es wäre denn, daß ihn eine höhere Pflicht dazu nöthige; z. B. wenn er der Welt dadurch nützen, oder sich vor Verleumdung schützen könnte. Nie glänzt er mit seinen Vorzügen, um Andere zu demüthigen und herabzusetzen. Er gönnt jedem seine Vorzüge, und die gebührende Ehre. Er thut noch mehr: er verleugnet sogar bisweilen seine Rechte. Er lehnt oft ohne Geräusch das Lob Anderer von sich ab, um sich ihnen geneigt zu machen, zugleich aber auch, um sich dadurch im Stillen desto mehr zum Guten aufzumuntern. Er mäßiget, um nicht Andere von sich zu entfernen, und sie schamroth zu machen, die Lobeserhebungen aus dem Munde Anderer, um nicht zu sehr von ihnen geschmeichelt und darüber stolz zu werden. Er ist höchst schonend gegen Andere, die er an Verdiensten übertrifft. Er beträgt sich bey allen seinen Vorzügen so klug, daß er nicht den Neid bey jenen erregt, denen seine Vorzüge fehlen. So kleidet er sich z. B. bey Armen geringer, und macht weniger Aufwand, um sie nicht zu beschämen; ob er gleich nach seinem Stande,

de, Ansehen und Vermögen auf einem größern Fuß leben könnte.

Bey dem Vorrath seiner Kenntnisse könnte er in einer Gesellschaft das Wort führen, aber er läßt auch Andere von minderen Kenntnissen reden. Er verdiente den Vorrang, den ersten Platz, die Auswahl des Besten von mehreren Dingen, aber er überläßt das alles ohne Ziererey Andern; und kömmt ihm ja einer absichtlich oder unversehens darin zuvor, so duldet er es stillschweigend, ohne den Vorgreifenden weder durch Worte, noch durch Mienen erröthen zu machen.

Er beträgt sich edel gegen Höhere und Niedere.

Jedem Höhern erweist er die äußerliche Ehre, die er seinem Stande schuldig ist, wenn er gleich an sittlichem Werthe tief unter ihm steht. Er duldet jeden, den Gott über ihn erhoben hat. Gegen die Blößen und Fehler der Höheren ist er höchst schonend; er bedient sich nie der Gelegenheit, sie zu demüthigen, und ihre Ehre zu schmälern.

Niedere sieht er als Menschen an, die ursprünglich mit ihm gleiche Rechte und Ansprüche hätten. Er läßt es ihnen nie fühlbar werden, daß er über sie

erhaben ist; er behandelt sie, als wären sie seines Gleichen; er gestattet ihnen Freymüthigkeit; bittet freundlich, wenn er befehlen könnte; schlägt ab mit Leutseligkeit, widerspricht liebreich, und beträgt sich mit einem Worte so gegen sie, daß sie ihm seine Höhe gerne gönnen.

Nun nur noch einen Zug an dem Bilde des Bescheidenen. — Er ist überall mit seinem Schicksale zufrieden.

Was die Vorsehung oder Menschenwillkühr ihm als Lohn oder Zeichen seines Werthes ertheilt: Amt, Glücksumstände, Ehre u. d. gl., oder gegen ihn bewiesene Gleichgültigkeit — alles das genügt ihm, und ist ihm nie zu klein. Wird er von der Welt verkannt, so beruhigt er sich mit dem Beifall Gottes und seines Gewissens, und handelt desto gerechter, je ungerechter ihn die Menschen behandeln, und hofft, daß ihm dort von der lohnenden Hand des Weltrichters um so mehr wird vergolten werden, je mehr ihm die Welt hier schuldig bleibt.

Hier habt ihr, m Fr., wenigstens die Hauptzüge von dem Bilde des Bescheidenen. Es soll mir nun nicht schwer fallen, den Vorsatz in euch zu erwecken, diesem Bilde ähnlich zu werden.

Zweyter Theil.

Schon das Schöne und Liebenswürdige des entworfenen Gemähldes soll euch reizen, demselben ähnlich zu werden.

Werfet nur einen recht forschenden Blick auf das Bild des Bescheidenen zurück; betrachtet es Zug für Zug, und saget, ob nicht einer reizender und liebenswürdiger, als der andere ist. Welche Anmuth ist der Bescheidenheit eigen! Ihr liebet das niedrige Veilchen, welches im Verborgenen dasteht, und im Stillen seinen Wohlgeruch verbreitet: warum wollt ihr nicht die Bescheidenheit lieben, deren Bild das Veilchen ist? Bescheidenheit ziert alle Menschen, insbesondere den Jüngling und das Frauenzimmer; und ich setze bedächtlich, und mit Grund hinzu — vorzugsweise das letztere. Bescheidenheit ist die schönste Blume in dem Ehrenkranze eines Frauenzimmers. Bei dieser Tugend wird ein Frauenzimmer an wahrer Achtung bey allen Verständigen, wie an Ruhe und Glückseligkeit im ehelichen Leben, allemal gewinnen, nie verlieren.

Wollt ihr wissen, liebe Freundinnen, warum? Darum, weil es der Wille der Natur ist, die, weil sie das Weib schwächer machte, als den Mann, offenbar auch wollte, daß ste bescheidener und geschmeidiger wäre, als dieser; darum, weil die Ver-

dienste eines Weibes, wenn sie an sich noch so groß und glänzend sind, doch vergleichungsweise von engern Schranken eingeschlossen werden, ins Große weder wirken können, noch sollen, also auch dem weiblichen Stolze und den weiblichen Ansprüchen weder zur Rechtfertigung, noch zur Entschuldigung dienen können; darum, weil der Abstich zwischen ungeheuern Ansprüchen und unverhältnißmäßig geringen und kleinlichen Verdiensten für jeden vernünftigen Beurtheiler einen höchst widerlichen und unausstehlichen Anblick macht, der das Weib in den Augen desselben nothwendig herabsetzen, und es zum Gegenstande, wo nicht seiner Verachtung, doch seines Mitleids machen muß; darum endlich, weil ein solches Weib, selbst wenn es ihr gelingen sollte, die Rechte des Mannes zu plündern, dennoch ein sehr unzufriedenes und mißmüthiges Leben führen muß, weil sie, den Tribut von Worten und Reverenzen abgerechnet, in der ganzen menschlichen Gesellschaft keine Anerkennung ihrer Ansprüche, keine Befriedigung ihres Stolzes, sondern überall demüthigende Beschränkungen ihres Ehrgeizes, überall kräftigen Widerstand, und überall Hohngelächter finden wird.

b. Bescheidenheit gewährt dem, der sie besitzt, große Vortheile.

Die Freude des Geachtet- und Geliebtwerdens ist unstreitig eine der größten Freuden — und gera-

de

de diese Freude wird dem Bescheidenen zu Theil. So wie der Unbescheidene einem Jedem mißfällt, so wird der Bescheidene überall geschätzt und geliebt. Man nennt letztern bald einen tugendhaften und einsichtsvollen Menschen, oder schätzt an ihm sowohl die seltene Seelengröße, Andern die Bekanntmachung seines Werths zu überlassen, oder ihnen denselben so zu zeigen, daß Niemand gedemüthiget wird, als auch deswegen, weil seine Tugend aus aufgeklärtem Geiste und geübter Urtheilskraft entspringt.

Hängt aber nicht offenbar von der Meinung Anderer, von unserm Verstande und gutem Herzen größtentheils unser Glück ab?

Der Bescheidene reizt weder andrer Neid noch Zorn; er begegnet keinem verächtlich, überhebt sich auch nicht seines Zustandes wegen, so glücklich und erhaben er auch ist, und achtet fremde Verdienste. Man kömmt ihm aber auch überall mit Freundlichkeit zuvor, und dringt ihm — weil man weiß, daß seine Bescheidenheit zu wenig thut — das auf, worauf er freywillig Verzicht thut. Man setzt ihn höher hinauf; man bewirbt sich um ihn, und trägt ihm oft mehr an, als er zu suchen wagte.

Sehet, m. Fr., wie Bescheidenheit durchgängig geschätzt, und selbst von denen, die sie nicht besitzen, geachtet wird.

C.

c. Auch das kann euch zur Bescheidenheit ermuntern, wenn ihr erwäget, wie billig und vernünftig es sey, bescheiden zu seyn.

Keiner unsrer Mitmenschen ist ja schlechterdings verpflichtet, uns so hoch zu schätzen, als wir es wirklich verdienen und verlangen. Irren sich Andere in Ansehung unsrer, verkennen sie unsere Verdienste: so können wir es ihnen ja nicht übel nehmen — und oft können sie ja nicht einmal ihren Irrthum verbessern. Und was berechtiget uns, von andern zu fodern, daß sie unsere Vorzüge und Ehre belohnen sollen? Besitzen wir gleich wahren Werth: so ist doch dieser ein freyes und unverdientes Gnadengeschenk Gottes, das kein Selbsterheben zuläßt: „Wer ist es wohl," fragte der Apostel Paulus, „der uns mit herrlichen Gaben ausgerüstet, und vor Andern ausgezeichnet hat? oder, was hat ein Mensch für Vorzüge, die ihm nicht erst wären mitgetheilt worden? Wie darf er also auf solche Vorzüge stolz thun, als ob er sie nicht empfangen hätte." 1. Kor. 4, 7.

Sind es nun gar solche Vorzüge, die keinen bleibenden und wesentlichen Werth haben, so haben wir noch weniger Ursache, damit groß zu thun, und darauf stolz, und gegen diejenigen unbescheiden zu seyn, die davon weniger als wir besitzen. Wie veränderlich, hinfällig und vergänglich sind irdische Gü-

ter

ter nicht! Wie leicht können wir des Unterschieds des Standes, Vermögens und der Fähigkeiten beraubt werden! Nimmt nicht oft eine einzige Stunde, gleich dem Sturmwinde, der in einem Augenblicke den leichten Staub aufhebt, und wegweht, Geld und Gut, Einkünfte und Glück aus unsern Häusern hinweg? Heute bist du, o Mensch! reich, und morgen — arm; heute gesund, morgen krank; — heute freuest du dich noch, und morgen bist du voll Traurigkeit — heute bist du in Ehren, und morgen in Verachtung — heute jung, und bald ein Greis! Wie unbeständig ist also alles Menschliche und Irdische, wie ähnlich dem bald vorübergehenden Wasser eines reissenden Stroms! Wozu also das Brüsten, und wozu dein Stolz auf Reichthum, Stand und Würden!

Hier habt ihr Bewegungsgründe genug, der schönen Tugend der Bescheidenheit, dieser Mutter und Begleiterin vieler andern, zu huldigen. Wer sie verschmäht, verschmähet sein eigenes Glück; wer sie im vollen Maße besitzt, besitzt mehr, als Schätze von Gold und Silber. Möchte sie doch das Eigenthum eines jeden von meinen geliebten Zuhörern werden. Amen.

Am dritten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text: Seyd unter einander einträchtig. Röm. 12, 16.

Wo das hölliſche Ungeheuer Zwietracht in das Haus kömmt, da geht der liebe Friede hinaus. Wo Zwietracht herrſcht, da iſt — wie das Sprichwort ſagt — ein Menſch des andern Teufel; da macht man ſich Gottes ſchöne Welt zur Hölle. Ich wollte wünſchen, daß ihr dieſes ruheſtörende Laſter nur dem Namen nach kennen möchtet. Allein ich weiß es, daß es hie und da in Häuſern und Gemeinden Leute giebt, welche gegen die, mit welchen ſie in Verbindung ſtehen, in einem Hauſe oder in einer Gemeinde leben, ein ſolches Verhalten äußern, wodurch ſie unverdienter Weiſe einmal über das andere beleidigt und gekränkt werden. Da bemerkt man Tadelſucht und hämiſches Weſen — da giebt es Zänkereyen und Prozeſſe — da iſt mit einem Worte Unverträglichkeit an der Tagesordnung.

Wie

Wie bedaure ich euch, die ihr durch euere Unerträglichkeit Andern und euch selbst das Leben verttert! Ich müßte euch weniger lieben, wenn ich abei gleichgültig bleiben könnte, und euch nicht nes Bessern belehren wollte. Das will ich eben eute thun.

Ich will euch den Zuruf des Apostels: „Seyd unter einander einträchtig," ans Herz legen, und euch zur Verträglichkeit ermuntern, und es dahin zu bringen suchen, daß ihr euch aus wahrer Gottes- und Menschenliebe bestrebet, euer Verhalten so einzurichten, daß dadurch die Rechte Andrer nicht gekränkt werden, sondern mit Jedermann das gute Vernehmen fortdauere, so lange euch zum Gegentheil keine höhere Pflichten nöthigen, und daß ihr in dem Falle, wenn etwa eine Beleidigung mit unterlaufen wäre, den beleidigten Theil möglichst schadlos haltet.

Ich will euch zuerst einige Hülfsmittel, und dann einige Beweggründe zu dieser Tugend vortragen. Ich rechne auf euere ganze Aufmerksamkeit.

Erster Theil.

Vielleicht denkt mancher schon zum Voraus: „Ich glaube es freylich gern, daß ein verträgliches Leben ein schönes und beneidenswerthes Leben seyn

mag;

mag; allein wie mach' ichs, wie fang' ich es an daß ich ein verträgliches Leben in der Welt führen kann?" Ich will euch diese Frage beantworten.

a. Vor allem könnet ihr euch zu dieser Tugend gewöhnen, wenn ihr euch ernstlich entschließet, euch nie der ersten Gewalt gereitzter, heftiger Gemüthsneigungen zu überlassen, sondern, ehe ihr gegen Andere in Unfrieden ausbrechet, euch erst Zeit zum Nachdenken nehmet; ihr werdet dann gemeinhin finden, es sey der Mühe nicht einmal werth, Uneinigkeiten anzufangen. Begeht jemand einen Fehler gegen euch, so brauset nicht gleich auf; lasset euch vom Jähzorn nicht dahin reissen; denn der Zorn ist eine kurze Raserei, und in der thut man nicht, was recht ist; man geht meistens zu weit, und begeht gewöhnlich einen noch größern Fehler gegen den Nächsten, als er gegen uns begieng. Die Unterdrückung der ersten Hitze bringt uns zu eigentlicher Besonnenheit zurück, und wir kommen dadurch in Lagen, daß das gute Vernehmen wieder hergestellt werden kann.

Lasset also, wenn euch eine Beleidigung zugefügt wird, euer aufwallendes Geblüt erst wieder ruhig werden, und überdenket indessen, wie viele Fehler Andere an euch zu ertragen haben. Seyd ihr selbst nicht vollkommen, was euch euer unbestochenes Herz sagen muß, mit welchem Rechte fodert ihr

denn,

denn, daß es Andere seyn sollen? Bedürft und findet ihr selbst Nachsicht, warum wollt ihr sie denn nicht auch Andern angedeihen lassen? Denket einmal zurück, wie oft es schon geschehen ist, daß ihr, wenn ihr einen Andern im Zorn anfielet, Unrecht hattet, und euch hinterher selbst schämen mußtet, daß ihr einen Unschuldigen gekränkt habt.

Diese unangenehme Rückerinnerung kann euch dazu dienen, daß ihr in Hinkunft als Menschen mit Andern menschlicher umgehet.

b. Ein anderes Hülfsmittel, das ich euch empfehlen will, um ein verträgliches Leben zu führen, ist dieses: „Verstopfet die Quellen, aus welchen Unverträglichkeit entspringt."

Vermeidet Veränderlichkeit und Leichtsinn, wobei man sich wenig gleich bleibt. Was man heute will, das will man morgen wieder nicht. Man sagt heute etwas, wovon man morgen das Gegentheil thut. Das veranlaßt Zank und Streit.

Auch Empfindlichkeit ist eine Quelle der Unverträglichkeit, die verstopft werden muß, wenn man mit Andern verträglich leben will.

Sieht man gleich jede Miene, jedes Wort, das unserm vermeinten Werthe zu nahe zu treten

scheint,

scheint, für Beleidigung an; läßt man sich gleich durch jede, oft nur scheinbare Beleidigung gleich rühren, oder gar in Flammen setzen: so wird des Zwistes kein Ende seyn. Man muß nicht gleich alles so übel aufnehmen, sondern manches übersehen, und hie und da nachgeben, wenn man mit seinem Nebenmenschen verträglich leben will. Es giebt Leute, die nicht das geringste von ihrem Nächsten vertragen wollen. Sie werden gleich über alles aufgebracht, und gerathen über Dinge in Zorn, die der Mühe nicht werth sind. Unser Nächster redet oder thut oft gegen uns etwas, und meint's wahrhaftig nicht böse. Es sündigt gewöhnlich mehr sein Verstand, als sein Herz. Erwägt man nun das nicht, und wird gleich über jeden Schein von Beleidigung aufgebracht: so ist es um die schöne Tugend der Verträglichkeit geschehen.

Eben so geht es da, wo man sich vom Eigensinn beherrschen läßt.

Man verlangt oft, daß Andere gar keinen Willen haben, sondern sich überall nach uns richten, und sich von uns alles gefallen lassen sollen.

Kämpfen wir diesen Eigensinn nicht bei Zeiten nieder, so müssen uns Andere abgeneigt werden; uns anfeinden, und daraus täglich Veranlassuungen zu Streitigkeiten entstehen.

Noch eine reichhaltige Quelle, woraus Unverträglichkeit entspringt, ist diese: wenn man seine Erwartungen und Foderungen von Andern übertreibt.

Es geschieht nicht selten, daß man von Andern zu viel Einsichten, Verstandeskräfte, Fleiß, Gefälligkeiten u. d. g., verlangt. Man mißt immer alle Menschen nach einem Maßstabe, und denkt: was einer könne, müsse der andere auch können; meynt, was einer unter diesen Umständen thue, müsse er unter allen andern auch thun; findet man sich nun in diesen seinen überspannten Erwartungen getäuscht, so entstehen Unwillen und Zwist.

Auch aus Stolz entsteht Unverträglichkeit. Der Stolze hat immer zu hohe Erwartungen; er erwartet lauter Ehrfurchtsbezeigungen von Andern. Unterläßt jemand diese, oder leistet sie ihm nicht in dem Grade, in dem er sie erwartet: so schreit er über Ungerechtigkeit. Er findet sich höchst beleidigt. Es darf einer z. B., nur die Mütze oder den Hut nicht geschwind genug vor ihm abnehmen, oder das Kompliment nicht tief genug machen, so wird er verdrießlich darüber, und läßt seinen Haß empfindlich aus. Wer verträglich seyn will, muß also seinen Stolz bändigen, und seine ehrgeizigen Erwartungen herabstimmen.

Alle diese hier angezeigten und andere Quellen, woraus Unverträglichkeit entspringen kann, müsset ihr sorgfältig verstopfen, wenn ihr mit Andern verträglich leben wollt.

c. Endlich müsset ihr auch, wenn es euch um ein verträgliches Leben Ernst ist, versöhnlich gegen Andere seyn.

Ich will hiermit sagen: ihr müsset, wenn ja doch ein Verdruß oder eine Zwistigkeit unter euch und dem Nächsten entstanden ist, ohne Aufschub die Hände zur Versöhnung darbiethen, alles vorige vergessen, und in ungeheuchelter Vertraulichkeit leben, wie zuvor; sonst wächst die Verbitterung, und es ist auf immer um Verträglichkeit geschehen. Sind wir nun beleidigt worden, so laßt uns stets bereit seyn, den unterbrochenen Frieden wieder herzustellen, und keine Gelegenheit, wo das füglich geschehen kann, unbenützt vorübergehen. Und wenn die Versöhnung geschehen ist, so müssen wir alles vermeiden, was das Andenken an das ehemalige Verhältniß auffrischen, und zur Erneuerung der vorigen Uneinigkeit auch nur entfernte Gelegenheit geben kann; denn die Herzen derer, die sich ausgesöhnt haben, behalten auch hinterher noch immer ein gewisse Reizbarkeit übrig, die auf alle Art geschont werden muß.

„Ei!

„Ei!" — wird hier mancher einwenden — „ich möchte mich gern mit meinem Nächsten aussöhnen, aber keiner von uns beyden will den Anfang machen. Mein Nächster denkt, ich werde zu ihm kommen, und ihm die Hand zum Frieden biethen — das laß' ich fein sauber bleiben. Er hat so weit zu mir, als ich zu ihm. Und überdieß hat ja er den ganzen Verdruß angefangen, und war Schuld daran." Dieß ist die Sprache eines stolzen und unversöhnlichen Herzens. Wer so denkt, wird nie verträglich mit Andern leben. Wo steht es denn geschrieben, daß dein Nächster zuerst zu dir kommen, und dir die Hand zur Freundschaft biethen soll? Die Religion fodert Versöhnung, ohne zu fragen, wer anfangen soll. Man soll nicht mit der Tugend Höflichkeit treiben. Will der Andere nicht damit anfangen, so fällt es auf dich, damit anzufangen, weil es einmal Pflicht ist, es zu thun. Und der bessere Theil der Menschen wird es dir nicht zur Schande, sondern zur Ehre anrechnen, wenn du das thust.

Hier habt ihr einige der wesentlichsten und wirksamsten Mittel, die ich euch zu der Tugend der Verträglichkeit empfehlen kann. Nun höret auch einige Beweggründe, warum ihr euch diese Tugend eigen machen sollt.

Zwey-

Zweyter Theil.

a) Die Liebe gegen uns selbst fodert uns auf, verträglich zu seyn, weil ohne Verträglichkeit unser Bestes nicht bestehen kann.

Wollt ihr euch hievon überzeugen, so sehet euch nur unter euern Mitmenschen um, und habet Acht, wie es jenen ergehe, die unverträglich mit Andern leben.

Was hält man wohl von solchen Leuten? Man hat gar keine Achtung vor ihnen. Da heißt es immer: „das sind abscheuliche Leute, es kann kein Mensch mit ihnen auskommen; ein jeder muß sich vor ihrer Zanksucht in Acht nehmen." Es ist folglich gar kein Wunder, daß sie Andere von sich scheuchen, und sich um ihre Liebe bringen. Uiberdieß leiden solche unverträgliche Leute auch manchen Schaden. Das kann beynahe gar nicht anders kommen; weil sie durch ihr unverträgliches Wesen Andere von sich stoßen, sich ihren Haß zuziehen, so erzeigt man ihnen nicht nur keine Gefälligkeit, sondern sucht sie vielmehr auf allen Seiten zu kränken und zu necken. Und weil sie gewöhnlich sehr empfindlich und jähzornig sind, und in ihrer Hitze sich Anzüglichkeiten gegen Andere erlauben: so ziehen sie sich Prozesse zu, wodurch ihre Ruhe vergiftet, und ihr häuslicher Wohlstand zerrüttet wird. Bey solchen Unverträglichen trifft das

Sprüch-

Sprichwort ein: Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Das ist aber das Elend noch nicht alles, was den Unverträglichen und Zanksüchtigen trifft. Nicht selten bringt ihn sein unfriedliches Leben um sein größtes irdisches Gut, nämlich um seine Gesundheit. Und das ist auch kein Wunder. Er müßte einen Körper von Stahl und Eisen haben, wenn er bey einem so zänkischen Leben, bey täglichem Aerger und Zorn, bey so vielen ruhestörenden Sorgen seine Gesundheit nicht zerstören sollte.

An Beyspielen, die das bestätigen, wird es euch nicht fehlen.

Betrachtet einmal jene Eheleute, die sonst von Gesundheit strotzten, und wie Rosen blühten! — Jetzt schleichen sie wie Gespenster einher, mit verfallenen blassen Wangen, matt und entnervt. Was fehlt denn diesen Eheleuten? Der liebe Friede im Hause. Sie können sich mit einander nicht vertragen; sie stehen mit Zanken auf, und legen sich mit Zanken nieder; nun ist eines kränker als das andere. Das ist die Folge von ihrem unverträglichen Leben. Daß bey ihrem unverträglichen Leben auch die Gesundheit ihrer Seele verletzt, und ihre Gewissensruhe vergiftet wird, darf ich euch wohl erst nicht sagen. Und so leuchtet es euch wohl ein, daß der Unverträgliche und

Zankſüchtige ſchon in dieſer Welt ein ſehr unglücklicher und elender Menſchen ſeyn müſſe.

Betrachtet dagegen einen Friedliebenden und Verträglichen, wie glücklich er iſt! Er erwirbt ſich die Freundſchaft und Achtung ſeiner Mitmenſchen. Andere haben keine hinreichende und bleibende Urſache, ihn zu haſſen; denn die Liebe lehrt ſie die Natur. Dann wird das Auge Andrer nicht geblendet, ſein Gutes zu ſehen, das ihn liebenswürdig machen muß. Man geht gern mit dem Verträglichen um, und trägt dazu bey, daß er glücklich werde. Er verbeſſert durch Verträglichkeit ſeinen irdiſchen Wohlſtand; ſo dient z. B. dieſelbe zur Vereinigung der Kräfte und zum Familienglück. Sein friedliebendes Weſen befördert ſeine Geſundheit; ſo wie er Friede mit Andern hält, ſo herrſcht beſeligender Friede auch in ſeiner Seele. Seine Lebenstage fließen unter Segen dahin. Lohnt es nicht der Mühe, daß wir uns, ſchon um dieſer Vortheile willen, die beſeligende Tugend der Verträglichkeit eigen machen?

b. Dazu ladet uns auch das Beyſpiel unſers Heilands ein, das wir nachzuahmen ſchuldig ſind; denn er ſagt es ja ſelbſt: „Ich habe euch ein Beyſpiel gegeben, daß ihr auch ſo thun ſollt.“

So sanftmüthig, so friedfertig und verträglich, wie Jesus war, war wohl noch kein Sterblicher unter Gottes Sonne. Er vermied alles, was den Frieden unter Andern stören konnte. Um des lieben Friedens willen erduldete er eigene und unverschuldete Beleidigungen, die man ihm zufügte, mit der größten Sanftmuth und Gelassenheit. Man griff oft seine Ehre an, und beschimpfte ihn; aber er schimpfte nicht wieder. O wie beschämend ist dieses Beyspiel für euch, die ihr kein unangenehmes Wort vertragen könnt, uud gleich alles rügen und verfechten wollt. Denket doch an die Worte des Apostels Petri: „Christus hat euch ein Muster hinterlassen, dazu, daß ihr in seine Fußtapfen treten sollet. Er, der keine Sünde begangen, nie durch Reden gesündigt hat, der nie Schmähworte mit Schmähworten vergalt, unter den Leiden nicht drohete, sondern es dem gerechten Richter anheim stellte." 1. Pet. 2, 21 — 23. Nie rächte sich dieser erhabene göttliche Menschenfreund an denen, die ihn beleidigten, obgleich es ihm nie an Gelegenheit dazu fehlte. Er lebte sogar mit seinen Todesfeinden versöhnlich, und betete noch mit sterbenden Lippen für sie am Kreuze.

Hier dürfte mir aber vielleicht jemand den Einwurf machen: „Der Herr Jesus hat sich doch nicht mit allen Menschen vertragen. Seine Lebensgeschich-

te versichert uns, daß er mit den Käufern und Verkäufern im Tempel einmal so uneins worden sey, daß er ihre Tische umstieß, und sie mit Geißelhieben aus dem Tempel trieb. Und wie oft ist er nicht mit den Pharisäern und Schriftgelehrten und Sadducäern zusammengerathen, und hat ihnen die Wahrheit derb in den Bart hineingesagt! Folglich hat auch der Herr Jesus nicht immer verträglich gelebt."

Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß das alles wirklich geschehen ist; allein das konnte der Herr Jesus bey allen seinen friedfertigen Gesinnungen nicht vermeiden. Er mußte der Amtspflicht und Gewissenswegen mit diesen Leuten uneins werden. Denn da er nach dem Plane Gottes der große Welt- und Sittenverbesserer seyn, und das Böse in der Welt abschaffen, oder doch vermindern sollte und wollte: so brachte es sein Amt und Beruf mit sich, den Leuten, die Böses thaten, es zu sagen, daß sie Böses thäten, und sie deswegen zu strafen. Hätte er das nicht gethan, sondern hätte zu dem Bösen, das seine Zeitgenossen verübten, aus Menschengefälligkeit, um sich bey Niemand Verdruß zu machen, stille geschwiegen, so hätte er wider sein Amt gehandelt, und das konnte er doch nicht. — Bey dem allen war der Herr Jesus friedfertig; denn wo es nicht gerade wider sein Amt, Pflicht und Gewissen lief, da übersah er alles, duldete sehr viel, blos des lieben Friedens wegen.

So

So müßt ihr euch nun auch verhalten, m. Fr. Ihr sollet mit allen Menschen immer vrrträglich leben; wenn's aber in diesem oder jenem Fall euer Amt, Pflicht und Gewissen nicht mehr erlauben, mit Andern einig zu leben, so dürfet ihr auch keinen Anstand nehmen, zu thun, was euer Gewissen heischt. So darf der, welcher vermöge seines Amts über Zucht und Ordnung halten soll, aus Verträglichkeit nicht etwa durch die Finger sehen, wenn Unordnungen vorfallen. Wer die Rechte seines Amtes zu vertheidigen hat, darf, um verträglich zu seyn, nicht dazu schweigen, wenn sie gekränkt werden. Wer die Rechte eines Dritten, z. B. eines Mündels, eines Clienten u. s. w. wahrzunehmen hat, muß sie nicht unter dem Vorwande der Verträglichkeit vernachlässigen. Das Gewissen und die Frömmigkeit müssen bey aller Verträglichkeit unverletzt erhalten werden.

c. Zur Verträglichkeit kann unser Herz auch durch den Gedanken gestimmt werden: daß man vor seiner Todesstunde es nicht wissen kann, wer unter allen Menschen, uns im Leben den größten Dienst gethan haben wird.

Jetzt weiß man nicht die Schicksale, die uns noch treffen können, weiß nicht, ob nicht vielleicht ein Mensch, der uns jetzt so verächtlich scheint, gerade

zu

zu bestimmt ist, sich das größte Verdienst um uns zu erwerben. Man mache sich demnach keinen Menschen unnöthig zum Feinde, weil vielleicht gerade der, dem man jetzt in Kleinigkeiten nicht nachgeben will, noch wohl einmal Gelegenheit haben dürfte, unser erster Wohlthäter werden zu können. Diese bloße Möglichkeit, wenn sie ernstlich gedacht wird, kann so viel über unser Herz vermögen, daß wir mit allen Menschen, selbst mit dem verächtlichsten, leben, und ihm selbst dann, wenn er uns beleidigt hat, die Hände zum Frieden darbiethen.

d. Endlich kann uns auch das öftere und ernstliche Andenken an unsern Tod und das darauf folgende Gericht zu einem verträglichen Leben mit unsern Mitmenschen antreiben.

Freunde, möchte doch öfters der Spruch des Apostels in eurer Sele widerhallen: „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, und darnach das Gericht.“ Hebr. 9, 27. O, ich weiß, die Zahl der Unverträglichen würde bald unter uns weit geringer werden. Ach, ihr zänkischen und unverträglichen Brüder! bedenket ihr denn das gar nicht? Ihr habt ja hier keine bleibende Stätte, und ihr müßt einmal diese Welt, die eure Heimath nicht ist, verlassen, und nackend und blos aus der Welt hinausgehen, wie ihr in dieselbe aus

dem

dem Schooße eurer Mutter gekommen seyd. Da nehmet ihr nun von dem allen nichts mit, um das ihr euch jetzt zanket. Wir alle sind Wanderer, und treffen auf unsern Pilgerwegen ohnedieß Dorne genug an, die uns schmerzhaft verwunden, und wir wollten uns unsern Weg nach dem Grabe durch Unverträglichkeit noch mehr erschweren? Vielleicht legen wir schon morgen unsern Wanderstab nieder, und unsere Reise durch dieses Leben ist vollendet. Unsere Mitwanderer kommen auch mit uns an die Gränze der Ewigkeit, und treten dann mit uns vor den unbestechlichen Weltenrichter, der einem jeden nach seinen Werken vergelten wird. Saget, wie wollt ihr vor ihm bestehen, wenn ihr ganz wider seinen Befehl in der Welt ein zänkisches, unverträgliches Leben geführt habt? Wie wollt ihr vor dem Richterstuhl Gottes durchkommen, wenn ihr vielleicht gar mit Groll und Feindschaft aus der Welt gegangen seyd? O wahrlich, dann wäre es besser für euch, wenn ihr ungeboren geblieben wäret; denn Gottes höchste Ungnade ist das Loos, welches den Zänkischen und Unverträglichen treffen wird. Röm. 2, 8.

O so lebet denn friedlich und verträglich mit euern Mitwanderern, und wenn ihr ja mit ihnen zerfallen seyd, so reichet bey Zeiten einander die Hände zur Versöhnung dar, weil ihr noch miteinander auf dem Wege nach der Ewigkeit seyd, ehe ihr vor

dem

dem Weltrichter anlanget, der euch als Unversöhnliche von seinem Himmel, wo lauter Friedfertige wohnen, ausschließen, und endlosen Höllenqualen überliefern wird. Amen.

Am

Am vierten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text. Bleibt Niemanden was schuldig, als gegenseitige Liebe; denn wer den anderen liebet, der hat das Gesetz erfüllt. Röm. 13, 8.

Es mag den lieben Gott wohl recht kränken, wenn er so viele Menschen über seine schöne Welt klagen und seufzen hört. Tausend Stimmen erklären dieselbe für ein bloßes Jammerthal, wo so viel Kummer und Elend, und so wenig Freude zu finden ist. Wer ist denn aber Schuld daran? Gott wahrlich nicht; denn er ist die Liebe selbst; er will alle seine Geschöpfe, und vorzugsweise den Menschen glücklich haben. Sogar der Wurm, der im Staube kriecht, hat, was er zu seinem Wohlseyn braucht; wie sollte es Gott seinem Lieblingsgeschöpfe, dem Menschen, versagt haben? Nein! nicht Gott, sondern wir selbst sind die Ursache unsrer Unzufriedenheit. Was hat das ganze Reich

der

der sichtbaren lebendigen Schöpfung für Genuß und Freude, die nicht auch wir Menschen hätten? Und wie viel haben wir mehr, als jenen versagt wird? Und doch keine Zufriedenheit! Doch mitten im Besitz von unzählbaren Schätzen so viel Klagen über Armuth an Glückseligkeit! —

Wollt ihr frohe, zufriedene Kinder Gottes werden, m. Fr., so müsset ihr euere Bestimmung nicht aus den Augen verlieren; ihr müsset weise und gut, ihr müsset vollkommen werden, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist; denn Vollkommenheit und Glückseligkeit ist Eins. Das wirksamste Mittel zur Vollkommenheit, und Gottähnlichkeit ist die evangelische Gottes- und Menschenliebe, ohne die giebt es keine Vollkommenheit und folglich auch keine wahre Glückseligkeit. Daher befiehlt uns Gott durch seinen Apostel: „Bleibt Niemanden etwas schuldig, als gegenseitige Liebe; denn wer den Andern liebt, der hat das Gesetz erfüllt." Ist das aber auch so ganz gewiß? Sind denn Gottes- und Menschenfreunde wirklich glückliche Leute? Das sind sie; denn a. sie genießen das meiste Gute auf Erden; b. sie bleiben von allem eigentlichen Uibel verschonet; c. sie können die Unvollkommenheiten des Lebens am leichtesten ertragen. Hievon sollt ihr in meiner heutigen Rede überzeugt werden. Merket nur recht fleißig auf.

Abhandlung.

Das Vorurtheil: daß der Fromme, der sich nach den Vorschriften des Christenthums richtet, ein trauriges und freudenleeres Leben führen müsse, schadet der christlichen Religion mehr, als ihr mancher Freygeist zu schaden im Stande ist. Dieses Vorurtheil schreckt Hunderte von einem christlichen Leben zurück. Es lohnt demnach der Mühe, daß man dieses Vorurtheil widerlege, und es zeige, daß die wahren Frommen, oder, was eben so viel ist, die Gottes- und Menschenfreunde wirklich glückliche Leute sind.

A. Das läßt sich schon daraus beweisen: **weil sie das meiste Gute auf Erden genießen.** Widerspricht etwa die Erfahrung dieser Behauptung? Betrachtet einmal den Frommen, dessen Herz ganz für Gott und seine Brüder schlägt, in allen Lagen, in die ein Mensch versetzt werden kann, und saget, ob er nicht überall die süßesten Freuden genießet.

a. **Berufsarbeiten**, die Andern eine Last sind, die sie unwillig abzuschütteln suchen, sind ihm eine Quelle der Freude. Er mag dabey seinen Blick auf Gott oder den Nächsten richten, so sind ihm dieselben wahrer Lebensgenuß. Blicket er von seinen Berufsgeschäften weg auf Gott, so macht ihm dieselben der Gedanke zum Vergnügen: „Dein Gott,

dein

dein Schöpfer, der deinem Herzen das Theuerste ist, hat dir diese Berufsgeschäfte zugetheilt; hat dir dazu Kräfte und Fähigkeiten geschenkt." Hat er bey seinen Berufsgeschäften den Nächsten im Auge, so würzt ihm dieselben das Bewußtseyn, durch Arbeit Andern Freude und Nutzen schaffen zu können. Denn es sind geliebte Brüder und Schwestern, die davon Gewinn ziehen. Wie leicht wird bey diesen Vorstellungen eine Arbeit der Liebe! Wie edel und groß in sich selbst fühlt sich ein Mensch, dessen Kräfte immer zu nützlichen Thätigkeiten gespannt sind! Welche zahllose Freuden im häuslichen und öffentlichen Leben quellen aus der Berufsfreude des Gottes- und Menschenfreundes!

b. Sind wir von Liebe ganz beseelt, so erndten wir allenthalben Vergnügen, wo wir Menschen antreffen; sie mahlt sich in den Zügen unsers Gesichts, sie spricht von unsern Lippen, unser ganzes Wesen trägt ihr unverkennbares Gepräge; was Wunder, wenn sie überall Erwiederung findet, wenn uns mit dem Maße wieder eingemessen wird, mit welchem wir Andern ausmessen. Und welche innige Freude verschafft das Bewußtseyn, geliebt zu werden, dem, der Liebe schätzt und fühlt. Ein freundlicher Blick, ein warmer Händedruck, eine ungeheuchelte Freude bey unsrer Erscheinung, das Flehen der Wittwen und Waisen um unser längeres Leben, und tausend andere Merkmale, daß wir geschätzt und geliebt werden,

könn-

könnte uns die reichlichste Fülle von Glückseligkeit gewähren, wenn wir Sinn für Liebe besitzen.

c. Und hat aus dem großen Haufen der menschlichen Gesellschaft unser Herz sich Einzelne erwählt, an die es sich mit besonderer Innigkeit geknüpft hat, sind es fromme Eltern, denen wir Gutes erzeigen, sind es Gatten, Kinder und Freunde, die vorzügliche Gegenstände unsrer Aufmerksamkeit sind, deren Wohl uns am Herzen liegt, und die mit uns das Band der Liebe umschließt, welche Zunge nennt uns die Größe häuslicher Glückseligkeit, wer hat sie je genossen und nicht empfunden, daß eine tugendhafte Liebe unaussprechliche Seligkeit ist?

d. Oder können wir uns durch freye Wohlthätigkeit einen Mitbruder verpflichten; können wir den Waisen Vater und Mutter, dem Blinden Auge, dem Lahmen Fuß, dem Betrübten ein Tröster, dem im Elend Schmachtenden ein Heiland und Erretter werden: gewährt nicht auch dieses ein göttliches Vergnügen? Ist nicht eine einzige Handlung ächter Bruderliebe für uns eine unversiegbare Quelle der reinsten Freuden, der süßesten Hoffnung? Was habt ihr Kinder dieser Welt nun von allen den Freuden, die sie euch gewährt hat? Waren es nicht Freuden, deren ihr euch jetzt schämen müsset; Freuden, die schon im Genusse dahin starben, und euch eine vergiftete Gesundheit, gemordete Ruhe, und ein verwundetes Gewissen zurückließen?

O, wie unendlich süßer und dauerhafter sind die Freuden des Menschenfreundes, die er sich durch Werke thätiger Bruderliebe verschafft! Es ist leicht zu entscheiden, wer die eigentlichen sogenannten Vergnügungen im menschlichen Leben herzlicher genießt: ob der Lieblose und Lasterhafte, der nur das Sinnliche der Lust empfindet, und durch Uibermaß die Freuden in Schmerz und Ekel verwandelt, oder der Gottes- und Menschenfreund, der jeden Genuß durch Liebe veredelt, jede frohe Stunde als einen Beweis der Vaterhuld Gottes, und als ein theueres Unterpfand ansieht, daß er zu noch höheren Freuden bestimmt ist.

Doch wann würde ich fertig werden, wenn ich alle Verhältnisse unsers Lebens durchgehen wollte. — Prüfet selbst, m. Fr., ob es eine einzige Freude giebt, die in der menschlichen Brust statt finden, und diesen Namen verdienen könne, wenn sie nicht durch Liebe gewürzt wird. So wahr ist es, was Jesus sagt: „Thue das, so wirst du leben." (glücklich werden.)

B. Ein anderer unschätzbarer Vortheil, der den Freunden Gottes und ihrer Mitmenschen zu Theil wird, besteht darin, daß sie von allen eigentlichen Uibeln verschont bleiben.

Der Mensch, den man in die Zahl der wahrhaft Glücklichen rechnen will, muß nicht unter der

Last

Last furchtbarer Uibel seufzen, und dadurch im Genusse seiner Freuden alle Augenblicke gestört werden. Hier entdecken wir einen neuen Beweis, daß die evangelische Liebe glücklich mache; denn sie wendet alles Uibel von uns ab, das uns unausbleiblich elend machen würde, und entfernt nicht selten die Uibel, die bloß in unangenehmen Empfindungen bestehen.

Das wahre und eigentliche Uibel ist die Sünde mit ihrem traurigen Gefolge von innern und äußern Qualen; denn sie ist nach dem Ausspruch Gottes der Leute Verderben.

Wo nun Liebe zu Gott und Menschen ist, wo die Sünde gehaßt und geflohen wird, da können zwar noch Unvollkommenheiten unsers Standes zurückbleiben, aber da ist bereits Erlösung von Uibeln, und die glückliche Verfassung, in welcher sowohl Gegenwart als Zukunft uns mit Freude erfüllt.

Der Freund Gottes und seiner Mitbrüder kennet kein innerliches Uibel, keinen Widerspruch, in welchem er mit sich selbst lebt, keine Angst und Zaghaftigkeit bey der Begehung einer schändlichen Handlung, keine Gewissensbisse und fürchterliche Vorstellungen von ihren Folgen nach ihrer Vergehung; der Liebhaber Gottes und seiner Mitbrüder weiß nichts von der Furcht, mit welcher der Sünder

sich den Allgegenwärtigen denket, ihn gern verleugnete, und durch die kleinste Wirkung in der Natur an ihn erinnert wird, der lustige Gesellschafter sucht, um sein lärmendes Gewissen zu übertäuben, das aber gleich dem tobenden und stürmenden Meere immer brauset und tobt. — Diese Quellen des Elends und der Verzweiflung sind dem Glücklichen unbekannt, der nichts verlangt, nichts thut und läßt, als was ihm Liebe gegen Gott und Menschen erlaubt.

Eben deswegen gibt es für ihn auch kein äußeres Uibel, daß er nicht willig ertragen könnte.

Das gewöhnliche Loos des Lasterhaften ist Armuth, Schande, Verachtung und Krankheit, und schon ein niederer Eigennutz kann nicht ohne unangenehme Folge bleiben, da es die Bestimmung des Menschen nothwendig mit sich bringt, nur durch das Bestreben, Andere glücklich zu machen, unser eigenes Glück zu erhöhen.

Der Freund Gottes und seiner Brüder kann sich im Gegentheil überhaupt Segen im Irdischen, und besonders Segen in seinen Arbeiten versprechen; denn er unternimmt sie aus Liebe gegen Gott und seine Mitmenschen; sie gehen ihm daher glücklich von Statten, gelingen ihm, und haben daher viele Vortheile zu Folgen. Er darf dann nicht für Nah-

rung

rung und Kleidung sorgen. Er ist beliebt bey Leuten, die ihn als einen Freund Gottes und der Menschen schätzen.

Auch kann man es in der Regel annehmen, daß der Liebhaber Gottes und des Nächsten, in dessen Herzen Ruhe und Glückseligkeit herrschen, auch ein hohes, ruhiges und glückliches Alter erreiche Und welch' ein Glück ist ein hohes Alter! Länger des Lebens Freuden zu genießen, länger sich für den Himmel vorbereiten zu können — welche Belohnung ist das! Aber nicht immer wird der Gottes- und Menschenfreund alt, und dann trifft das von ihm ein, was im Buche der Weisheit steht: „Er gefiel Gott wohl, und war ihm lieb, darum ward er aus der Mitte der Sünder, unter denen er lebte, weggenommen. Er ward entrückt, damit die Bosheit seinen Verstand nicht verkehrte, und der Betrug seine Seele nicht irre leitete; denn der Reiz des Bösen verdunkelt das Gute, und die unstäte Begierlichkeit verdirbt schuldlose Herzen." B. d. Weish. 4, 10 — 12.

Freilich bleibt es wahr, daß die Freunde Gottes und der Menschen nicht ganz leidenfrei bleiben; sie müssen manche Unvollkommenheit des Lebens dulden; aber

C. eben sie können dieselben am leichtesten tragen.

Betrübt es dich, mein Freund! daß du noch so oft fühlest, noch lange so vollkommen nicht bist, als du einst werden wirst, so weißt du doch auch, daß diese Empfindung deines tugendliebenden Herzens von gemischter Art ist, und daß diese schmerzlichen Gefühle dir zugleich erfreuliche Bürgen deines Werthes, deiner Gottgefälligkeit sind. — Oder wägst du, die ewige Gottheit zu verkennen, wenn sie uns in dieser Niedrigkeit schuf, damit wir durch Irrthümer zur Wahrheit, durch Fehltritte zur reinsten Tugend geführt würden? — Ist nicht jeder neue Fortschritt zur Vollkommenheit mit der lebhaftesten Freude verbunden? — Oft genug ziehen traurige Mißverständnisse zwar dem Rechtschaffenen Haß und Feindschaft zu; aber wer wird weniger dadurch in seiner Ruhe gestört, der Selbstsüchtige, der alles nur auf sich bezieht, jede Beleidigung zehnfach erwiedert, und nie den Groll aus dem Herzen schwinden läßt, oder der aufgeklärte Menschenfreund, voll Verlangen, alles zum Besten zu kehren, und bittere Feindschaften in Liebe und Friede umzuschaffen? — Vergänglich sind zwar und ungewiß die Güter dieser Welt: was uns heute ergötzt, kann dem kommenden Morgen zur Beute dienen; aber wer kann dabei so gelassen bleiben, als der Freund Gottes, der höhere Güter kennet und besitzt, und Uibungen in der Ge-

duld

duld und im Entbehren für nothwendige Erfordernisse zur Vollkommenheit ansieht? Oder, wer ist des Mitleids und der thätigen Unterstützung seiner Brüder gewisser, als der Menschenfreund, der, so lange er hatte, dem Hungrigen sein Brod brach, und dem Dürftigen seine Schätze öffnete? — Uns alle erwartet freylich ein gewisser und unvermeidlicher Tod, und er ist immer bitter — aber wahrlich! dem am wenigsten, der seine unerfüllten irdischen Wünsche in die Hand des liebenden Vaters im Himmel legt, und in dessen Schooße mit der Hoffnung einer glorreichen Vollendung überm Grabe entschläft.

Ja, Liebe, du bist die holde Tochter des Himmels, das Band der Vollkommenheit, das höchste Glück, das der Allgütige seinen Menschen verleihen konnte. Durchdringe unsere Herzen, mit göttlichem Feuer, stärke uns zu jeder edlen That; zeige uns, daß nur durch dich Lebensgenuß möglich, nur durch dich jenes Leben voll Seligkeit ist. Amen.

Am fünften Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text: Vertraget einander und vergebet einander, wenn der eine an dem andern etwas zu tadeln findet, gleichwie selbst Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Kolossi. 3, 13.

Es ist doch sonderbar: wenn wir einen Gebrechlichen am Körper sehen, sein Gebrechen sey, von welcher Art es wolle, so bedauern wir ihn, daß er nicht arbeiten, gehen, hören, genießen kann, wie ein Gesunder; vielleicht gar noch manche Schmerzen dazu erdulden muß. Kommen wir gar in eine Krankenstube — welche Theilnahme!

Seelenkrankheiten, wie Verirrungen und Sünden sind, sind weit schmerzlicher, und machen weit elender, als die Krankheiten des Körpers. So giebt es viele, die eine so heiße Liebe zum Geld, einen so brennenden Durst nach Ruhm haben, daß sie nie froh wer-

werden, und durch die Heftigkeit dieser Begierde in solcher Zerrüttung sich befinden, daß sie weder die Freuden der Natur, noch des gesellschaftlichen Lebens recht genießen können. Dieß sind die Habsüchtigen und Hochmüthigen. Andere betrüben sich, wenn sie ihre Mitmenschen glücklich sehen; das sind die Neidischen. Wieder Andere wollen Niemand, der einmal das Unglück hatte, sie zu beleidigen, vergeben; man nennt ihre Seelenkrankheit die Unversöhnlichkeit.

Diese Elenden, deren Register ich leicht sehr vermehren könnte, sind sie nicht unsers Mitleidens werth? Sollen wir sie nicht herzlich bedauern? Oder wolltet ihr, statt sie zu bedauern, dieselben vielmehr verachten und verabscheuen? So denken und handeln freylich Viele, und entfernen sich vom Geiste des Christenthums, welches will, daß wir einander vertragen, und einander vergeben, wenn wir an Andern etwas zu tadeln finden.

Zu diesem christlichen Verhalten gegen Verirrte und Sünder will ich euch jetzt ermuntern, und euch erstens einige Gründe zu diesem christlichen Verhalten vortragen, und dann einige Einwendungen, die man gewöhnlich gegen diese Christenpflicht zu machen pflegt, widerlegen.

Erster Theil.

a. Ich darf es euch, m. Fr., doch wohl nicht erst sagen, daß Liebe das Hauptgebot unsrer heiligen Religion sey. Sie ist das Kennzeichen, woran man, nach dem Ausspruch unsers heiligen Religionsstifters, seine Jünger erkennen kann. Joh., 13, 35. Würden wir aber wohl dieses Hauptgebot unsrer Religion erfüllen, würden wir das Ordenszeichen eines Christen an uns tragen, wenn wir die Verirrten und Sünder verachten und verabscheuen möchten, statt sie zu bemitleiden und zu bedauern? Aechte Liebe, wie sie das Christenthum fodert, muß allgemein, wie die Liebe Gottes gegen uns, seyn; wir dürfen daher unsere verirrten und gefallenen Brüder von unsrer Liebe nicht ausschließen. Oder hören diese etwa darum, daß sie sich von dem Wege der Wahrheit und der Tugend verirrt haben, auf, unsere Brüder, Kinder des gemeinschaftlichen Vaters im Himmel, Miterlöste Jesu zu seyn? Nein! m. Fr., wer bey den Verirrungen und Sünden seiner Nebenmenschen kein Mitleid fühlt, sie nicht bedauert, und die Gefallenen aufzurichten sucht, der ist kein Christ, weil ihm die Bruderliebe fehlt. Auch Paulus sieht in unsrer heutigen Epistel Langmuth, Sanftmuth und Liebe, wodurch sich ein christliches Betragen eigentlich äußert, für die wesentlichsten Erfordernisse des Christenthums an. Darum schreibt er: „Ziehet also als von Gott Erwählte, Heilige

lige und Geliebte inniges Mitleiden, Gütigkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld an. Vertraget einander, wenn der eine an dem andern etwas zu tadeln findet, gleichwie selbst Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Hauptsächlich übet die Liebe, welche das Band der Vollkommenheit ist." V. 12—14.

b. Was uns noch mehr schonend und mitleidig gegen Verirrte und Gefallene machen soll, ist die bekannte Schwäche des menschlichen Herzens.

Wie leicht ist das Menschenherz irre zu leiten! Wie unwiderstehlich sind bey heftigen Begierden, warmem Blute und verführerischen Gelegenheiten manche Reizungen! Wie reizend, anlockend und bezaubernd sind die Aussenseiten mancher Laster! Sie verstehen sogar, den Mantel vernünftig scheinender Vorstellungen umzuhängen, und durch Scheingründe die innere Stimme der bessern Uiberzeugung zum Schweigen zu bringen, und dann kommt es nur auf einen kleinen Schritt an, um die Opfer der feinsten Täuschung stufenweise und unmerklich in den schrecklichsten Irrgang zu locken. Wie leicht machen Mißmuth oder Verzweiflung über ein feindseliges Schicksal aus einem Menschen von den besten Anlagen einen Verbrecher! Wie leicht kann ungerechtes und

schänd-

schändliches Mißtrauen ihn verleiten, das zu werden, wofür man ihn hält. Sollte man (alles das erwogen) nicht nachsichtsvoll seyn und gestehen, daß meistentheils nichts, als das Zusammentreffen derselben innern und äußern Umstände, wodurch jene gefallen sind, erfordert werde, um aus uns das zu machen, was sie sind? — Man richte also nicht zu strenge, und poche nicht zu sehr auf seine Tugend, die oft nur das Spiel des Temperaments, das Werk des Zufalls ist. Man betrage sich demnach gegen Gefallene und Verirrte so, wie man wünscht, daß man sich gegen uns betragen möge, wenn wir uns verirrt hätten, oder gefallen wären. Man nehme sich der Verirrten an, und reiche den Gefallenen liebevoll die Hand.

c) Hiezu soll uns das Betragen Gottes gegen die Verirrten und Sünder ermuntern.

Wer aus euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf mich. — Die Hand aufs Herz, gestehet es nur, daß wir uns schon mannigfaltig gegen Gott versündiget haben. Und wie hat er sich gegen uns betragen? Verachtete, verstieß er uns? O nein! sonst wären wir ja schon ohne Rettung verloren. Mit väterlicher Langmuth und Schonung sah er auf uns herab; ließ seine Sonne über uns scheinen, und seinen wohlthätigen Regen über uns herabträufeln! Immer überhäufte er uns mit Wohltha-

ten

ten, um uns an sich zu ziehen, und unsere Herzen zu gewinnen. Wir sollen so vollkommen seyn, wie dieser Vater im Himmel vollkommen ist, d. h. wir sollen uns bestreben, dem Vater im Himmel ähnlicher zu werden, wenn wir anders in den Himmel kommen wollen. Sind wir aber wohl unserm himmlischen Vaten ähnlich, wenn wir unsere verirrten Brüder verachten und anfeinden? Nichts weniger, als das. Wollen wir seine wahren Kinder heißen und seyn: so müssen wir unsere verirrten und gefallenen Brüder so dulden, bemitleiden und lieben, wie Gott die Sünder und uns selbst duldet, bemitleidet und liebt.

d. Und wenn unser Auge den Glanz des Heiligsten nicht vertragen kann: so richten wir dasselbe auf dessen mildern Abglanz, auf Jesum, den Eingebornen des ewigen Vaters, und sehen, wie sich dieser Gottmensch gegen Sünder und Verirrte betragen habe. Hier finden wir deutlich, daß er gerade so, wie sein Vater im Himmel, gesinnt war? Wer nennt uns auch nur einen Sünder, den Jesus lieblos von sich gestoßen hätte? O der göttliche Sünderfreund nahm alle liebevoll auf, gieng, ohngeachtet aller bittern Vorwürfe seiner Feinde, liebreich mit ihnen um, und gab sich, mit größter Selbstverläugnung, alle nur mögliche Mühe, die Verirrten auf den Weg der Wahrheit und Tugend zurückzuführen. Wenn der heuchlerische Pharisäer aus der Glanzwolke seiner Scheinheiligkeit mit Verachtung auf öffentliche Sünder herabsah, und sich hart und

zurückscheuchend gegen dieselben betrug, begegnete ihnen Jesus mit einladender Miene und Geberde, und behandelte sie mit aller nur möglichen Schonung. Kein Wunder, daß sie sich an den menschenfreundlichen Lehrer hindrängten, der kein liebloses Verdammungsurtheil über die Bedauerungswürdigen fällte, sondern nur Worte des Friedens und der warnenden Liebe sprach, die aus einem Herzen voll Mitleid gegen die Verirrten kamen.

Dieß ist der sicherste, wo nicht der einzige Weg zu den Herzen der Menschen, den alle, die an Besserung ihrer Brüder arbeiten, billig einschlagen sollten. Herzen werden überall nur durch Liebe und Sanftmuth gewonnen. Dieß war die Manier, mit welcher Jesus die Verirrten und Gefallenen behandelte. Und wenn der Sünder so behandelt wird, da schmilzt sein Herz vor Reue; da schämt er sich seiner bisherigen Thorheiten und Ausschweifungen; macht Vorsätze für die Zukunft, und wandelt mit größerem Eifer den Weg der Rechtschaffenheit.

Durch ein entgegengesetztes Betrogen gegen Verirrte macht man Uibel ärger. Verbannet man Verirrte auf immer aus seinen Gesellschaften; beladet man sie mit Spott und Schande, wenn gleich noch so viele von uns sich heimlich ebenfalls so verirrt haben, oder eben das begehen würden, wenn es die Umstände erlaubten, was die Verirrten begangen haben: so

ergreift Verzweiflung die Verirrten, sie sinken von Stufe zu Stufe herab, und wählen (weil die bessern Häuser ihnen verschlossen sind) sich einen Umgang, in dem sie immer niederträchtiger werden, und zuletzt gehen sie ohne Rettung verloren, und ihr Untergang wird auf unsere Rechnung geschrieben werden.

Da sehet ihr es nun, welche wichtige Gründe uns zu einem christlichen Betragen gegen Sünder und Verirrte auffordern. Und doch suchen viele sich durch gewisse Ausflüchte von dieser heiligen Pflicht loszuzählen. Doch wir wollen sie hören diese Ausflüchte, und widerlegen.

Zweyter Theil.

So macht es eine sträfliche Eigenliebe: gegen jede Pflicht, die uns zu schwer fällt, sucht man Ausflüchte; man hascht nach jedem Scheingrund, und zählt sich dann von Pflichten los, wozu uns Vernunft und Offenbarung verbinden.

So machen es auch viele in Betreff des Betragens, welches wir Verirrten und Gefallenen schuldig sind. Statt daß sie diese Unglücklichen bemitleiden sollten, verabscheuen und verachten sie dieselben vielmehr. Und dieses ihr unchristliches Betragen suchen sie mit der Ausflucht zu beschönigen, daß sie sagen:

a. „Wenn wir einen Gebrechlichen am Körper „sehen, so können wir ihn freylich leicht bemitleiden, „weil körperlicher Schmerz in die Sinne fällt, und „uns leichter rührt. So ist es aber nicht mit dem „Schmerz und dem Elende der Seele; man darf es „uns also auch nicht verargen, wenn wir bey den „Seelenschmerzen Anderer ungerührt und ohne Mit„leid bleiben."

Hierauf antworte ich: Mögen Seelenschmerzen nicht so, wie körperliche, in die Sinne fallen: so kann man sie doch mit dem Auge der Seele wahrnehmen. Man darf nur über den Zustand eines Verirrten und Sünders ernstlich nachdenken, die traurigen Folgen, welche die Sünde nach sich zieht, erwägen: so werden wir finden, daß Seelenschmerzen den Seelenkranken weit elender machen, als Krankheiten des Körpers.

Man denke sich z. B. nur die Folter eines verwundeten Gewissens, die marternde Furcht vor Gottes Strafgerichten, die der Sünder und Lasterhafte über sich reizt, und die er dieß- und jenseits des Grabs zu fürchten hat, und andere unselige Folgen mehr: und man wird es bald einsehen, daß der Seelenkranke noch weit elender und unglücklicher ist, als der, der mit körperlichen Krankheiten behaftet ist.

Sollen wir nun, wenn wir das bey einem Verirrten und Gefallenen erwägen, nicht eben so viel, ja

wohl

wohl noch mehr Mitleid fühlen, als bey einem, der unter körperlichen Schmerzen seufzt? Würden wir von Jugend auf daran gewöhnt, die Leiden der Seele so anzusehen, wie wir sie ansehen sollen: so würden wir die Seelenkranken nicht so leicht übersehen, bey ihren Seelenkrankheiten nicht gleichgültig bleiben, sondern zu herzlicher Theilnahme gestimmt werden. Dieß würde noch überdieß den Nutzen haben, daß man sich der Sünde nicht blindlings in die Arme werfen, oder sich von ihren Reizen bezaubern lassen würde. Wie mancher Jüngling, manches Mädchen läßt sich von dem Scheinglücke dieses oder jenes Lasterſklaven blenden, und huldigt dem Laster, was so leicht nicht geschehen würde, wenn man von Jugend auf gelernt hätte, das Schmerzliche der Seelenkrankheiten so einzusehen, wie wir sie einsehen sollen; dann würde man den Lasterſklaven bey seinem Scheinglücke eher bemitleiden wollen, als beneiden.

b. Andere, die sich gern für schuldlos erklären möchten, wenn sie sich gegen ihre verirrten und gefallenen Brüder nicht christlich betragen, pflegen zu sagen: „Der körperliche Schmerz erzeugt in einem „unverdorbenen Herzen unwiderstehliche Theilnahme; „dagegen der Anblick eines Wollüstlings, eines Verschwenders, eines Zornigen oder andern Lasterhaften „Unwillen erregt. Wie kann man also den Seelen„kranken bemitleiden und bedauern?"

Es ist nicht zu läugnen, daß es leichter sey, mit körperlichen Leiden Mitleid zu fühlen, als mit Seelenleiden; hört es aber deswegen auf, Pflicht zu seyn, auch mit den Letztern Mitleid zu fühlen? Mitleid mit körperlichen Leiden ist oft bloßer Naturtrieb. Zum Mitleiden gegen Gebrechen der Seele muß unser Verstand schon ziemlich aufgeklärt, und unser Herz gebessert seyn; unser Geist muß schon eine gewisse Stärke erlangt haben, die man nur durch lange Uibung sich zu verschaffen im Stande ist. Das ist alsdann wahre Menschenliebe, zu der das Christenthum verpflichtet. „Euer Betragen, meine Lieben" — schreibt Paulus an die Galater 6, 1. — „gegen schwache und fehlende Mitmenschen soll gelassen und voll christlicher Sanftmuth seyn, als solche, die es in der Erkenntniß des Guten schon weiter gebracht, in Ausübung der Tugend eine große Fertigkeit erlangt haben; weiset die irrenden Brüder mit schonender Nachsicht zurecht, immer von dem Gedanken belebt, daß auch ihr von Fehltritten nicht frey seyd." Der Unwille, den der Anblick eines Wollüstlings, eines Verschwenders, eines Zornigen oder eines Lasterhaften erregt, soll gegen das Laster und nicht gegen den Lasterhaften gerichtet seyn. Sein Laster können und sollen wir verabscheuen, den Lasterhaften aber sollen wir mit Schonung und Liebe behandeln.

c. Endlich wagt man gegen die Pflicht, sich christlich gegen Verirrte und Sünder zu betragen,

noch

noch diesen Einwurf: „Vor leiblichen Krankheiten können wir uns nicht sichern, die Kunst der Aerzte scheitert zu oft; Krankheiten der Seele aber zu vermeiden und zu heilen, steht in unsrer Gewalt. Seelenkranke sind an ihrem Uibel selbst Schuld; warum soll man sie bemitleiden, und ihnen mit Schonung begegnen?"

Ihr, die ihr diese Einwendung macht, bedenket es doch, daß die Menschen an vielen körperlichen Leiden auch selbst Schuld sind, und wir versagen ihnen doch unser Mitleid und unsere Hülfe nicht. — Warum sollten wir nicht auch Verirrte und Gefallene bemitleiden?

An Seelengebrechen haben die Menschen oft weniger Schuld, als wir denken. Wer kennt und beurtheilt ihre erste Erziehung, ihre Gesellschaften, ihre körperlichen Anlagen und Triebe, und hält sie gewissenhaft mit den Gelegenheiten zusammen, in welche sie versetzt wurden? Vielleicht wenn wir in ihrer Lage, in ihren Umständen gewesen wären, wären wir eben so tief und vielleicht noch tiefer gefallen, als sie. Und wie würde es uns gefallen, wenn man uns bey unsern Seelenkrankheiten den Vorwurf machte: „Weil du selbst Schuld an deiner Krankheit bist, darum wollen wir dich nicht bemitleiden, nur verachten?" Was wir nicht wollen, daß uns geschehe, das lasset uns auch Andern nicht thun.

Hinweg also mit allen Ausflüchten, mit welchen man sich von einem christlichen Betragen gegen Verirrte und Sünder loszählen will. Es bleibt unerläßliche Pflicht für uns, daß wir unsere verirrten und gefallenen Brüder bemitleiden, und ihnen mit Schonung und Liebe begegnen.

Man würde mich aber ganz unrecht verstehen, wenn man aus dem, was ich gesagt habe, den Schluß ziehen wollte: „es ist also um die Fehler und Sünden der Menschen nicht so etwas Verabscheuungswürdiges, weil man Mitleiden mit ihnen haben soll. — Sie müssen Gott nicht so mißfallen, als es gemeinhin vorgespiegelt wird, weil Gott selbst so barmherzig gegen sie ist."

Irret euch nicht, liebe Freunde! Gott, der Heiligste, verabscheuet die Sünde, und als der Gerechte muß er sie auch strafen; wenn er sich gleich noch so schonend gegen den Sünder beträgt. Mißbraucht der Sünder Gottes schonende Langmuth; läßt er sich dadurch nicht zur Sinnesänderung bewegen, o dann häuft er Gottes Zorn auf sich, und wird um so mehr gestraft werden, je länger er Mißbrauch von Gottes Barmherzigkeit und Liebe machte. Gott läßt mit sich nicht spotten.

Am sechsten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text. Ihr seyd unser und des Herrn Nachfolger geworden, und habt die Lehre unter großer Trübsal aufgenommen, so daß ihr allen Gläubigen in Macedonien und Achajen zum Muster dienet. 1. Thess. 1, 6. 7.

Paulus, den eine von den feindseligen Juden erregte heftige Verfolgung genöthigt hatte, Thessalonich nach einem kurzen Aufenthalt wieder zu verlassen, befürchtete eine gänzliche Zerrüttung dieser Gemeinde. Wie hoch mußte aber nicht sein religiöses Herz vor Freude schlagen, als er durch seinen geliebten Timotheus wider alle Erwartung die fröhliche Nachricht nicht allein von der Beständigkeit der Thessalonicher bey allen Verfolgungen, sondern auch von ihrem vortrefflichen Wachsthum im Christenthume erhielt! Seine Freude leuchtet aus dem ganzen ersten Kapitel jenes Briefes, den er an die Thessalonicher schrieb, beson-

ders aus den Worten meines angeführten Kanzeltextes hervor: „Ihr seyd unser und des Herrn Nachfolger geworden, und habt die Lehre unter großer Trübsal aufgenommen; so daß ihr allen Gläubigen in Macedonien und Achajen zum Muster dienet.“ Wie hätte das den seeleneifrigen Paulus auch nicht freuen sollen! Wo ist der Seelsorger, der, wenn er kein Miethling ist, sich nicht herzlich freut, wenn er reichliche Früchte von dem Samen erblickt, den er in die Herzen der anvertrauten Gemeinde ausgestreut hat! O ich wüßte nicht, wie glücklich ich mich schätzen möchte, wenn ich, wie dort Paulus zu den Thessalonichern sagte: „Ihr verdienet allen Gläubigen in Macedonien und Achajen zum Muster aufgestellt zu werden,“ zu meinen lieben Kirchkindern sagen könnte: ”ihr verdienet euers erbaulichen Wandels wegen der ganzen Gegend zum Muster aufgestellt zu werden.” So viel muß ich wenigstens wünschen, und zu bewirken suchen, daß ihr allen Andern ein gutes Beyspiel gebet. Dazu will ich euch heute ermuntern.

Zu diesem Ende will ich euch erstens zeigen, was dazu erfodert wird, um Andern ein gutes Beyspiel zu geben, und dann werde ich die Beweggründe, Andern ein gutes Beyspiel zu geben, hinzufügen. Ich rechne bey meinem Vortrag auf eure ganze Geistesgegenwart.

Er=

Erster Theil.

a. Daß wir, wenn wir ein gutes Beyspiel geben wollen, alles vermeiden müssen, was Andern Veranlassung zur Sünde und zu schändlichen Handlungen geben, oder die Frömmigkeit bey ihnen hindern könnte, brauche ich euch wohl nicht erst zu sagen. Das ist aber nicht genug. Wollen wir Andern ein gutes Beyspiel geben, das heilsam auf ihre Herzen wirken soll, so müssen wir uns eine gründliche und standhafte Frömmigkeit im Reden und Handeln eigen machen. Alle unsere Handlungen müssen eine innere Rechtmäßigkeit haben, und auch äußerlich mit dem Wohlstand stimmen. Oft meynen wir es im Reden und Handeln wirklich nicht übel, allein unsere Reden und Handlungen sind so zweydeutig, daß sie der Nächste sehr leicht schief deuten kann; sie haben wenigstens einen Schein des Bösen, und auch den müssen wir nach der Vorschrift unsrer heiligen Religion zu vermeiden trachten. Wir müssen ununterbrochen auf uns selbst aufmerksam seyn, damit wir besonders dann, wenn wir in Gegenwart Andrer handeln, alles vermeiden, was ihnen auf irgend eine Art anstößig werden kann; denn Andere können sehr leicht unsere auch unschuldige und gut gemeynte Aeusserungen falsch verstehen und mißbrauchen. Auch müssen wir nicht bloß vor den Augen der Welt gut scheinen wollen, sondern auch im Verborgenen gut seyn; denn theils hat der angenommene gute Schein immer etwas Zweydeuti-

ges, das dem scharfen Blicke Andrer nicht entgeht; theils wird dadurch die ganze Kraft unsers Beyspiels vereitelt, und der so nöthige Glaube an menschliche Tugend geschwächt, sobald von uns heimliche Sünden begangen werden.

Uiberdieß muß das pflicht- und rechtmäßige Gute auch genau mit unerschrockenem Muthe gethan, und eine Widersetzlichkeit besonders gegen solche Sünden, die man zu Modelastern werden sieht, beobachtet werden.

b. Eine zweyte Regel, die ich euch, wenn ihr Andern gutes und wirksames Beyspiel geben wollt, empfehlen will, ist diese: daß ihr das Gute, was ihr an euch habt, nicht aus Eitelkeit gleichsam zur Schau herumtraget.

Unser Gutes, wenn es heilsam auf Andere wirken soll, muß ohne Neigung, glänzen zu wollen, ohne Gepränge und Prahlerey ausgeübt werden; sonst werden Andere dadurch nicht nur nicht erbauet, sondern sogar zum Tadel gereizt, beleidigt, und von der Nachahmung abgehalten. Daher läßt es sich erklären, warum die ruhmsüchtigen Pharisäer mit ihrer glänzenden Scheinheiligkeit Andere nicht erbaut haben.

Wollt ihr, daß euer gutes Beyspiel heilsam auf Andere wirken soll, so lasset euch weise zu den Bedürfnissen und Schwachheiten derer herab, vor deren Augen ihr handelt. Verberget ihnen selbst das Gute dann, wenn es ihnen anstößig wird; hingegen richtet jede gute That, die sie sehen dürfen und sollen, so ein, daß sie ihnen am faßlichsten und empfehlendsten wird.

c. Besonders verdoppelt dann euern Eifer, Gutes zu thun, wenn Umstände eintreten, wenn ihr Versuchung zum entgegengesetzten Bösen habt, und wo die menschliche Gesellschaft leicht zu fehlen pflegt. Vertrauet man euch fremde Gelder, oder sonst ein Amt an, wobei es so viel Reiz zur Untreue giebt, so beweiset Rechtschaffenheit und Treue. — Drücken euch schwere Leiden darnieder, die euch zum Murren gegen Gottes Vorsehung und zur Ungeduld reizen — so zeiget Zufriedenheit mit Gottes Fügungen, und Geduld in euern Leiden. Und so müsset ihr auch in jeder andern Versuchung zum Bösen das entgegengesetzte Gute auszuüben bemüht seyn, und das zwar aus einem doppelten Grunde: einmal, weil Andere bey solchen Gelegenheiten weit aufmerksamer auf euch sind als sonst, und dann auch, weil das gute Beyspiel, das wir in solchen Umständen geben, einen tiefern Eindruck macht, und das so sehr heilsame Vertrauen zur menschlichen Tugend befestigt.

d. Endlich muß ein gutes Beyspiel vorzüglich den Kindern gegeben werden.

Gegen diese Regel versündiget man sich, leider! nur allzuoft.

Man übersieht Kinder und betrachtet sie gleichsam nur wie Halbmenschen; redet und thut in ihrer Gegenwart ohne Bedenken solche Dinge, die das Herz der Kinder vergiften, und denkt oder sagt: „Es sind ja nur noch Kinder; sie verstehen es nicht, was man redet oder thut.“ O, da irrt ihr euch sehr; gerade bey Kindern soll man mit aller nur möglichen Sorgfalt und Vorsicht reden und handeln; theils weil sie so aufmerksam auf alles sind, was Erwachsene reden oder thun, theils weil ihr Hang zur Nachahmung wirksamer als bey Erwachsenen ist. Dabei wissen sie das Gute und Böse noch nicht von einander zu unterscheiden, und das Böse prägt sich tief bey ihnen ein, und verwandelt sich so leicht in eine schwerlich ablegbare Gewohnheit.

Da habt ihr nun die Regeln, die ihr beobachten müsset, wenn ihr Andern ein gutes Beyspiel geben wollt.

Nun vernehmet einige Beweggründe, die euch zur Beobachtung dieser gegebenen Regeln ermuntern sollen.

Zwey=

Zweyter Theil.

a. Ihr müsset nicht glauben, m. Fr., daß es gleichviel sey, ob wir Andern ein gutes Beyspiel geben oder nicht. O nein! die Bruderliebe, die ein Hauptgebot unsrer Religion ist, macht es uns zur heiligsten Pflicht, das wir Andern ein gutes Beyspiel geben. Wir sind schon verbunden, für das leibliche Wohl das Nächsten zu sorgen; um wie viel mehr für das geistliche Wohl desselben? Und würde das Letztere wohl von uns geschehen, wenn wir Andern kein gutes Beyspiel geben möchten? Wahre Bruderliebe, die uns beseelen soll, ist besorgt, den Nächsten so glücklich zu machen, als es nur immer möglich ist.

Der ächte Liebhaber seiner Brüder läßt demnach kein Mittel unversucht, sie auf den Weg der Tugend zum Ziel der Glückseligkeit zu leiten; und da er es weiß, daß es kein besseres Mittel giebt, sie auf diesen Weg zu leiten, als wenn er selbst auf demselben einher gehet, so wandelt er auch mit Freuden die Tugendbahn, und ladet Andere durch sein Beyspiel zur Nachfolge ein.

Aber ist es wohl auch entschieden, daß ein gutes Beyspiel ein schickliches Mittel ist, Andere zum Guten zu ermuntern, und sie zur Tugend anzuleiten? O ja!

b. Beyspiele überhaupt, besonders aber die guten, haben die größte Kraft, vortheilhaft und mit Nutzen auf Andere zu wirken.

Beyspiele machen auf das Herz des Menschen den größten Eindruck.

Man pflegt zu sagen: „Worte bewegen, Beyspiele ziehen;" ja sie reissen Andere zur Nachahmung hin. Ein einziges gutes Beyspiel hat mehr Kraft, als hundert trockene Sittenlehren. Selbst die salbungsvollsten Ermahnungen und andere Besserungsmittel erhalten erst durch ein gutes Beispiel das nöthige Gewicht. Durch Beyspiele wird die Erkenntniß und Uiberzeugung von einer Wahrheit und Pflicht erst recht lebendig. Sie stellen die Lehren sinnlich dar, und gleichen einem Wegweiser, der uns den Weg, den wir gehen sollen, nicht nur beschreibt, sondern ihn selbst mit uns geht.

Gute Beyspiele haben auch noch das Gute in Hinsicht auf andere Menschen, daß sie das Vorurtheil, als ob diese oder jene Pflicht für die schwachen Schultern der Sterblichen eine allzugroße Last wäre, zernichten. Wie oft geschieht es nicht, daß wir bey dieser oder jener Tugendlehre, wie dort die Jünger Jesu, sagen: „Das ist eine harte Lehre, wer kann sie fassen?" — Diese

Pflicht

Pflicht übersteigt menschliche Kräfte. Sobald man aber eben diese Pflicht von Andern wirklich erfüllt sieht, so fällt diese kahle Ausflucht weg; — da sieht man, daß die Tugend keine übermenschliche Kraft erfodere, weil sie doch eben von Menschen ausgeübt wird; — da kann man mit Grund nicht mehr denken: „die Tugend ist für schwache Menschen unmöglich;" da muß man vielmehr denken: „kann ein Andrer diese Tugend, z. B Feindesliebe, Sanftmuth u. s. w. ausüben, der doch eben nur ein schwacher Mensch ist, wie ich, warum sollte nicht auch ich sie ausüben können?"

Uiberdieß lassen gute Beyspiele, auch den herrlichen Lohn einsehen, den Gott schon hier mit der Befolgung der vorgeschriebenen Tugenden verbunden hat. Man hört es z. B., wie hoch der Thäter dieser oder jener schönen Handlung geschätzt und hervorgezogen wird, und das erregt Lust, auch diese schöne Handlung auszuüben, um geschätzt und hervorgezogen zu werden. Auf diese Art sind gute Beispiele die wirksamsten Mittel, die Empfindung für's Gute zu beleben, und eben darum sollen wir es daran nicht fehlen lassen.

c. Auch die Liebe zu uns selbst soll uns dazu antreiben, Andern ein gutes Beispiel zu geben; denn wir selbst gewinnen dabei, indem wir dieses thun. Die sittliche Besserung des Nächsten, die durch unser gutes Beispiel befördert wird, wird auch uns nützlich; denn sie stärkt unsere Tugend auf eine vor-

zügliche Art, und unser Eifer, Andern ein gutes Beyspiel zu geben, wird Antrieb für uns, immer vollkommener zu werden, und dadurch wächst unstreitig unsere eigene Glückseligkeit immer mehr. Und welches himmlische Vergnügen muß nicht unser Herz durchströmen, wenn uns dasselbe das unparteyische Zeugniß giebt: „diesen oder jenen hast du durch dein gutes Beyspiel der Tugend zugeführt; du bist der Schöpfer seines Glücks, das er jetzt in den Armen der Tugend genießt.“ Wenn wir z. B. durch unsere häuslichen Tugenden bei einer Familie, die sonst in ewigem Unfrieden lebte, so viel bewirkt haben, daß sie nun ganz für einander leben, und unsere häuslichen Tugenden nachahmen, und sich dadurch beseligt fühlen, und dann zu uns kommen, und uns mit Thränen im Auge sagen: „Habe Dank, tugendhaftes Paar! dein schönes Beyspiel hat uns zu den häuslichen Tugenden, die so lange aus unserm Hause verbannt waren, zurückgeführt, und mit ihnen kehrten auch der süße Friede und die häusliche Glückseligkeit zurück, die wir euch durch unser ganzes Leben und noch in der Ewigkeit verdanken werden;“ welche Zunge ist im Stande, das reine Vergnügen zu schildern, welches hierbei euer tugendhaftes Herz empfinden muß!

d. Zu allen diesen wichtigen Gründen, die euch bewegen sollen, Andern ein gutes Beyspiel zu geben,

kömmt

kömmt auch noch der ausdrückliche Befehl unsers Gottes hinzu.

Ja, Gott fordert in vielen Stellen seines heiligen Wortes ausdrücklich, Andern ein gutes Beispiel zu geben. Leset nur, was dort bei dem heiligen Evangelisten Mathäus geschrieben steht; da heißt es: „Lasset euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie euere guten Werke sehen, und euren Vater im Himmel verherrlichen." Math. 5, 16.

In dem Briefe an die Hebräer macht der Apostel diese Foderung: „Laßt uns stets auf einander aufmerksam seyn, und uns durch Worte und Beyspiele gegenseitig zur Liebe und jeder schönen Handlung ermuntern." Heb. 10, 24.

Und in dem Briefe an die Römer will eben dieser Apostel: „daß wir einander erbauen sollen;" Röm. 14, 19. was am besten durch ein rührendes und musterhaftes Verhalten geschehen kann.

So folget nun dieser Stimme Gottes; sie ist die Stimme des besten und weisesten Vaters, der nur das von uns fodert, was zu unsrem Frieden

dient

dient, und uns glücklich macht. Ich entlasse euch mit der gänzlichen Zuversicht, daß ihr es von heute an euer Hauptgeschäft werdet seyn lassen, Andere durch einen recht tugendhaften und christlichen Wandel zu erbauen. Amen.

Am

Am Sonntage Septuagesimä.

Text: Jeder, der sich in Kampfspielen übt, beobachtet eine strenge Enthaltsamkeit. Jene, damit sie eine vergängliche, wir aber, damit wir eine unvergängliche Krone empfangen. 1. Kor. 9, 25.

Die Christen zu Korinth, an die Paulus den Brief schrieb, aus dem ich meinen Kanzeltext gezogen habe, wohnten unter Heyden, bey welchen Opferschmäuse gehalten wurden, oder das vom Opfer übrig gebliebene Fleisch in den Fleischbänken verkauft wurde. Zu jenen wurden sie von ihren heydnischen Nachbarn oder Verwandten zuweilen eingeladen, und dieses konnten sie vielleicht um einen billigern Preis kaufen.

Dieses zu benützen, und jene Einladungen anzunehmen, war beydes an sich etwas Erlaubtes für Christen: denn nur den Juden im A. T. war es verboten, an Götzenopfern irgend einen Antheil zu

neh-

nehmen, damit sie dadurch nicht zur Abgötterey verleitet werden möchten. Allein, da die Christen zu Korinth aus gewesenen Juden und Heiden bestanden, und sie nicht alle die christliche Freyheit gehörig verstanden, so waren die Meynungen über die Zulässigkeit irgend einer Theilnahme am Opferfleisch unter jenen Christen verschieden. Die Aufgeklärten hielten solche mit Grund für erlaubt, die Schwachen aber für Sünde. Die Vorsteher dieser Gemeine mochten sich daher bey Paulo deshalb angefragt haben, und erhielten darauf in diesem Briefe zur Antwort: „An sich sey dieß alles erlaubt, und mache den Christen vor Gott weder besser noch schlimmer; aber um der Schwachen willen sollte man sich auch dieses Erlaubte lieber versagen." Dieses erläutert der Apostel erstens durch sein eigenes Beyspiel und liebreiches Verhalten gegen Andersdenkende in dieser Sache, da er weder geheyrathet, noch Besoldung von den Korinthern angenommen habe, ob ihm gleich beydes gar wohl erlaubt gewesen sey, sondern sich in diesen und andern Stücken, aus Liebe, nach Zeit und Umständen gerichtet habe; und hernach durch das Gleichniß von Kämpfern und Fechtern, die sich von manchen sonst erlaubten Dingen enthielten, um eine vergängliche Krone zu erhalten.

Hieraus ziehen wir nun die allgemeine Lehre: der Christ muß zwar das an sich Erlaubte nie für unerlaubt oder für Sünde ausgeben, aber es auch

sich

sich nicht beständig erlauben, sondern auch nach Befinden zu versagen wissen. Nicht anders, m. Fr. Es ist Pflicht des Christen, sich selbst das Erlaubte nicht immer zu erlauben, sondern sich manches freywillig zu versagen. Hievon will ich euch jetzt näher überzeugen; schenket mir nur eure Aufmerksamkeit.

Abhandlung.

So wie es Menschen giebt, die Andern den Weg zur Seligkeit gar zu schwer und rauh vorstellen, so giebt es im Gegentheil Andere, die das wahre Christenthum gar zu leicht machen. Freylich nennt Jesus seine Religion ein sanftes Joch, eine leichte Last; Matth. 11, 29. immer aber bleibt er dabey, daß wahres Christenthum ein Joch sey, woran seine Nachfolger ziehen, und eine Last, die sie zu tragen hätten. Und der Apostel Paulus lehrt in der heutigen Epistel in einem Bilde nicht nur, daß man laufen, ringen, kämpfen, und sich keine Mühe verdrießen lassen müsse, wenn man das Kleinod der Seligkeit erlangen wolle, sondern giebt auch durch das gebrauchte Bild zu verstehen, daß ein wahrer eifriger Christ aus eben der Ursache, sich oft auch manches irdische Angenehme versagen müsse, wenn er das größere Vergnügen geistiger und himmlischer Freuden schmecken, und ewig selig werden will.

Ja der Christ muß sich selbst das Erlaubte nicht immer erlauben, sondern vielmehr sich manches freywillig versagen.

A. Das ist allgemeine Christenpflicht, die unsere Menschenwürde von uns fodert.

Das, was den Menschen adelt, und über die Thiere des Feldes erhebt, ist, daß er ein freygebornes Wesen ist, und nicht, wie das vernunftlose Thier, bloß nach blindem Naturtrieb handeln muß. Will der Mensch aber diesen Vorzug, diesen Seelenadel behaupten, so muß er sich selbst verläugnen und zu beherrschen wissen; sonst wird er bald nicht mehr ein freyes Wesen, sondern ein Sklav der Sinnlichkeit seyn, und sich von ihr müssen hinschleppen lassen, wohin sie will.

Der Mensch ist von Natur zu sinnlich, und wenn er den Eindrücken seiner Sinnlichkeit jedesmal nachhängen, und sich alles, was auch sonst nicht gerade verbothen ist, erlauben wollte, so würde er sich so verwöhnen, daß er endlich alles thun müßte, wozu ihn die Sinnlichkeit reizte, wenn es gleich mit seinem größten Schaden verbunden wäre. Was würde aus Kindern werden, wenn man ihnen ihre an sich unschuldigen Kinderspiele immerfort erlauben wollte? Sie müssen ihnen daher oft mit Ernst untersagt, und die Werkzeuge dazu mit Gewalt weggenommen wer-

den,

den, wenn man nicht will, daß sie ewig Kinder, und zu allen ernsthaften Geschäften lebenslänglich unfähig bleiben sollen.

Was in diesem Falle Eltern, Lehrer und Erzieher an Kindern thun, das muß der erwachsene Mensch, der durch das Christenthum erleuchtet, und über seine wahre Bestimmung daraus belehrt ist, von selbst thun. Wenn z. B. jemand auch so viel Vermögen hat, daß er ohne merklichen Nachtheil desselben, bey jeder, auch noch so kostspieligen Lustbarkeit seyn, und täglich dem Spiel und der lustigen Gesellschaft nachgehen kann: so muß er sich es doch lieber zuweilen versagen, damit er sich in der Selbstbeherrschung stärke. Wer dieß nicht genug gelernt hat, wird selten treu in seinem Amte seyn, sondern oft um die Stunde seines Vergnügens seine da vorfallenden Geschäfte versäumen, und seine Berufsarbeiten, wie man zu sagen pflegt, an den Nagel hängen.

B. Auch die Ehre unsrer erhabenen und heiligen Religion fodert es von uns, daß wir uns oft auch erlaubte Dinge versagen.

Christen sollen das Salz der Erde seyn, und zur Ermunterung Andrer durch ihr Beyspiel zeigen, welchen himmlischen Sinn der Geist des Christenthums verleihe, und wie möglich es sey, vieles in der Welt zu entbehren, und doch mit Gottes Vorsehung zufrie-

den zu seyn. Sie sollen nach dem in der heutigen Epistel gebrauchten Gleichnisse ihren jüngern oder schwächern Mitchristen oft das seyn, was bey den Kampfspielen die waren, welche den Laufenden und Ringenden Muth einsprachen, und sie anreizten, recht zu kämpfen. Wenn sie nun sich nicht selbst bezähmen, sondern sich von ihrer Sinnlichkeit überwinden lassen, wie können sie da Andern Muth einsprechen? Oder wenn sie es doch thun wollten, könnte man ihnen nicht zurufen: „Arzt, heile dich selbst! lerne dich selbst überwinden, ehe du Andere zum Kampf aneifern willst," und würden sie auf diese Art nicht dem Christenthume Schande machen? Die Ehre des Christenthums, welches einige Korinther als eine geistigere und bessere Religion angenommen hatten, mußte allemal darunter leiden, wenn die Christen, nicht einmal aus Schonung ihrer schwächern Mitchristen, sich es versagen konnten, den heidnischen Opferschmäusen beyzuwohnen. Dieß würde auch bey uns der Fall seyn, wenn wir ein an sich zwar erlaubtes Ding uns auch dann nicht versagten, wenn wir dabey unsern schwächern Brüdern anstößig werden möchten.

C. Auch aus dem Grunde ist es Christenpflicht, sich das Erlaubte manchmal freywillig zu versagen, weil jene sogenannten erlaubten Dinge nur so lange erlaubt heißen und unschuldig bleiben können, als sie mäßig gebraucht werden; aber sogleich Sünde sind,

so-

sobald sie zur Gewohnheit und Leidenschaft werden, und allzuoft genossen werden.

Glaubt nicht, m. Fr, daß ich hier vielleicht zu viel behaupte. Denket nur der Sache reifer nach, und ihr werdet diese meine Behauptung gegründet finden. Nehmet nur die Erfahrung zu Hülfe, und seyd auf euch selbst recht aufmerksam. Wird uns ein an sich erlaubtes Ding zur Leidenschaft, so hängt unser Herz allzusehr an dem Eitelu, liebt die Kreatur mehr als den Schöpfer, und der Geschmack am Sinnlichen verdrängt den Geschmack an allen geistlichen Uibungen; sie scheinen lästiger Zwang. Wird eine sinnliche Ergötzlichkeit Gewohnheit, daß man sie nicht mehr entbehren kann, so steht der Mensch gleich in Gefahr, seine Pflicht zu versäumen, die Besorgung seiner Geschäfte, die Erziehung seiner Kinder, sein Hauswesen u. s. w. zu vernachlässigen. Wenn die gewöhnliche Stunde zum Vergnügen ruft, muß alles zurückstehen.

Auch schon, wenn dergleichen Sachen zu oft genossen werden, kann es nicht ohne Sünde geschehen. Man wird jüngern Personen ein Aergerniß, die sich beherrschen lernen sollen, durch so ein Beyspiel aber veranlaßt und gereizt werden, sich ihrer Sinnlichkeit ohne Maß zu überlassen, und sich noch damit rechtfertigen. Schwache ärgern sich nicht bloß darüber, sondern werden leicht zum Schmähen, Richten und

Verdammen veranlaßt; wahre und verständige Fromme aber werden dadurch betrübt und gekränkt.

Um dieß zu verhüthen, dachte und handelte Paulus ganz anders. „Nicht alles, (schreibt er an die Korinther) was mir erlaubt ist, nützet. Es ist mir alles erlaubt; aber ich will mich von nichts beherrschen lassen.“ Er will sagen: Alles, was an sich nicht böse ist, das ist mir erlaubt, doch ist es nicht allezeit rathsam, das zu thun, was erlaubt ist. Ich will mich sogar unter die Bothmäßigkeit solcher Dinge nicht hingeben, deren Gebrauch sonst nicht verbothen ist. Ich will der Macht, mich davon zu enthalten, Meister bleiben. 1. Kor. 6, 12.

D. Endlich, m. Fr., sollen wir Christen darum uns auch das Erlaubte nicht immer erlauben, sondern uns manchmal davon enthalten, weil es so viele traurige Exempel bestätigen, daß auch die am meisten von Gott begnadigten Menschen durch Vernachläßigung dieser Pflicht verdorben und unglücklich geworden sind.

Kein Volk in der Welt hatte ehedem so viele Vorzüge und Gnaden von Gott empfangen, als das israelitische; und wodurch wurde es öfter von Gott ab- und zur Abgötterey geführt, als durch die Theilnahme an den Lustbarkeiten, welche die Heiden sich

bey

bey ihren Opfern erlaubten. „Das ist aber uns zum Vorbilde geschehen" sagt der Apostel 1. Kor. 10, 11. Solche Erfahrungen sollen Christen belehren und warnen, auch das Erlaubte sich nicht immer zu erlauben, sondern es sich freywillig zu versagen.

Jeder von uns denke hierüber ernstlich nach, ziehe seine eigene Erfahrung zu Rathe, und mache eine gehörige Anwendung auf sich. Viele werden da, bey genauerer Untersuchung, finden, wie schädlich ihnen der Genuß mancher sogenannten erlaubten Dinge geworden ist. Wie mancher Mensch hat nicht schon seine Gesundheit und seine Unschuld vertanzt, oder sein zeitliches Glück und seine Gemüthsruhe verspielt! Und wer nichts dergleichen aus eigener Erfahrung kennt, der sehe sich unter seinen Zeitgenossen um, spiegle sich in fremdem Beyspiele, denke, was ihm noch begegnen kann, und werde aus fremdem Schaden klug!

Besonders werde Jedermann auf seine eigene Lage und Umstände, seine Temperamentsneigungen, Umgang u. d. gl. aufmerksam, und denke, daß nicht alles alle verführt, und daß er daher hingerissen werden kann, wo er es am wenigsten glaubt. Wer sich läßt dünken, er stehe, sehe ja wohl zu, daß er nicht falle.

O daß besonders junge Leute, die sich gewöhnlich mehr als ältere erlauben, weise seyn, und solches vernehmen möchten; daß sie bedächten, was ihnen hernach begegnen, und was aus unvorsichtigem Genuß auch erlaubter Dinge für Unheil entstehen könne. Wer weise ist, der nimmt es zu Herzen. Gott aber lehre uns alle thun nach seinem Wohlgefallen, und ein guter Geist führe uns auf ebener Bahn. Amen.

Am Sonntage Sexagesimä.

Text. Wollte ich mich dennoch rühmen, so würde ich nicht thöricht handeln; denn ich würde die Wahrheit sagen; ich enthalte mich aber dessen, damit nicht jemand mehr von mir halte, als was er an mir sieht, oder von mir hört. 2. Kor. 12, 6.

Wer diesen Brief des großen Paulus und den vorhergehenden auch nur oberflächlich liest, ohne auf den Zweck zu achten, warum ihn der Apostel schrieb, der dürfte ihn leicht der Ruhmsucht beschuldigen. Dem Apostel war keineswegs darum zu thun, mit seinen Verdiensten und Vorzügen zu prahlen, sondern nur sein Ansehen darum zu behaupten, damit er mit desto größerm Nutzen an der Verbreitung der christlichen Religion und an der Sittenverbesserung seiner Zeitgenossen arbeiten könnte. Einige falsche Apostel gaben sich alle Mühe, das Ansehen unsers Apostels zu verdunkeln; sie beschuldigten ihn der Lügen, des Leichtsin-

sinnes, der Lieblosigkeit, der Herrschsucht, der Betrügerey, und des Umsturzes der wahren Religion.

Gegen diese seine Widersacher vertheidigte nun Paulus seine angetastete Ehre; und zählt, nicht aus Ruhmsucht, sondern um sein Ansehen zum Besten der Religion geltend zu machen, seine Verdienste und Vorzüge her. Man merkt es ihm in eben diesem Briefe ab, wie ungern und gezwungen er die Korinther auf seine Verdienste und Vorzüge aufmerksam macht. Es ist gewiß nicht verstellte Ziererey, sondern edle Bescheidenheit, wenn er sagt: „Noch einmal wiederhole ich meine Bitte, verdenket es mir nicht, so unanständig es auch scheinen mag, daß ich mich als einen Apostel selbst rühme; oder wenn ihr mich ja für einen Thoren haltet, so erlaubet mir, daß ich noch etwas weniges von meinem Lobe hinzusetze, um selbst daraus zu urtheilen, ob mein Ruhm auf schlechten Gründen beruhe." 2. Kor. 11, 16.

Und in dem folgenden Kapitel schreibt er: „Es ist durchaus meine Gesinnung nicht, mich selbst zu rühmen. Muß ja mit einigen Vorzügen geprahlt seyn, so sollen vielmehr meine Leiden, die ich um des Namens Jesu willen ausgestanden habe, mein Lob ausmachen; wiewohl ich euch, im Falle ich meine übrigen Verdienste anführen wollte, deßwegen keineswegs den Namen eines Eiteln oder Thörichten verdienen würde; denn ich würde wenigstens immer die

Wahr-

Wahrheit auf einer Seite haben. Allein ich unterlasse dieses, weil Selbstruhm leicht die Christen blenden, und mir mehr Achtung, als ich verdiene, zuwege bringen könnte." 2. Kor. 12, 5. 6.

So denkt und handelt wahrlich der Ruhmsüchtige nicht. Jene also, die sich von Ruhmsucht beherrschen lassen, können sich keineswegs hinter diesen Apostel stecken, und ihr Laster durch sein Beyspiel vertheidigen.

Ihr werdet euch hievon am besten überzeugen können, wenn ich euch das Bild des Ruhmsüchtigen in seiner wahren Gestalt darstelle. Und eben das will ich jetzt thun, und dann einige Gründe hinzufügen, die euch von Ruhmsucht abhalten sollen.

Erster Theil.

Der Wunsch, berühmt zu werden, ist an sich nicht gerade zu verwerfen; er ist etwas Unschuldiges; denn wer seine Kräfte fühlt, kann nicht den Wunsch unterdrücken, so zu leben, daß die Welt auf eine vortheilhafte Art es wisse, daß er gelebt habe, und da gewesen sey. Da uns die milde Hand des Schöpfers Vorzüge zugetheilt hat, wie billig ist es, dieselben zu zeigen, und sie zu erhalten, um Wohlthäter seiner Mitmenschen zu werden; denn eben das macht uns

berühmt, und ist etwas so Edles und Großmüthiges.

Der ächte Christ kämpft demnach den Wunsch nach Ruhm in seiner Seele nicht schlechterdings nieder; allein er verlangt nach keinem unverdienten Ruhm, und thut das Gute seiner innern Güte wegen, übt Tugend aus Pflicht, und nicht, um dadurch berühmt zu werden. Bleiben seine guten Handlungen auch unbekannt, so unterläßt er sie doch deshalb nicht.

So denkt und handelt aber der Ruhmsüchtige nicht. Er macht das Vergnügen, vielen bekannt zu seyn, ihren Beyfall zu erhaschen, und von ihnen gelobt zu werden, zu seiner letzten Absicht oder zu seinem Hauptbestreben. Die Begierde, von Andern gerühmt zu werden, wird bey dem Ruhmsüchtigen Leidenschaft, und um diese zu befriedigen, wählt er oft eben so unschickliche als niedrige Mittel. Fehlen ihm die Kräfte, berühmt zu werden, so sucht er nur den Schein. Mancher, der nach Ruhm geizt, macht sich einen schiefen Begriff von Ruhm, und glaubt, berüchtiget zu werden, wäre eins mit: berühmt seyn.

Einem solchen Menschen ist kein Mittel zu schwarz, seinen Geiz nach Ruhm zu befriedigen. Er sucht wohl gar seinen Ruhm in der Schande; erlaubt sich niedrige Handlungen, und verübt wahre Bubenstrei-

che. Beyspiele hievon könnet ihr in diesem oder jenen Wirthshause sehen. Sehet, hier reizt ein sogenannter Prahlhans einen oder den andern zu Schlägereyen; — stolz auf das Uibermaß seiner Körperkräfte wirft er einen oder mehrere zu Boden; steht dann stolz da, und wartet begierig, daß man ihm Beyfall zuklatschen, und seine Stärke bewundern soll. — Dort stürzt einer ein volles Glas Bier um das andere ohne Durst hinein, und wartet auf das elende Lob: „Dem kömmt so leicht keiner im Saufen gleich." — Dieser Wollüstling prahlt damit, wenn er nach seiner Sprache recht viele Eroberungen macht, d. h. Mädchen verführt, und Ehebetten befleckt. — Jene Gefallsüchtige sucht ihren Ruhm darin, wenn sie mehrere Anbeter zählt, und recht viele in ihr unkeusches Netz locken kann.

Sehet, m. Fr., so entweihen Menschen aus Ruhmsucht ihre Menschenwürde, und suchen ihre Ehre in der Schande.

Andere suchen ihren Ruhm in Dingen, die zwar an sich unschuldig aber kleinlich und kindisch sind. So sucht mancher seinen Ruhm durch lauter schöne und geschmackvolle, nur stets modefärbige und auch modisch verfertigte Kleidung, durch den schönsten Kopfputz; durch eine zierliche Wohnung, durch Geschicklichkeit im Tanzen, durch eine glänzende Tafel, nettes Hausgeräth, durch erkaufte Titel u. s. w.; durch

Din-

Dinge also, die an und für sich keinen wahren Ruhm geben können, die entweder gar keinen innern Werth haben, oder die ein Geschenk des Zufalls, der Natur, und nicht des Menschen Verdienst, oder nicht die Frucht seiner Anstrengung sind, und nur leeres Aussenwerk genannt werden können.

Ruhmsucht paart sich gewöhnlich mit Neid und Verkleinerungssucht. Daher kommt es, daß der Ruhmsüchtige seinen Ruhm sehr oft auf Kosten der Ehre Andrer sucht, und sich mit Herabsetzung des Nächsten zu erheben trachtet.

Das bestätiget die Erfahrung.

Wie mancher Halbgelehrte will dadurch glänzen, daß er die herrlichen Geistesprodukte eines längst anerkannten Gelehrten zu verdunkeln sucht! — Mancher Pfuscher glaubt sich dadurch Ruhm zu erwerben, wenn er die Meisterwerke andrer berühmten Handwerker tadelt. Wie viele schlechte Dienstbothen wollen sich nicht dadurch Ruhm erwerben, daß sie ihre braven Mitdienstbothen tadeln, und sie durch Verleumdung in die Klasse liederlicher und untreuer Dienstbothen werfen! —

Hier habt ihr wenigstens die Hauptzüge von dem Bilde des Ruhmsüchtigen.

Nun vernehmet einige Gründe, warum ihr diesem Bilde nicht ähnlich werden sollet.

Zweyter Theil.

Sehet noch einmal das Bild des Ruhmsüchtigen an; betrachtet es Zug für Zug, und saget, ob es nicht ein recht häßliches Bild sey.

Was dünkt euch von der Ruhmsucht, m. Fr.? Ich möchte gern euern unbefangenen Verstand selbst darüber urtheilen lassen. Betrachtet die Ruhmsucht in ihren Quellen, in ihren Wirkungen und Folgen, und saget, ob sie nicht ganz unsittlich und unchristlich ist, ob sie nicht Seelenschwäche und Mangel an reellen Vorzügen und Verdiensten verräth? ob sie nicht vielen unnöthigen Kummer verursachet? ob sie nicht eine Mutter vieler Ungerechtigkeiten ist? ob sie nicht endlich alles Streben nach wahren und wesentlichen Vorzügen und Verdiensten hindert?

a. Wem leuchtet es nicht ein, daß die Ruhmsucht unsittlich und unchristlich sey? Wir beschimpfen unsern Verstand und unser Herz, wir handeln der Würde des Menschen und des Christen entgegen, wenn wir unsere Würde nach Dingen abmessen, die so ganz zufällig und geringfügig sind. Giebt uns das einen wesentlichen Werth, verdienen

wir

wir das Lob des Vernünftigen, wenn uns ein glänzender Titel schmückt?

Hängt der Werth eines Mannes von dem Vortritte, von der ersten Stelle ab? Nein! der Mann welcher hinter dem Pflug geht, seine Familie ehrlich ernährt, und einen unbefleckten Wandel führt, ist mehr werth, als der Herr, welcher ihm gebietet, aber sonst wenige oder gar keine Vorzüge hat, und seinen höhern Stand durch Schandthaten entehrt. Der Mann ohne Titel aber mit desto mehr Redlichkeit und Brauchbarkeit für die menschliche Gesellschaft verdient mehr Ruhm, als der Große mit vollgültigem Namen, aber mit leerem Kopf und Herzen. Ist es der Würde des Menschen und des Christen nicht zuwider, wenn jemand seinen Ruhm darin sucht, daß er besser und prächtiger als Andere von gleichem Stande gekleidet ist? Giebt wohl die Kleidung dem Menschen einen wesentlichen Werth? Stellet zwey Mädchen neben einander: die eine eine bekannte Schanddirne im prächtigsten Putz, und neben ihr ein wohlgesittetes und tugendhaftes Landmädchen, im leinenen Gewande, mit heiliger Schamröthe auf den Wangen: — werdet ihr wohl der erstern ihres prächtigen Anzugs wegen den Vorzug vor der letztern geben? Daher kann es auch Christusreligion unmöglich dulden, wenn man seinen Ruhm in solchen Kleinlichkeiten sucht. Daher gebietet sie ausdrücklich: „Laßt uns nicht nach eitler Ehre geizen; trachtet nicht nach

ho-

hohen Dingen u. s. w., Daher sie diese und eine Menge Ausspräche enthält, welche jedem Ruhmsüchtigen schwer aufs Herz fallen müssen. Und wie wär' es auch anders von einer Religion zu erwarten, die den Menschen nur nach seinem Thun und Lassen richten will?

b. So einleuchtend und wahr es nun ist, daß die Ruhmsucht unsittlich und unchristlich ist, eben so wahr ist es, daß sie auch immer Schwäche und Mangel an lobenswürdigen Eigenschaften verräth. Denn wer wahre Vorzüge besitzt, wird wohl nicht nach eingebildeten streben; wer das Große hat, wird nicht auf das Kleine stolz seyn. Der Mann, der die Erfordernisse seines Amtes und Standes hinlänglich bewährt hat, wird doch seinen Ruhm nicht in dem Namen des Amtes und Standes suchen. Eine Weibsperson, die wahre weibliche Verdienste besitzt, wird doch nicht erst durch Putz und Tanz sich Ruhm erwerben wollen. Verhehlen können wir es euch demnach nicht, ihr Thoren, die ihr Sklaven eurer Ruhmsucht seyd, verhehlen nicht, was wir von euch glauben. Wir halten euch für schwache, verdienstlose Menschen, die nothgedrungen in solchen Kleinigkeiten ihren Ruhm suchen müssen. Denn kann man euch wohl Gutes zutrauen, da ihr euch selbst nichts zutrauet? Eingestehen müßt ihr, ihr möget wollen oder nicht, daß ihr euere eigene Schmach dadurch offenbaret.

C.

c. Und gesetzt ihr wolltet das nicht, so gesteht doch ein, daß Ruhmsucht euch oft genug unnöthigen Kummer verursacht, den ihr euch ersparen könntet. Denn giebt es wohl eine tiefere Kränkung für euch, als wenn ihr euch zurückgesetzt sehet? Kann man es euch nicht ansehen, wie viel ihr leidet, wenn euere ruhmsüchtige Erwartung nicht befriedigt wird? Verräth euer Gesicht, euer Blick, euere Miene nicht einen empfindlichen Schlag, der euch traf? Betrachtet nur einmal ein ruhmsüchtiges Mädchen, das sich zu Hause stundenlang geputzt hat, und nun mit der vollen Hoffnung auf den Tanzboden geht, daß ihrem Putz alles huldigen, jeder Tänzer sie zum Tanz auffordern wird — betrachtet sie einmal, wenn sie sich in ihrer Erwartung betrogen sieht, wenn man sie sitzen läßt, und andere minder geputzte zum Tanz auffodert — könnet ihr auf ihrer Stirn nicht deutlich Verdruß und Aerger lesen?

Hast du, Freund, jemals so gelitten, laß dir rathen: laß dich erheben über diese Kleinigkeiten, die deinen Werth oder Unwerth nicht bestimmen. Sollen deine Lebenstage froh und heiter dahinfließen, willst du manche entbehrliche Sorge, manchen unnöthigen Kummer von dir scheuchen, so rotte dieses Gift aus deinem Herzen aus. Suche deinen Ruhm in Rechtschaffenheit und Tugend, und fliehe jeden Ruhm, dessen Grundlage nicht wahre Verdienste sind.

d. Das wird man um so eher thun, wenn man erwägt, daß Ruhmsucht zu vielen Ungerechtigkeiten gegen Andere verleitet.

Sind wir ruhmsüchtig, so werden wir oft auf Menschen stoßen, welche uns unsere Schwachheit abmerken, und ihr absichtlich entgegen handeln werden. Man pflegt zu sagen: „Eigenes Lob stinkt." So wie nun Andere einen andern widrigen Gestank an uns nicht ertragen können, so können sie das Selbstlob des Ruhmsüchtigen nicht ertragen, sie werden mit Unwillen gegen ihn erfüllt, und loben ihn um so weniger, je begieriger er nach fremdem Lobe hascht. Und was geschieht? Der Ruhmsüchtige entbrennt dann vor Ingrimm, brauset auf, er nimmt es als die größte Beleidigung auf, welche bittere Rache verdient; er häuft dann eine Ungerechtigkeit auf die andere. Woher so viele unversöhnliche Feindschaften? Woher so viele Unterlassungen der Dienstfertigkeit und der Hülfe? War es nicht oft ein bloßes Wort, welches unsere Ruhmsucht entbehrte, ein unschuldiges Versehen, daß man uns nicht zuerst nannte, oder ansprach; ein unbeabsichtigter Zufall, daß man die uns gebührende Ehrenbezeigung unterließ? Und da sich — wie ich euch schon gesagt habe — gewöhnlich Neid und Verkleinerungssucht zur Ruhmsucht gesellt, so läßt sichs leicht denken, wie oft der Ruhmsüchtige den Ruhm des Nächsten verdunkeln, und auf dessen

guten Namen das Gift der Verleumdung ausspeien wird.

Nichts ist demnach gewisser, als daß Ruhmsucht zu vielen Ungerechtigkeiten gegen Andere verleitet.

e. Aber das allerschlimmste ist, daß sie endlich alles Streben nach wahren und gegründeten Vorzügen und Verdiensten hindert.

Der Ruhmsüchtige verdirbt zuletzt seinen Geschmack ganz. Er gewöhnt sich daran, wegen Kleidung Titel und Namen u. d. gl. gerühmt und bewundert zu werden, und sich geschmeichelt zu sehen.

Das Vergnügen an diesen Kindereyen wächst, und eben deswegen nimmt auch seine Begierde darnach zu. Endlich wird sein Herz gegen andere edlere Menschenfreuden und gegen alles Ernsthafte, z. B. gegen die Sorge für seinen unsterblichen Geist, u. s. w. so kalt, daß er jene erst seltener, und zuletzt gar nicht mehr genießt, daß ihm alle Berufsgeschäfte, Fleiß, Wohlthätigkeit und alles, wodurch er sich wahre Verdienste sammeln könnte, unschmackhaft werden. — Ist das nicht die größte Verdorbenheit des Herzens?

Nein! wir wollen die ohnedieß allzugroße Zahl der Ruhmsüchtigen nicht vermehren. Bemühen

hen wollen wir uns, Werthschätzung zu verdienen, aber nicht nach eitlem Lob der Menschen geizen. Wir wollen nicht sowohl Ruhm suchen, als das thun, was in den Augen Gottes und verständiger Menschen ruhmwürdig ist. Und wenn uns niemand rühmte, so würde uns schon unser Bewußtseyn der erfüllten Obliegenheiten genügen. Amen.

Am Sonntage Quinquagesimä.

Text: Wenn ich die Sprachen der Menschen und Engel redete, und hätte keine Liebe, so wäre ich wie ein tönendes Erz, und eine klingende Schelle. 1. Kor. 13, 1.

Daß das Gebot der Bruderliebe ein Hauptgebot unsrer heiligen Religion sey, ohne dessen Erfüllung wir auf den schönen Namen eines Jüngers Jesu, und selbst auf den Himmel Verzicht thun müßten, brauche ich euch wohl nicht erst zu sagen.

Der Apostel Paulus sagt es euch eben in dem Briefe, wovon ich euch jetzt ein Kapitel vorgelesen habe. „Sey es" — schreibt er — „daß ich nicht nur alle menschliche, sondern auch überirdische Sprachen redete, wäre aber lieblos dabey: was sind meine Worte mehr, als der leere Schall eines Metalls, oder einer klingenden Schelle? Gesetzt, ich hätte die Fertigkeit, alle prophetische Schriften zu erklären, und überdies

noch

noch künftige Dinge vorher zu verkündigen; oder ich wüßte das, was sonst Menschen nicht anders als durch eine unmittelbare Offenbarung Gottes wissen können, und besäße noch dabey die Gabe des Wunderglaubens, so, daß ich Berge versetzen, d. i. Gott allein mögliche Dinge möglich machen könnte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich bey allen diesen außerordentlichen Gaben mehr nicht, als der unnützeste Mensch auf Erden ist. — Man setze noch hinzu, daß ich all mein Vermögen zum Besten des Nächsten verwendete, und es geschähe nicht aus Liebe, und wenn ich noch dazu meinen Leib zu Asche verbrennen ließe, so würde mir alles dieses ohne Liebe keinen Vortheil bringen." T. 1.—3.

Wem leuchtet aus diesen Worten des Apostels die Nothwendigkeit der Liebe nicht ein? Ihr alle werdet es einsehen und zugestehen, daß die Liebe zur Seligkeit nothwendig sey; und vielleicht ist keiner unter euch, der, wenn ich ihn fragen möchte, ob er die Liebe besitze, mir diese Frage nicht mit Ja beantworten möchte. Ich will es euch auch zugeben, daß ihr nicht ganz ohne alle Nächstenliebe seyd; allein ob diese eure Liebe auch eine ächte, christliche Liebe sey, das ist eine andere Frage, die ihr nur dann mit Grund beantworten könnt, wenn ihr erst wisset, welche Eigenschaften die wahre christliche Menschenliebe haben müsse. Ich habe es mir eben darum vorgenommen, über die vornehmsten Eigen-

schaf-

schaften der wahren christlichen Liebe mit euch zu reden. Erstens will ich euch diese Eigenschaften anzeigen, und dann einige Hindernisse anführen, die der wahren christlichen Liebe im Wege stehen.

Erster Theil.

Wahre Menschenliebe, so wie sie das Christenthum verlangt, muß folgende Eigenschaften haben.

a. Sie muß allgemein oder allumfassend seyn.

So wie Gottes Liebe gegen uns Menschen allgemein und allumfassend ist, so soll auch unsere Liebe gegen unsere Mitmenschen seyn. Sie muß sich durch ihre Allgemeinheit von unsrer Liebe zu unsern Freunden und Verwandten unterscheiden; ferner von der Liebe, vermöge der wir nur denen Gutes thun, die es uns wieder vergelten können. Das bestätigt Jesus, wenn er sagt: „Wenn ihr nur die liebet, die euch lieben, was habt ihr dafür Lohn? Thun das nicht auch die Zöllner? (Leute von dem schlechtesten Charakter.) Und wenn ihr nur euren Freunden Glück und Segen wünschet, was thut ihr Vorzügliches? Thun das nicht auch die Zöllner? Seyd also vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist — euere

Lie-

Liebe sey allumfassend, wie seine Liebe gegen die Menschen allumfassend ist." Math. 5, 40 — 48.

Unsere Liebe erstrecke sich demnach ohne Unterschied des Vaterlandes und der Nation nicht bloß auf Landesleute, sondern auch auf Menschen aus allen Völkern. Der Einheimische wie der Fremdling habe Theil daran. Man halte andere Völker nicht für Erdschwämme, und hasse sie nicht, wie die Juden thaten; denn Gott liebt alle Nationen 5. B. Mos. 10, 18. Auch in Betreff der Religion muß unsrer Liebe keine Ausnahme machen; sie muß sich auf alle Religionsparteyen erstrecken. Das lehrt uns Jesus durch das Gleichniß von dem Samariter, der sich des von den Räubern mißhandelten Reisenden erbarmte, obschon er nicht von seiner Religionspartey war. Luk. 10, 25. Auch den Religionsspötter, selbst den frechsten Gotteslängner muß man noch lieben; denn er bleibt noch immer ein Erlöster Jesu. Tim. 2, 1 — 6. Wir müssen Andere auch ohne Unterschied der Gesinnungen, Eigenschaften und des Betragens gegen uns lieben. Der Tugendhafte und der verruchteste Bösewicht soll ein Gegenstand unserer Liebe seyn; denn obschon der letztere das Ebenbild seines Schöpfers an seinem unsterblichen Geiste durch seine Laster verunstaltet hat, so kann er es doch durch wahre Sinnesänderung wieder herstellen. Auch sogar unsern Feinden dür-

fen

fen wir unsere Liebe nicht entziehen. Jesus, der unser Vorbild ist, dem wir ähnlich werden sollen, liebte seine Todesfeinde, und betete noch mit sterbenden Lippen für sie, und will, daß auch wir unsere Feinde lieben, denen Gutes thun, die uns hassen, und für die bitten, welche uns Unrecht thun, und uns verfolgen. Matth. 5, 4. 4.

b. Wahre Menschenliebe muß auch weise und gerecht seyn; d. h. sie sey nicht übertriebene und blinde Gutherzigheit, die sich selbst erschöpft oder blindlings durch Wohlthaten ausschüttet. Eine solche Liebe schadet dem, der sie übt, sie verschlimmert die Hülfsbedürftigen, sie macht die Armuth leichtsinnig, und schadet dem Staate durch Hemmung des Fleißes und gemeinnütziger Betriebsamkeit. Wahre Nächstenliebe ist keine bloße blinde Aufwallung des Affekts, sondern wird durch Weisheit und Klugheit regiert und gehörig eingeschränkt. Aus einer ächten Menschenliebe muß Ordnung und Wahl des Besten hervorleuchten. Man sehe dabey auf seine Kräfte, auf die Bedürfnisse und Beschaffenheit Anderer, die bald größer oder geringer, so oder anders sind. Man erfülle keine Wünsche, die allgemein schädlich sind; diene nicht Einigen mit dem wahren Schaden Mehrerer. Ohne diese Weisheit wird unsere Menschenliebe schädlich. Was hilfts, die besten Absichten zu haben, und durch unbesonnenen Eifer zu schaden?

c. Wahre Nächstenliebe muß auch thätig seyn. Wenn man nach der Sprache vieler Menschen urtheilen wollte, so müßte man sie für die wärmsten Menschenfreunde halten; allein wenn sie ihre Liebe in der That zeigen sollen, da entlarven sie sich, da sieht man es, daß sie wider den Befehl, den Johannes giebt, (1. Joh. 3, 18.) nur mit den Worten, die auf der Zunge sitzen, aber nicht auf eine thätige und aufrichtige Weise lieben. Freunde, eine solche Maulliebe ist keine christliche Liebe. Diese besteht nicht in leeren Liebesversicherungen und schmeichelhaften Vertröstungen, nicht im Bedauern, Seufzen, Beklagen und Guteswünschen, sondern in wirklichen, thätigen Handlungen. Der Christ bemüht sich thätig für das Beste seiner Mitmenschen, für ihre Errettung aus der Noth, und zwar aus allen Kräften und bey jeder Veranlassung. Er fragt den Hülfsbedürftigen nicht erst lange: „Weshalb halfen dir bisher Andere nicht? Wie kamst du in diese Noth? Hast du dir sie nicht vielleicht aus eigener Schuld zugezogen?“ — Nein, er springt hinzu, und läßt das Bewußtseyn der Menschenpflicht und des göttlichen Wohlgefallens über alle vorkommende Hindernisse siegen. Er unterrichtet die Unwissenden, tröstet die Betrübten, führt Verirrte auf den Weg der Wahrheit und Tugend zurück, richtet Gefallene auf, bedecket die Blöße seiner Brüder, erquickt durch Speise und Trank die Schmachtenden, und hilft jedem, wo, wie, und sobald er kann.

d. Menschenliebe, so wie sie das Christenthum fodert, muß auch standhaft, unverbrüchlich und gleichsam unsterblich seyn; dadurch unterscheidet sie sich von der modischen Empfindeley. Diese giebt nur, um den Anblick des Elends aus dem Auge zu rücken, damit sie im Genusse sinnlicher Vergnügungen nicht gestört werde. Die Menschenliebe des Christen wird nicht von veränderten Neigungen bestimmt, sondern immer nach gleichen Grundsätzen erwiesen. Hat unsere Menschenliebe Eigennutz zur Quelle, so wird sie gewiß nicht standhaft seyn; sie wird dann leicht wankelmüthig, und durch erfahrne Täuschung seiner guten Meynungen von Andern, durch erfahrnen Undank leicht unbeständig.

Wahre Menschenliebe, die ihre Nahrung aus den Eigenschaften und Wohlthaten Gottes erhält, ist standhaft und unverbrüchlich. Sie ist über allen Undank erhaben; keine Mühe, keine Gefahr und selbst keine Zeit kann sie verändern; denn die Gründe ihrer Verbindlichkeit bleiben immer, und so liebt der Christ seine Brüder bis in den Tod, ja sogar noch in der andern Welt.

Dieß sind die wesentlichsten Eigenschaften der wahren christlichen Menschenliebe. Nur Schade, daß dieser Haupttugend so manche Hindernisse im Wege stehen. Ich will euch auf einige dieser Hindernisse aufmerksam machen.

Zwey=

Zweyter Theil.

Wie selig würde das Menschengeschlecht schon auf dieser Erde seyn, wenn alle das Band einer wahren christlichen Bruderliebe umschlingen möchte! Allein die Erfahrung lehrt es, daß es sehr vielen, die sich Christen nennen, an einer christlichen Bruderliebe fehle. Woher kommt das? oder was hindert bey ihnen diese Liebe?

a. Eins der hauptsächlichsten dieser Hindernisse ist: Mangel an hinlänglicher, besonders lebhafter und deutlicher Religionserkenntniß. Wenn die Menschen auch die zur Reinigung ihrer Begriffe erforderlichen Einsichten über Gottesverehrung und Sittlichkeit haben: so fehlt es doch gemeiniglich an Kraft und Leben, wodurch diese Erkenntnisse zu Handlungen übergehen sollen. Es verhält sich hierbey, wie überhaupt mit dem Christenthume der meisten Menschen. Man kann ihnen zwar eine hinreichende Bekanntschaft mit den Lehren des Christenthums nicht absprechen; allein es ist entweder bloß Sache ihres Gedächtnisses, oder es fehlt dieser Erkenntniß an der nöthigen Vertraulichkeit mit ihren Wirkungen; folglich an einem gewissen Feuer, wodurch man in den Stand gesetzt wird, seinen Eigenwillen zu brechen, seine unrichtig geleitete Sinnlichkeit zu besiegen; etwas Unangenehmes oder Widriges nicht zu scheuen, das zu bestehen ist, wenn etwas

Gu-

Gutes dadurch erzielt werden kann; oder sich über die Urtheile seiner Zeitgenossen wegzusetzen, wenn das, wozu sie uns nach dem herrschenden Tone der Welt einzustimmen suchen, gegen unsere bessere Uiberzeugung ist; oder für Wahrheit und Tugend laut das Wort zu führen, wenn aus Gewinnsucht oder Menschenfurcht niemand sich ihrer annehmen, niemand sich für sie verwenden will. Man erblickt in solchen Ereignissen immer die Geschichte des reichen Jünglings, Luk. 18. der alles wußte, der sich mit Freymüthigkeit über die Beobachtung desselben erklären konnte, für den aber doch der Befehl Jesu: „Verkaufe alles, was du hast, und gieb's den Armen," eine viel zu steile Höhe war, als daß er Kraft genug gehabt hätte, auf dieselbe hinaufzuklimmen.

b. Auch der Stolz ist ein wichtiges Hinderniß wahrer Menschenliebe.

Wenn mancher vor Andern geehrt ist, besondere körperliche und geistige Vorzüge besitzt, wenn er unter seinen Zeitgenossen in großem Ansehen lebt, am allermeisten, wenn er reich und mächtig ist, und von Jugend auf schon dazu gewöhnt ist, daß Andere sich an seine Blicke hängen, nach seiner Gunst sich sehnen, — so erstirbt allmählig der Trieb der wahren Menschenliebe; es findet sich ein selbstgenügsames Gefühl der Uiberlegenheit und eine Art von Härte

ein.

ein. Man hält es unter seiner Würde, Unglücklichen beyzustehen; oder man sieht sich bloß und allein als Gottes Liebling, andere weniger Begünstigte als Verworfene und Gehaßte an: da es doch ausgemacht ist, aus welchen viel wichtigeren und edlern Gründen Gott seine Güter und Gaben in der Welt so verschieden vertheilte 1. Kor. 12.; da wir doch sattsam belehrt sind, daß Gottes Wohlgefallen sich nicht nach unserm Reichthum und Ansehen in der Welt richte, sondern nach unsern Gesinnungen und Handlungen; denn bey ihm gilt kein Ansehen der Person. Röm. 2, 11.

c. Ein anderes Hinderniß der wahren Menschenliebe entsteht aus einer niedrigen und sträflichen Eigenliebe. Diese nährt den Grundsatz: „Ich bin mir der Nächste; ich habe nur auf mich zu sehen, Andere mögen auch sehen, wo sie hinkommen" Wer bloß diesem niedrigen thierischen Instinkte folgt, entehrt seine Menschenwürde, und ist der hohen edlen Freude nicht fähig und empfänglich, die dem zu Theil wird, der nur dann erst recht zufrieden ist, wenn er, so viel in seinen Kräften steht, auch Andere um sich her glücklich machen konnte; der hierin der Gottheit nachstrebt, die ohne uns hätte glücklich seyn können, aber doch, um Andere an ihrer Glückseligkeit Theil nehmen zu lassen, die Welt und alles, was darinn ist, ins Daseyn rief. Leider herrscht diese Engherzigkeit zur Unehre der Vernunft, noch

mehr

mehr zur Unehre des Christenthums weit allgemeiner, als man glauben sollte.

d. Endlich ist auch der Vorwand ein großes Hinderniß der Menschenliebe, daß man sich immer auf Unwürdigkeit und Undankbarkeit deren beruft, denen Menschenliebe erwiesen werden soll.

Freylich ist es nur allzugewiß, daß mancher durch seine nichtswürdige Aufführung, durch seine unrechte Anwendung empfangener Wohlthaten nach dem strengen Ausspruch der Vernunft sich fernerer Wohlthaten unwürdig zu machen scheint. Es ist, leider! nur zu oft der Erfahrung gemäß, daß man für seinen treuen väterlichen Rath, für alle seine Anstrengungen, für seinen gemachten Aufwand, bey manchem nichts als Undank einerndtet. — Allein was thut nicht der gütige und barmherzige Vater im Himmel gegen uns? Wie viel vergiebt er täglich! — Wie manchen Undank vergilt er mit schonender Langmuth und Güte?

Zudem sind wir nach unserer Kurzsichtigkeit und Eigenliebe auch nicht immer die rechten Richter über Werth und Unwerth, angemessenen oder nichtangemessenen Dank oder Undank. In unser Urtheil mischt sich immer zu viel Oertliches und Persönliches; und gesetzt, es wäre Einer oder der Andere im Stande, die angegebenen Fehler zu vermeiden: berechtigt uns der Undank oder Unwerth einiger unserer Nebenmen-

menschen, unsere Menschenliebe gänzlich zu ersticken? Wäre es nicht höchst ungerecht, um Einiger willen, Alle leiden zu lassen? Das sey fern!

Laßt uns, m. Fr., alle diese und andere Hindernisse wegräumen und niederkämpfen, die dem großen Gebote der Nächstenliebe im Wege stehen. Es gilt unsere Seligkeit, die keiner ohne Erfüllung des Gebotes der Liebe erlangen kann. Wir sollen aber diese Hinderniſſe nicht nur wegräumen, sondern uns auch von Zeit zu Zeit immer geschickter zu machen suchen, Werke der Menschenliebe ohne Geräusch und Beleidigung Andrer sorgfältig auszuüben. Die Ermahnung des Apostels schwebe uns immer vor: „Als sol„che, welche Gott zu Gliedern seines heiligen Volks „sich gewählt, und sie einer ganz besondern Liebe ge„würdiget hat, beweist auch ihr in eurem ganzen Be„tragen ein zärtliches Gefühl des Mitleidens für eure „Brüder, Freundlichkeit und Herablassung im Umgan„ge mit Andern, Gefälligkeit gegen Flehende, und „gütige Nachsicht gegen Irrende. Seyd duldsam und „verträglich, und so ihr auch in dem Verhalten eures „Nächsten etwas findet, das einer Ahndung würdig „wäre, so folgt dem Beyspiel Jesu, der auch seine bit„tersten Feinde niemals gehaßt hat. Vorzüglich aber „laßt die Liebe alle eure übrigen Tugenden krönen, „welche der Mittelpunkt aller Vollkommenheit ist.“ Koloss. 3, 12. — 14. So geschehe es! Amen.

Am

Am ersten Sonntage in der Faste.

Text. Laßt uns durchgängig als Diener Gottes uns darstellen, durch große Geduld in Trübsalen, Nöthen, Bedrängnissen. 2. Kor. 6, 4.

Aus diesem Briefe des heiligen Paulus leuchtet seine Seelengröße unverkennbar hervor. Er wurde von dem Stifter unsrer heiligen Religion wunderbarer Weise dazu erwählt, das Evangelium zu verkündigen, und keiner seiner Mitapostel litt wegen der guten Sache der Religion so viel, als er. In Korinth gab es falsche Lehrer, die als Widersacher der Religion, die Paulus lehrte, auftraten, und sich Mühe gaben, aus unerlaubten Absichten, sich bey den Christen in Ansehen zu setzen, um den Ruhm des Apostels zu verdunkeln. Diese führten Irrthümer neben dem Christenthume ein, erhoben sich stolz über die Apostel, und suchten alles in Verwirrung zu bringen.

Dass

Daß doch gute Absichten und Anstalten immer ihre Widersacher finden! So gings dem Noah unter seinen Zeitgenossen, die immer das Widerspiel von dem waren, was er als ein religiöser Mann wünschte und vorhatte. So gings dem Abraham, der nicht nur in seinem Hause, sondern auch von seinen Nachbarn in Kanaan gehindert wurde, so viel Ruhe, Eintracht, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu verbreiten, als es sein gottergebenes Herz wünschte. So gings dem eifrigen Moses, dem nicht allein die Egypter bey seinen Unternehmungen immer entgegen arbeiteten, sondern der auch in der Folgezeit unter seiner eigenen Nazion so viel widerspenstige Köpfe fand, daß er manchmal voll gerechten Unwillens sein angefangenes Werk würde liegen gelassen haben, wenn ihm nicht Gottes Befehl, und Beystand neuen Muth eingeflößt hätte.

So gings vielen andern großen Männern, und dem größten aus allen, dem Herrn Jesus selbst. Und doch können sich die meisten Menschen nicht darein finden, wenn sie eben dieses Schicksal trifft; sie lassen sich dasselbe so befremden, als ob ihnen was Seltsames widerführe.

Damit wir nun aber das nicht denken, so wollen wir uns mit der Sache recht bekannt machen, und über die Wahrheit: daß gute Absichten und

Anstalten immer ihre Widersacher finden, reifer nachdenken.

Erstens wollen wir untersuchen, woher das komme, und dann: was dabey zu thun sey.

Erster Theil.

Je gemeinnütziger eine Anstalt ist, und je edler die Absichten sind, die man bey einer solchen Anstalt hat, um so weniger Widersacher sollte der Urheber einer solchen Anstalt finden. Allein die Erfahrung lehrt uns das Gegentheil. Welche Anstalt war wohl gemeinnütziger, als jene, die der göttliche Menschenfreund Jesus bey der Einführung und Verbreitung seiner beseligenden Religion unternahm, und wie uneigennützig und edel waren nicht die Absichten, die er dabey hatte! Aber wer fand mehr Widersacher, als eben Er?

Ein ähnliches Loos traf diejenigen, die er zu Werkzeugen seiner Absichten brauchte. Sie wurden als Religionsneuerer von der kirchlichen Gemeinde ausgeschlossen, und bis auf den Tod verfolgt. Und woher kam es, daß man sich einer so wohlthätigen Anstalt, wie die Ein- und Fortpflanzung der christlichen Religion war, so unmenschlich entgegenstemmte? Unwissenheit und Vorurtheile waren die Ursache davon.

Die

Die Juden hatten das Vorurtheil im Kopfe, daß der ihnen verheissene Messias ein irdisches Reich errichten, und sie von dem Joche der Römer befreyen würde. Da sich nun diese ihre Erwartung mit dem Zimmermannssohne von Nazareth nicht zusammen reimen ließ, so feindeten sie ihn und seine Religion an, obschon er derselben den Stempel der Göttlichkeit so sichtbar aufdrückte. Eben so schiefe Begriffe hatten sie auch von Gott. Sie hielten es für unmöglich, daß andere Völker Gott eben so angenehm, wie sie, seyn könnten, und daß sie zu einer allgemeinen Religion dürften vereinigt werden. Sie kannten den gemeinschaftlichen Vater im Himmel nicht, und wollten's also nicht leiden, daß die Scheidewand, die bisher Juden und Heyden trennte, hinweggeräumt würde. Sie wollten sich ihren Moses nicht nehmen lassen, und glaubten, daß der nothwendig ein Feind Gottes seyn müßte, der die Gesetze Mosis antastete. Und obgleich Christus und seine Apostel nichts aufheben, sondern das beybehalten wollten, was für die folgenden Zeiten noch brauchbar war, so war ihnen doch das schon anstößig genug, daß sie manche alte Meynungen, Gebräuche und Ceremonien sollten fahren lassen. Daher kam es, daß sie sich um Gott verdient zu machen glaubten, wenn sie sich der aufkeimenden Christusreligion widersetzten, und sie gleich im Keime erstickten.

Das können wir an dem Apostel Paulus sehen. Warum verfolgte er die Christen so leidenschaftlich? War es Bosheit? War es vorsetzliche Ungelehrigkeit? O nein! Das können wir daraus abnehmen, daß er gegen das Christenthum ganz anders gesinnt war und handelte, sobald er zu besserer Erkenntniß kam; sondern er glaubte wirklich, es gereiche zur Ehre Gottes, wenn er eine Sekte mit ausrotten hälfe, die von den Sitten und Gesetzen ihrer Väter so weit abwich. Hätte also Paulus gleich vom Anfange bessere Erkenntniß gehabt, so würde er kein Widersacher des Christenthums gewesen seyn.

So verhält es sich noch in den meisten Fällen, wo die Menschen Widersacher nützlicher Anstalten und guter Absichten sind. Sie wissen nicht, was sie thun, sie erkennen die Güte und den Werth derselben nicht, sind von den Vortheilen, die daraus erwachsen sollen, noch nicht überzeugt, sondern leben in dem Wahn, es wären entweder schädliche Unternehmungen, oder doch wenigstens unnöthige und unnütze Veränderungen, die nicht so viele Mühe verdienen. Sie hegen den Irrthum: „Unsere Vorfahren haben das auch nicht gewußt, auch nicht gethan, und haben doch gelebt, so können wir dasselbe wohl auch entbehren.“ Wer so schließt, der macht seinem Verstand in der That wenig Ehre; denn es sind vor Zeiten viele Dinge nicht gewesen, die uns jetzt werth und theuer sind. Saget mir, liebe Landleute, wer von euch möchte

wohl

wohl jetzt seinen Pflug mit jenem vertauschen, den der erste Ackermann gehabt hat? Oder welcher Handwerker wollte sein geschicktes Werkzeug mit jenem plumpen Werkzeug vertauschen, dessen sich die Handwerker der grauen Vorzeit bedient haben? Als die Menschen noch in ihrem ersten Zustande waren, da wußte man nichts von Städten, Dörfern und so bequemen Wohnungen, wie die unsrigen sind; aber wer hätte wohl Lust, wie damals, lieber im freyen Felde und in Wäldern zu wohnen, als in der Gesellschaft gesitteter Menschen, und unter einem wohlverwahrten Dache, das gegen den unangenehmen und schädlichen Einfluß der Witterung schützt. Also kann eine Sache ehemals nicht gewesen seyn, und dem ohngeachtet ihren großen Werth haben, und sehr lobenswerth und nützlich seyn. Indessen ist es nun einmal so, daß nicht jedermann den Werth einer Sache sogleich einsehen kann, sondern erst eine Zeit lang hingehen muß, ehe man zur rechten Erkenntniß kommt.

Indessen ist Mangel der Erkenntniß nicht allein daran Ursache, wenn man sich gegen gute Anstalten sträubt; es können auch noch andere Ursachen seyn.

Manchen macht ein niedriges Interesse zum Widersacher einer nützlichen Anstalt. So widersetzten sich die Götzenpfaffen der christlichen Religion, weil

sie

ste bey Einpflanzung derselben ihren Gewinn hätten müssen fahren lassen, den sie durch lügenhafte Verheißungen und Täuschungen dem dummen und leichtgläubigen Pöbel ablockten.

Mancher hat gegen eine gewisse Person einen Unwillen und Haß, und hat also schon im Voraus einen Widerwillen gegen die Anstalten, die er trifft. Träfe ein Anderer diese Anstalten, dem wollte er nicht entgegen seyn; weil's aber gerade dieser Angefeindete ist so soll er die Freude nicht haben, seine Anstalten ungekränkt durchzusetzen. Das war der Fall mit Jesu und den Pharisäern. Sie würden in manchem Stücke seine Widersacher nicht gewesen seyn, wenn sie ihn nicht angefeindet hätten; weil er ihnen aber schon darum, daß er ihnen oft die Larve herabriß, verhaßt war, so war ihnen auch alles zuwider, was von ihm kam, wenn es gleich noch so wohlgemeint und gemeinnützig war.

Wenn nun auch unsere guten Absichten und Anstalten Widersacher finden, was haben wir dabey zu thun? Höret meinen Rath.

Zweyter Theil.

Es muß uns freylich tief in der Seele schmerzen, wenn man unsere wohlmeynenden Absichten verkennt, und auch solche Anstalten anfeindet, die

ein

ein menschenfreundliches Herz zur Quelle haben, und auf das Wohl der Menschheit abzwecken. Allein wir müssen uns das nicht allzusehr befremden lassen, keinen Anstoß daran nehmen, und nicht glauben, als ob die Sache wirklich so schlimm und verwerflich sey, weil sie so viele Widersacher findet. Eben darum hatte Jesus seinen Jüngern das Loos vorher verkündigt, welches sie bey ihren Missionsarbeiten treffen würde, damit sie sich nicht sollten irre machen lassen. Aber nun, da sie einmal so weit waren, da das Werk einmal angefangen war, und sie von dessen Güte überzeugt waren, so ließen sie sich auch nicht mehr abwendig machen.

Eben so verhält es sich auch mit uns. Wüßten wir gleich anfangs, wenn wir eine nützliche Anstalt unternehmen, alle Hindernisse und Schwierigkeiten zum voraus: so würden wir manches gute Werk nicht anfangen. Kommen uns aber, wenn wir eine nützliche Anstalt einmal angefangen haben, unvorhergesehene Hindernisse vor, so sollen wir uns durch dieselben nicht mehr von unsrem rühmlichen Vorhaben zurückschrecken lassen, sondern bedenken, daß dieses Loos auch solche Männer traf, deren Herzen ganz für das Wohl der Menschheit schlugen.

Wenn jeder eine gute Sache darum gleich aufgeben wollte, weil sie Widersacher findet, so wäre gar viel Gutes in der Welt nicht zu Stande gekommen.

men. Wären die Jünger Jesu bey dem ersten Widerstand gleich verdrüßlich und kleinmüthig geworden, so wäre das Evangelium nicht in der Welt verkündigt worden, und wir würden, wie unsere Voreltern, leblosen Götzen Weihrauch streuen, in den Finsternissen des Heydenthums herumtappen, und den Weg zum ewigen Vaterlande verfehlen. Da sie aber fortfuhren, die Befehle Jesu zu befolgen, so gelangs doch, trotz allen Hindernissen, und der ausgestreute Same des Evangeliums trug hundertfältige Früchte.

Und so kann auch uns mit der Zeit noch Manches gelingen, wenn wir nicht gleich bey dem ersten Stein, der in den Weg gelegt wird, stille stehen, oder gar zurückgehen.

b. Finden wir bey unsern guten Anstalten Widersacher, so laßt uns dieselben nicht hassen und feindselig behandeln. Diese Verhaltungsregel empfiehlt uns Jesus selbst. Als er seinen Jüngern ihr trauriges Loos bey ihrem Missionsgeschäfte vorhersagte, so spricht er nicht: „Wenn euch die Leute in den Bann thun, so sucht ihnen alles Ungemach anzuthun;" sondern er spricht: „Sie thun's aus Unwissenheit, denken Gott einen Dienst zu thun; folglich verdienen sie nicht Haß, sondern Nachsicht und Verzeihung."

Ihr habt es vorhin gehört, daß meistens Unwissenheit bey denen die Ursache ist, die gute Anstalten anfeinden. Es sündigt ihr Verstand, und nicht ihr Herz.

Als die Verbesserung der Schulen in den österreichischen Staaten eingeführet wurde, was entstand hie und da nicht für Lärm! Mit welchen pöbelhaften Schimpfnamen wurde diese nützliche Anstalt nicht belegt! — Aber von welchen Leuten geschah das? Größten Theils von solchen, die auch die alten Schulen nicht besuchten, nicht einmal lesen und schreiben konnten, und von der neuen Schule wie der Blinde von der Farbe urtheilten. — Wäre es vernünftig, wäre es christlich gewesen, wenn die Verbesserer des Schulwesens sich Anzüglichkeiten und Beleidigungen gegen diese schwachköpfigen Tadler und Widersacher erlaubt hätten? Nein! sie handelten klüger und christlicher, und dachten: „Herr, vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun," und giengen ihren rühmlichen Weg ruhig fort.

c. Ist nun bey denen, die sich wider gute Anstalten sträuben, meistens Mangel an der Erkenntniß schuld, so folgt hieraus eine andere Regel für uns, nämlich diese: „Laßt uns die Leute, die unsere guten Anstalten anfeinden, eines Bessern belehren;" sie werden dann von selbst aufhören, unseren Anstalten abhold zu seyn.

Die

Die Belehrung hilft freylich nicht allemal. Stephanus wollte seine Feinde auch belehren, aber sie wurden nur noch erbitterter. Dem ohngeachtet ist die Belehrung nicht allemal fruchtlos. Als Paulus nach Athen kam, wollte man von seiner neuen Lehre auch nichts wissen, aber er sagte: „Ich will euch nichts neues lehren, sondern ich habe einen Altar in eurem Tempel gefunden, der einem unbekannten Gott gewidmet ist, diesen will ich euch kennen lehren." Apostelg. 17, 23. — und viele sahen denn ein, daß er nicht unrecht hatte.

Und so werden auch wir es dahin bringen, daß wir den, der erst unser Widersacher war, auf unsere Seite bringen, wenn wir ihm freylich nicht mit Stolz, Prahlerey und Bitterkeit, sondern mit Güte, Großmuth und Gelindigkeit unsere bessere Erkenntniß und deren Gründe mittheilen.

d. Endlich will ich euch noch die natürliche Vorschrift empfehlen haben: „Was wir nicht wollen, daß uns die Leute thun sollen, das müssen wir ihnen auch nicht thun."

Wir wollen nicht, daß Andere unsere guten Anstalten anfeinden, und uns dabey Hindernisse in den Weg legen; das müssen wir nun Andern auch nicht thun. Wenn Andere etwas Gutes unternehmen, so müssen wir ihnen auch nicht unnöthige Hindernisse in den

Weg legen, müssen ihnen nicht ohne hinlänglichen Grund böse oder doch unrühmliche Absichten schuld geben, sondern ihnen auch etwas Gutes zutrauen, uns auch von ihnen belehren lassen, und nicht vergessen, daß wir Menschen sind, die sich leicht irren können, und daß Andere etwas besser wissen und verstehen können als wir.

Von dieser Vorschrift könnet ihr jetzt Gebrauch machen.

Die eingeführten Wiederholungsstunden an Sonn- und Feyertagen für die der Schule entwachsene Jugend hat noch manche Widersacher unter euch. Ist das aber recht, daß ihr euch dieser guten und christlichen Anstalt widersetzt? Meynt es die Regierung etwa nicht gut, daß die Kinder das, was sie in der Schule erlernt haben, nicht so bald wieder verlernen, und dann späterhin nicht mit seichten Kenntnissen, oder gar mit leeren Köpfen in den Ehestand treten sollen? Schämet euch, daß ihr euch gegen eine so uneigennützige und wohlthätige Anstalt der Regierung auflehnet, und sie anfeindet! Ihr beschimpfet dadurch euern Verstand und euer Herz. Trauet es doch der Regierung zu, daß sie diese Anstalt nicht würde gemacht haben, wenn sie keinen wohlthätigen Einfluß auf das Wohl deren hätte, die sich dieser Anstalt unterziehen sollen. Es würde euch gewiß nicht gefallen, wenn ihr in eurem Hause eine

nütz-

nützliche Anstalt träfet, und Andere dieselbe anfeinden, und sie zu hintertreiben suchen möchten. So muß es auch die Regierung kränken, wenn ihre landesväterlichen Anstalten Widersacher finden.

Ich empfehle euch demnach noch einmal das Naturgesetz: „Was wir nicht wollen, daß uns die Leute thun sollen, das müssen wir auch ihnen nicht thun.“ Wenn wir so billig und gerecht gegen Andere sind, so werden sie es auch wieder gegen uns seyn. Amen.

Am

Am zweyten Sonntage in der Faste.

Text: Uibrigens, Brüder, bitten wir euch, und ermahnen euch um des Herrn Jesu willen, daß ihr nach dem von uns empfangenen Unterrichte, wie ihr ein gottgefälliges Leben führen sollt, immer vollkommner werdet. 1. Thessal. 4, 1.

Paulus nimmt in diesem Briefe auf die Lokalumstände der Thessalonicher Rücksicht. Zu Thessalonich herrschten — wie es in großen Städten herzugehen pflegt — Uippigkeit und Wollust. Diese Laster waren Modelaster, und man betrachtete sie gar nicht mehr als Laster, sondern als Sitte, um so viel mehr, da die Einwohner, welche im Schooße des Heydenthums aufgezogen waren, diese und ähnliche Laster, als in ihre Religion mit eingeflochten betrachten mußten. Wie leicht verlieren sich da die strengen Regeln der Tugend und Gewissensreinigkeit, wo das Laster gleichsam zur allgemeinen Sitte gewor-

den

den ist, und man ihm den Anstrich der frommen Lebensart, und wohl gar der Tugend giebt!

Deswegen ermahnt der Apostel diese Neulinge im Christenthume, sich vor dieser herrschenden verderbten Volkssitte zu verwahren.

Auch unter uns, m. Fr., ist bald dieses, bald jenes Laster zur Sitte geworden. In dieser Gemeinde herrscht Hurerey, in einer andern Diebstahl oder sonst ein anderes Laster. Wie leicht und unvermerkt können die täglichen Beyspiele dieser Laster, die zur Sitte und Gewohnheit geworden sind, und ohne Scheu begangen werden, die noch unverdorbenen Glieder der Gemeinde mit fortreissen!

Ich würde mich des schönen Namens eines Seelsorgers unwürdig machen, wenn ich bei dieser traurigen Bemerkung, bei dieser drohenden Gefahr gleichgültig bleiben, und diesem heillosen Uibel nicht nach meinen Kräften steuern wollte. Das will ich. Meine heutige Rede soll dahin abzwecken, daß ihr euch von den in eurer Gemeinde herrschenden Lastern nicht möget anstecken lassen; sondern euch vielmehr bemühet, daß diese herrschenden Laster mögen ausgerottet werden. Zu diesem Ende will ich euch jetzt vortragen, wie ihr euch gegen Lasterhafte verhalten sollt. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, von dem ich mit

euch

euch reden will, läßt mich hoffen, daß mir keiner von euch seine Aufmerksamkeit entziehen wird.

A. Die Liebe, die wir auch unsern gefallenen und lasterhaften Brüdern schuldig sind, heißt mich euch gleich diese Verhaltungsregel gegen sie empfehlen: „Seyd billig in Beurtheilung der Gefallenen und Lasterhaften."

Einmal sind wir schon nicht zu eigentlichen Richtern unsrer gefallenen und lasterhaften Brüder bestimmt.

Es gehört gar viel dazu, wenn wir immer ein richtiges und gegründetes Urtheil über den sittlichen Charakter unsrer Brüder fällen wollen.

Kurzsichtige Wesen, wie Menschen sind, sind in ihren Urtheilen über Andere nicht unfehlbar. Wer kennt alle Umstände, die ein an sich noch so häßliches Laster minder häßlich und strafwürdig machen können?

Der Herzensforscher Gott allein kann den sittlichen Werth oder Unwerth eines jeden zuverläßig wissen und bestimmen. Wir handeln demnach am klügsten und billigsten, wenn wir von unsren gefallenen Mitmenschen lieber zu gelinde als zu strenge urtheilen; denn letzteres sollen wir gegen uns selbst, ersteres gegen Andere seyn!. Um euch zu einem g-

lin-

linden und billigen Urtheil über euere gefallenen und lasterhaften Brüder zu stimmen, denket nur so: „Was bey uns ein großes Verbrechen seyn würde, das kann bey Andern nur Unwissenheit oder Uibereilungssünde seyn; es können mehrere Umstände da seyn, die in Gottes Augen ihre Schuld verringern. Und setzen wir den Fall, daß wir aus Bruderliebe Andere wirklich zu gelinde beurtheilen, werden wir darum bey Gott nicht besser bestehen, als wenn wir seine gefallenen Kinder, unsere Brüde, auf eine lieblose Weise allzu strenge beurtheilt hätten?" Was wäre uns selbst lieber, m. Fr., wenn uns Andere allzu strenge oder zu gelinde beurtheilen möchten? Nun, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das müsset ihr auch ihnen thun.

B. Eine andere Regel, die ich euch gegen euere gefallenen und lasterhafter Brüder will empfohlen haben, ist diese: „Verachtet sie nicht aus Stolz."

Denket euch den Fall, m. Fr., daß ein unglücklicher Wanderer irre geht, und im Finstern in eine Kothlache fällt. — Käme ein Menschenfreund dazu, so würde er den Unglücklichen mit herzlicher Erbarmung aufrichten, vom Kothe säubern, und ihm etwa mit einem Händedruck sagen: „Freund, geh hin in Frieden, und gieb Acht, daß du nicht wieder fallest."

Wenn

Wenn aber ein Andrer auf diesen Unglücklichen stieße, und ihm voll Unwillens seinen Fall strenge und bitter vorrückte, und ihn während dem im Kothe liegen ließe — wäre das menschlich gegen den Gefallenen gehandelt? Nein, das wäre nicht menschlich, noch weniger christlich gehandelt.

Richtet euer Augenmerk auf Jesum, den wir nachahmen müssen, wenn wir christlich handeln wollen! Wie betrug sich dieser gegen öffentliche Sünder und Lasterhafte? Stieß er sie etwa mit stolzer Miene von sich? O nein! der göttliche Sünderfreund nahm Zöllner und Sünder mit einladender und sanfter Miene auf, gieng mit ihnen liebreich um, und das nur darum, um ihre Herzen zu gewinnen, und die Verirrten auf den Weg der Wahrheit und Tugend zurück zu führen.

Wenn nun Jesus, der die Heiligkeit selbst war, die Sünder und Lasterhaften nicht stolz verachtete, sondern sie mit Liebe und Schonung behandelte; Math. 9, 11. Luk. 19, 7., warum wollten wir sie stolz verachten, da wir doch selbst schon oft gefallen sind, und vielleicht noch tiefer fallen können, als die von uns Verachteten gefallen sind?

Uiber dieß können ja die Lasterhaften, die wir stolz verachten wollen, immer noch eine gute Seite haben! Keiner ist durchaus böse, und völlig für die

Welt unnütz! Daher schreibt Augustin vortreflich: „Kein Laster ist so gegen des Menschen Natur, daß es auch die letzte Spur der Natur vertilge.“ Auf allen Stufen der Lasterhaftigkeit ist doch noch eine Beymischung von guten und löblichen Eigenschaften, und nie kann die Menschennatur so durchaus verderbt werden, daß von ihren ursprünglichen vortrefflichen Anlagen gar keine Spur mehr übrig bleiben sollte, und sie allen möglichen Gesetzen widerspräche.

Und kann sich nicht selbst der ruchloseste Böse-wicht noch bessern? Freylich hat er das herrliche Ebenbild des Schöpfers an seinem unsterblichen Geiste durch Laster und Verbrechen befleckt und verunstaltet; kann er aber diese Flecken durch Thränen der Buße nicht wieder wegwischen? Trägt ihn nicht eben darum Gott mit so viel schonender Langmuth, daß er durch wahre Sinnesänderung seine befleckte Seele wieder reinigen soll? 2. Pet. 3, 9. Haben wir demnach wohl Ursache, unsere gefallenen und lasterhaften Mitmenschen stolz zu verachten? Fodern uns nicht vielmehr mehrere Gründe auf, sie mit Liebe und Schonung zu behandeln?

C. Ich komme zur dritten Regel, die ihr gegen Lasterhafte zu beobachten habt, die darin besteht, daß ihr euch durch sie nicht zum Bösen verleiten lasset.

Bey-

Beyspiele, besonders böse, haben eine dahinreissende Kraft. Der Hang zum Bösen liegt schon in unsrer Natur; kommt das böse Beyspiel von aussen dazu, so wird es bald um unsere Unschuld und Tugend geschehen seyn.

Die Sünde gleicht einer ansteckenden Seuche, die sich bald den Gesunden mittheilt. Der Dunstkreis der Lasterhaften ist gleichsam mit bösen Lüsten und Begierden geschwängert; man athmet in ihrem Umgange leicht Tod und Verderben ein. Böse Gespräche verderben gute Sitten. 1. Kor. 15, 33. Das Laster mag an sich auch noch so häßlich seyn, erblickt man es oft und vielleicht gar täglich bald an diesem, bald an jenem seiner Sklaven, so wird man nach und nach daran gewöhnt; es verliert in unsern Augen von Häßlichkeit immer mehr und mehr, bis wir mit demselben vertraut sind, und ihm endlich als einem alten Bekannten die Hand reichen, und uns von demselben mit fortreissen lassen. Die Erfahrung verbürgt und bestätiget das, was ich hier sage.

Wie viele Tausende, die jetzt ihre verlorne Unschuld mit vergeblichen Thränen beweinen, würden dieselbe nicht verloren haben, wenn sie den Umgang mit Lasterhaften vermieden hätten. Sehet demnach, m. Fr., daß ihr durch die Lasterhaften nicht zum Bösen verführt werdet. Luk. 21, 8. Bey einer ans-

steckenden Krankheit seyd ihr vorsichtig genug, daß ihr von ihr nicht auch angesteckt werdet: so seyd um so mehr auf eurer Huth, daß ihr nicht von der Seelenpest der Lasterhaften ergriffen werdet; denn diese zieht den ewigen Tod nach sich. Ihr nahet euch nicht so leicht einem Kranken, der an einer ansteckenden Krankheit darnieder liegt; eben so haltet euch auch von Lasterhaften in einer gewissen Entfernung, damit sie euch das Gift der Sünde nicht mittheilen.

Pfleget keinen öftern und vertrauten Umgang mit ihnen; es könnte sonst darüber leicht euere Tugend, Ehre und Wohlfahrt verloren gehen. Und könnt ihr ihre Gesellschaft nicht ganz vermeiden, so verhaltet euch auch in diesem Falle wenigstens so, wie ihr euch bey einem ansteckenden Kranken verhaltet, mit dem ihr umgehen müsset. Ihr bedienet euch der sogenannter Präservativmittel, nähert euch dem Kranken nicht allzuviel, um die verpesteten Ausdünstungen nicht einzuathmen; kurz, ihr brauchet wenigstens alle nur mögliche Vorsicht, um nicht angesteckt zu werden.

Handelt auch bey ansteckenden Seelenkrankheiten Andrer so. Könnet ihr ihren Umgang nicht gänzlich vermeiden, so verdoppelt wenigstens euere Aufmerksamkeit auf euch selbst. Befestiget eure guten Grundsätze, und nähert euch den Lasterhaften nie ohne den ernstlichen Vorsatz, euch von ihren Lastern nicht hin-

reis-

reissen zu lassen, und rufet dazu Gott um seinen Schutz und Beystand an.

D. Endlich nur noch diese Regel: Gebt euch Mühe, die Lasterhaften zu bessern.

In dieser edlen Absicht gieng Jesus mit öffentlichen Sündern und Zöllnern um. Der gute Hirt gieng den verlornen Schafen nach, um sie zur Heerde zurückzuführen. Dieser göttliche Arzt pflegt darum Umgang mit den Seelenkranken, um sie zu heilen. Matth. 9, 9—13. Luk. 19, 1—10.

Laßt uns, m. Fr., in die Fußtapfen dieses unsers großen Vorgängers treten! Laßt auch uns dahin streben, unsere lasterhaften Brüder auf den Weg der Tugend zurückzuführen, und sie von ihren Seelenkrankheiten zu heilen. Das geschehe aber von uns mit Behutsamkeit, Weisheit, Bescheidenheit und Liebe. Wir sind in der Tugend nicht so fest, wie es Jesus war, wir dürfen uns also nicht ohne Behutsamkeit, in jedem Umstande und jedem Lasterhaften nahen. Wir müssen mit Uiberlegung zu Werke gehen; müssen erst die Umstände prüfen, ob wir auch dem Werke der Verbesserung der Lasterhaften gewachsen sind, ob wir bey diesem Unternehmen nicht augenscheinliche Gefahr laufen, von ihren Lastern, die wir an ihnen heilen wollen, selbst angesteckt zu werden.

Darum fodert dieses an sich edle Bestreben auch Weisheit.

Wir müssen trachten, bey der Verbesserung der Lasterhaften geschickte und zweckmäßige Mittel anzuwenden, damit wir nicht vielleicht bey allem guten Willen mehr Schaden als Nutzen stiften. Bey diesem Verbesserungsgeschäfte müssen wir hauptsächlich mit Bescheidenheit und Liebe zu Werke gehen. So wie das stolze, harte und zurückscheuchende Betragen der Pharisäer gegen die öffentlichen Sünder keinen besserte: so drängten sich unglückliche Seelenkranke zu dem göttlichen Arzt Jesus hinzu, der kein Verdammungsurtheil, wie die scheinheiligen und stolzen Pharisäer, über sie aussprach, sondern nur Worte des Friedens und der warnenden Liebe von seinen Lippen ertönen ließ.

So laßt uns auch unsere lasterhaften Brüder behandeln.

Erst müssen wir das Herz der Lasterhaften gewinnen, wenn wir vortheilhaft auf dieselben wirken wollen. Und das wird geschehen, wenn wir sie mit Bescheidenheit, Schonung und Liebe behandeln. Da werden ihre Herzen schmelzen — da werden sie sich ihrer bisherigen Thorheiten und Ausschweifungen schämen — da werden sie Vorsätze für die Zukunft machen, und mit größtem Eifer den Weg der Rechtschaf-

schaffenheit wandeln. Und wahrlich himmlisch schön ist das Angesicht, welches über begangene Fehler schamroth ist; liebenswürdig das Herz, welches entschlossen ist, sie nicht wieder zu begehen. Die Engel des Himmels haben Freude an einem solchen Büßer, und jeder gute Mensch freuet sich mit ihnen.

Freunde, wie glücklich könnten wir uns schätzen, wenn wir Schöpfer einer solchen Freude würden! Laßt es uns nur unter Gottes Beystand versuchen; laßt uns nur nach der Bekehrungsweise unsers Heilandes verhalten, und unsere verirrten und gefallenen Brüder, so wie er, mit Sanftmuth, Schonung und Liebe behandeln. Gott wird gewiß zu diesem rühmlichen Unternehmen das Gedeihen geben. Und wenn wir doch wirklich fruchtlos an der Besserung unsrer unglücklichen Brüder arbeiten sollten, so haben wir doch bey Gott nicht fruchtlos für uns gearbeitet. Amen.

Am

Am dritten Sonntage in der Faste.

Text. Hurerey und alle Arten der Unzucht, auch Gewinnsucht, sollen unter euch etwas Unerhörtes seyn, wie sichs für Christen schickt. Epheſ. 5, 3.

Es ist die strengste Pflicht eines Seelsorgers, nicht nur jenen Lastern, die in seiner Gemeinde herrschen, mit Muth und Unerschrockenheit entgegen zu arbeiten, und dieselben auszurotten; er muß auch dafür Sorge tragen, daß andern Lastern vorgebeuget werde, in die seine Gemeinde noch verfallen könnte. So machte es der seeleneifrige Paulus. Man kann es nicht behaupten, daß in der ephesinischen Gemeinde noch gewisse Laster geherrscht hätten, als Paulus diesen Brief an sie schrieb; wir müssen vielmehr annehmen, daß den Mängeln derselben schon größtentheils abgeholfen war, weil dieser Brief gar keine Bestrafungen enthält. Indessen ist Paulus doch bemüht, gewissen Lastern, und unter andern vorzugsweise dem Laster der Hurerey, vorzubeugen. Das können wir

aus

aus den Worten meines angeführten Kanzeltextes deutlich sehen, wo es heißt: „Hurerey und alle Arten Unzucht, auch Gewinnsucht, soll unter euch etwas Unerhörtes seyn, wie sichs für Christen schickt."

Freunde, auch wir sind Christen, auch unter uns sollte also Hurerey und alle Arten der Unzucht etwas Unerhörtes seyn. Ist aber das bey uns wirklich so? Ist Hurerey etwas Unerhörtes unter uns? Wollte Gott, sie wäre das! Sie ist aber nicht nur nichts Unerhörtes, sondern nicht einmal etwas Seltenes mehr unter uns.

Diese traurige Wahrheit stimmt mich dahin, daß ich heute einmal von diesem überhandnehmenden Laster mit euch reden will.

Ich will zuerst die gewöhnlichsten Quellen anzeigen, woraus die Hurerey zu entstehen pflegt, und dann werde ich einige Ausflüchte zu entkräften suchen, mit welchen man dieses Laster zu beschönigen und zu entschuldigen pflegt.

Erster Theil.

Wenn man ein Uibel aus dem Grunde heilen will, muß man erst die Quellen kennen, woraus es

entsteht, damit man dieselben verstopfen kann. Diesem Grundsatze gemäß müssen wir auch die Quellen kennen, woraus die Unkeuschheit entsteht, wenn wir diesem Laster steuern wollen.

a. Eine dieser Quellen ist eine schlechte Erziehung.

Es muß für Eltern äußerst kränkend seyn, wenn sie den Schmerz an ihren Kindern erleben, daß sie durch Unkeuschheit entehrt werden.

Man hört und sieht es ja, wie sich solche unglückliche Eltern über den Fall ihres Kindes abhärmen. Eben darum sollte man glauben, daß alle Eltern ihre größte Sorgfalt dahin verwenden würden, daß ihre Kinder nicht einst ein Opfer der Wollust werden möchten. Allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Es giebt Eltern genug, die ihre Kinder in der Jugend nicht sorgfältig genug vor allem bewahren, was bey denselben den Geschlechtstrieb vor der Zeit aufregen und reizen kann. Wie oft reden und handeln Eltern in Gegenwart ihrer Kinder so, daß dadurch der Same der Unkeuschheit in ihre leicht empfänglichen Herzen ausgestreut wird? Man thut das freylich nicht gerade darum, um die Kinder zur Unzucht zu verführen; man denkt vielmehr, die Kinder sind noch zu klein, sie verstehen es nicht, was man spricht oder thut; allein da trügt man sich sehr.

Wor-

Worte und Thaten prägen sich dem Verstand und dem weichen Herzen der Kinder tiefer ein, als man glaubt. Oft staunen Eltern, wenn sie ihre Kinder unzüchtige Worte stammeln hören, oder solche Dinge von ihnen sehen, die der Schamhaftigkeit und Keuschheit zuwider sind. Sie können sich das nicht erklären, und sind doch im Grunde selbst Schuld daran, weil sie selbst in Gegenwart ihrer Kinder unzüchtig geredet und gehandelt haben.

Auch das lassen sich Eltern — besonders in unsern Zeiten — zur Schuld kommen, daß sie ihren Kindern schlüpfrig geschriebene Bücher und Liebesgeschichten zu lesen erlauben, die den Geschlechtstrieb aufregen, und die Einbildungskraft mit wollüstigen Bildern erfüllen, woraus das Belustigen der Kinder an Andrer wollüstigen Handlungen entsteht. Man läßt sie in solchen Büchern Kupfer oder Gemählde und nackte Bilder der Schamlosigkeit sehen, oder beugt solchen Anblicken nicht vor; auch dadurch wird die Einbildungskraft mit unkeuschen Bildern angefüllt. Eltern, ich beschwöre euch bey eurer eigenen Seele und bey den Seelen eurer Kinder, die Gott von euern Händen fodern wird, bewahret sie doch sorgfältigst vor allem, was ihre unschuldigen Herzen vergiften, und den Fortpflanzungstrieb vor der Zeit aufregen könnte.

b. Eine zweyte Quelle, woraus Unkeuschheit zu entstehen pflegt, ist Mangel an Schamhaftigkeit gegen den Körper, und allzu freyer und öfterer Umgang mit Personen des andern Geschlechts.

Schamhaftigkeit ist der Schutzengel der Keuschheit; verläßt die einen Menschen, so ist es um seine Keuschheit geschehen. Auch in diesem Punkte versehen es viele Eltern. Sie sind ganz gleichgültig dabey, wenn ihre Kinder beyderley Geschlechts sich einander mit entblößtem Körper zeigen. Freylich thun Kinder das aus Unverstand; aber Eltern sollten das aus Unverstand nicht zulassen, weil bey solchen Kindern, wenn sie größer werden, nach und nach die Schamhaftigkeit verloren geht. Sie sollten es vielmehr ihren Kindern in der zartesten Jugend einprägen, daß es unanständig sey, ihren Körper in Gegenwart Anderer zu entblößen; ja sie sollten es ihnen einschärfen, daß sie sich auch dann, wenn sie allein sind, schamhaft gegen ihren Körper betragen sollen.

Ein noch größerer Mißbrauch, wodurch Schamhaftigkeit und Keuschheit verloren gehen, herrscht unter der erwachsenen Jugend; nämlich der: daß ledige Personen beyderley Geschlechts zur Nachtszeit heimlich zusammen kommen, und bey einander schlafen. Es ist traurig, daß Eltern selbst diesen Mißbrauch billigen, und ihren Kindern Gelegenheit zu den nächt-

li-

lichen Zusammenkünften verschaffen. Dürfen wir uns wundern, daß — so lange diese verdammungswürdige Sitte herrscht — so viel Hurerey getrieben wird? Wer sich in die Gefahr giebt, kömmt in der Gefahr um. Ich muß es sagen, sage es aber mit blutendem Herzen, daß dieser abscheuliche Mißbrauch unter euch, liebe Landleute, mehr als in höhern und gesittetern Ständen herrscht. Das mag aber auch die Ursache seyn, daß es unter euch mehr entehrte und gefallene Personen, als in den höhern und gesittetern Ständen giebt. Wo dieser Mißbrauch immer mehr überhand nimmt, da muß unvermeidlich auch die Zahl der Geschändeten und Entehrten größer werden; wenigstens werden immer wenigere den jungfräulichen Kranz mit Ehren zum Traualtar bringen.

c. Auch das befördert in unsern Zeiten die Unkeuschheit ungemein, daß das Laster der Hurerey mit schönen Namen belegt wird. So nennt man z. B. die Hurerey feine Lebensart, Galanterie, Ton der großen Welt — desgleichen nennt man ein Hurenkind ein Kind der Liebe, eine feile Dirne ein Freudenmädchen, statt sie Jammermädchen zu benennen. Alle diese Benennungen scheinen unschuldige Dinge anzuzeigen, und sind im Grunde Hurerey.

Da man nun andere Laster, z. B. Trunkenheit, nicht beschönigt: so soll man es auch hierbey nicht thun. Junge Leute lassen sich durch solche schöne

Na-

Namen, die man der Hurerey beylegt, leicht blenden, finden dieses Laster minder häßlich, schläfern ihr warnendes Gewissen dadurch ein, und werfen sich ohne Bedenken der Wollust in die mörderischen Arme.

d. Noch eine reichhaltige Quelle der Unkeuschheit sind böse Gesellschaften, das Anhören schmutziger oder zweydeutiger Gespräche, und Anspielungen auf Sachen des Ehestandes, die bloß an das erinnern, woran Ledige am wenigsten denken sollten, und unzüchtige Lieder, die leider! jetzt auf Tanzböden immer mehr zur verderblichen Sitte werden.

Ich will nicht einmal den Umstand erwähnen, daß, bey wiederholtem Verboth, doch sogar Kinder auf Tanzböden sich befinden, die durch solche unzüchtige Lieder sehr leicht geärgert werden können; es ist arg genug, daß dadurch die Schamhaftigkeit bey noch manchem unschuldigen Mädchen gemordet, und das Feuer der Wollust entzündet wird.

Wie blutet dem religiösen Menschenfreunde das Herz, wie traurig verläßt er den Ort öffentlicher Lustbarkeiten, wenn er da hört und sieht, wie verdorbene Jünglinge sich etwas darauf einbilden, wenn sie unflätige und sittenverderbende Lieder singen, Zoten herausreissen, und ihr unreiner Mund von dem Unflath übergeht, von dem ihr Herz voll ist; und Mädchen

chen, denen doch die Natur weit mehr Schamhaftigkeit als dem männlichen Geschlecht mitgetheilet hat, darüber nicht mehr erröthen, sondern mit sichtbarer Freude horchen, und den Wollüstigen über solche Dinge Beyfall zulächeln, worüber Engel weinen.

Gott! wenn man nicht bald anfängt diese Quellen zu verstopfen, was wird aus unsrer ledigen Jugend werden! Welches Elend, welche Verwüstung wird das Laster der Hurerey nicht noch anrichten! Und leider ist noch wenig Hoffnung da, daß man die Quelle dieses Lasters verstopfen, und demselben einen Damm entgegen stellen wird, weil es noch allzuviele giebt, die dieses Laster in Schutz nehmen, und demselben das Wort sprechen. Wir wollen jetzt einige ihrer gewöhnlichsten Ausflüchte hören, und sie widerlegen.

Zweyter Theil.

Eine der ersten und gewöhnlichsten Ausflüchte, womit man die Hurerey und Unkeuschheit beschönigen und entschuldigen will, ist diese: „Der Schöpfer selbst hat den Geschlechtstrieb in unsere Natur gelegt, er wird und kann es uns also auch nicht verargen, wenn wir diesen Trieb befriedigen."

Der

Der Schöpfer gab dir neben diesem Trieb auch eine vernünftige Seele, die diesen Trieb mäßigen, und in Ordnung erhalten soll.

Vergißt du dieß, so thust du das nicht, was du als ein mit Vernunft begabtes Wesen thun solltest; sondern befriedigst deinen Naturtrieb wie Roß und Maulthier, die keinen Verstand haben. Auch das Essen und Trinken ist ein natürlicher Trieb; aber ist es deshalb erlaubt, diesen Trieb unmäßig und unordentlich zu befriedigen? Legte der Schöpfer, der dir den Geschlechtstrieb einpflanzte, nicht auch natürliche Schamhaftigkeit in deine Seele, die jede Ausschweifung in Befriedigung des Geschlechtstriebes hemmen soll? So viel ist gewiß, daß dir der Schöpfer diesen Trieb nicht zur Unzucht verlieh. Er soll auf eine regelmäßige Weise, nämlich in der Ehe, befriedigt werden. So lange also dieses nicht geschehen kann, ist Enthaltsamkeit deine Pflicht.

b. Andere sagen: „Ich habe es mir oft recht ernstlich vorgenommen, die Hurerey zu unterlassen, ich habe sie nach der That bitter bereuet, aber es ist doch eben so oft wieder geschehen. Meine Natur erlaubt es einmal nicht, die vorgeschriebene Enthaltsamkeit zu beobachten.“

Und

Und warum nicht? Doch wohl deswegen, weil du deine Natur nicht durch gehörige Mittel zu ordnen und zu mäßigen suchst? Bist du arbeitsam, mäßig, vorsichtig bey allem, was deine Triebe reizen kann? Brauchst du die Mittel zur Keuschheit, welche Vernunft und Religion an die Hand geben? Gewiß nicht. Wer sich nach so öfterem Fall nicht bessert, fällt noch öfter, und wird also sicher unglücklich werden, wo er nicht umkehrt. Thue daher mehr, als du bisher thatest; verdopple deine Bemühung, und du wirst durch Tugend und Klugheit über die Raserey der Sinnlichkeit und Gewohnheit siegen. Je später dieses aber geschieht, desto mehr Glück hast du verloren, und dieser Verlust kann ewige Wirkungen haben. Eile also, wofern du dich selbst liebst! Und gesetzt, es ist auch schwer, enthaltsam und keusch zu seyn: sind denn bloß leichte, sind nicht auch schwere Pflichten zu erfüllen? — Spricht dich das Schwere bey der Sache etwa davon frey, sie nicht erfüllen zu dürfen? Je schwerer dir der Sieg wird, desto rühmlicher ist er für dich.

c. Nicht selten hört man diese Ausflucht: „Die Hurerey, die man so abscheulich schildert, ist eine ganz gewöhnliche Sache. Wie viele sündigen nicht so? Es hat nur einen Joseph gegeben, und wird auch sobald keinen wieder geben."

Also findest du im Beyspiele mehrerer solcher Unsinnigen und Unglücklichen eine Entschuldigung? Wäre auch das Laster allgemein, ist es deshalb nach Vernunft und Christenthum weniger ein Greuel? Ein Wegweiser, der die Irrwege kennt, der in den Schlamm derselben versunken war, der daselbst von den Räubern geplündert wurde, und den die Dornen verwundet haben, ist am geschicktesten, Andere zu warnen, die denselben Weg gehen wollen, und wenn sein voriger Irrthum Unglück und Schade für ihn war, so hat er desto größere Pflicht, Andere durch seinen Schaden klug zu machen.

Angenommen, daß nur ein Joseph war, und sobald keiner wieder kommen wird: so hat doch ein jeder und auch du die Pflicht, hierin ein Joseph zu werden; und daß es möglich sey, es zu werden, beweist selbst Joseph, der Mensch war, wie wir alle.

d. Endlich sagen einige gar: „Hurerey ist Arzney für mich; weil Enthaltsamkeit meiner Gesundheit nachtheilig ist, und mir manche Krankheit, ja wohl gar den Tod zuziehen kann. Daher räth es mir der Arzt."

Angenommen, daß es sich mit dir wirklich so verhielte, mußt du darum zur Hurerey deine Zuflucht neymen? Bleibt dir nicht die Ehe als ein rechtmä-

ßi-

figes Mittel übrig? Ist das nicht besser, falls es auch mit Unbequemlichkeiten und Sorgen verbunden wäre?

Der Rath, den dir dein Arzt giebt, sollte dir doch wirklich verdächtig vorkommen. Man hat Ursache, aus diesem zu schließen, daß er das Mittel nicht der Gesundheit wegen, sondern deshalb rathe, weil er's selbst liebgewonnen hat, oder deiner Lieblingsmeinung schmeicheln will. Darf man wohl jemanden rathen, um von der fallenden Sucht geheilt zu werden, Menschenblut zu trinken, und deßhalb ein Mörder zu werden?

Hurerey ist ein so abscheuliches Laster, daß der Tugendhafte lieber Schmerzen leiden, und — falls alle andere erlaubte Mittel fruchtlos wären — sterben wollen muß, als sie zu begehen. Freylich ist das viel gesagt; aber wie viel wagt der Held nicht, um sich den Ruhm der Tapferkeit zu erwerben? Was soll also der Christ nicht für Gott und Tugend wagen.

Sehet, m. Fr., wie unhaltbar alle diese Ausflüchte sind, mit welchen man das Laster der Hurerey beschönigen und entschuldigen will.

Jünglinge und Mädchen, gebet doch diesen Ausflüchten kein Gehör; fliehet die Hurerey, diese Pest

eures Lebens und eures Glücks. Denkt euch zum Voraus, wie euch zu Muthe sein wird, wenn es Leute, die dieses Laster scheuen, erfahren, und euch vorhalten werden. Denket, was es werden wird, wenn aus der Befriedigung eurer wollüstigen Triebe eine Schwangerschaft erfolgt. Jüngling, bleibt denn die Pflicht, dein Kind zu erziehen, nicht auf deinem Gewissen, wenn sie dir die bürgerlichen Gesetze auch wirklich abnehmen? Kannst du's vor Gott und deinem Gewissen verantworten, wenn dein Kind aus Mangel der Erziehung unwissend, lasterhaft, eine Last der menschlichen Gesellschaft, und einst ein Opfer der Hölle wird? Welchen Segen kannst du dir einst in deiner künftigen Ehe versprechen, wenn deine Gattin das uneheliche Kind kennen lernt! Mörder deines Kindes wirst du doch nicht werden? Bedenke, wie widrig dir dann die jetzt so heftig begehrte Person werden wird, sobald die thierische Liebe nachgelassen hat.

Mädchen! bedenk' es, in welch namenloses Elend du durch eine augenblickliche Wollust dich selbst, dein armes Kind, und deine bedaurungswürdigen Eltern stürzen kannst. Betrachte so manche deiner unglücklichen Mitschwestern, die gefallen, und das Opfer eines Wollüstlings geworden sind. Sieh sie an, betrachte sie, wie der Gram geyermäßig an ihrem Herzen frißt, — wie sie in der Blüthe ihres Alters dahinwelken, wie eine Blume, deren Wurzel vom Wurm

angefressen ist. — Sieh die Kinder der von ihren Verführern verlassenen Mütter, wie sie dem Elende preisgegeben, und meistens von der Welt verachtet sind! — Sieh die Eltern der Entehrten, wie der Fall ihrer Töchter den Abend ihres Lebens trübt, wie Gram ihr Ende beschleunigt! —

Geliebte Jünglinge und Mädchen, laßt euch rathen, und präget meine gegebenen Ermahnungen tief euren Herzen ein. Laßt sie eurer Seele besonders dann vorschweben, wenn euch das Laster der Unzucht winkt, und euch durch seine Zaubertöne in sein Netz locken will. — Denket an meine, an die Stimme eures wohlmeinenden Freundes; sonst dürfte es euch zu spät reuen, derselben euer Ohr und Herz verschlossen zu haben. Amen.

Am

Am vierten Sonntage in der Faste.

Text. Wir, meine Brüder, sind keine Sklavenkinder mehr, sondern Freygeborne durch den Glauben. Gal. 4, 31.

Ihr werdet euch vielleicht noch erinnern, m. Fr., welch ein toller Freyheitsschwindel sich zu den Zeiten der französischen Revoluzion der Köpfe bemächtiget hatte. Auch in unsern Zeiten wird noch mancher von diesem tollen Freyheitsschwindel befallen. Man hat schiefe Begriffe von der bürgerlichen Freyheit, und glaubt, die wahre Freyheit bestehe in der Freyheit von aller Beobachtung der gesellschaftlichen Gesetze und Pflichten, oder in völliger Zügellosigkeit, Unabhängigkeit von aller Obrigkeit, und in der Befreyung von allen Abgaben. Und wenn auch Einige sich einen leidentlicheren Begriff von Freyheit machen, so rühmen sie doch gewöhnlich diejenige Lebensart am meisten, bey der man am meisten sein eigener Herr

seyn,

seyn, und ungebunden leben kann. Auch das ist immer nur äußere, scheinbare Freyheit. Man kann diese Freyheit besitzen, und doch Fesseln tragen, doch im Innern des Herzens ein Sklav seyn, der nicht thun kann, was er will, oder für gut hält, sondern sich von gewissen Dingen beherrschen lassen muß. Einem solchen fehlt die sittliche Freyheit. Wer wahre Freyheit sucht, muß sie durch das Christenthum suchen; denn niemand hat so viel wahre Freyheit, als der ächte Christ!

Bei dieser interessanten Wahrheit will ich heute stehen bleiben, und euch zuerst zeigen, worinn die Freyheit des Christen bestehe, und dann will ich zeigen, wie wir uns diese Freyheit verschaffen können.

Erster Theil.

Wenn Paulus sagt, daß wir keine Sklavenkinder mehr sind, sondern Freygeborne durch den Glauben, so würden wir diese seine Lehre mißbrauchen, wenn wir uns unter dem Vorwand der christlichen Freyheit zu irgend einer bösen That verleiten ließen. Deswegen sagt auch der Apostel Petrus: „Laßt euch nie bey dem Bewußtseyn der christlichen Freyheit unter dem Vorwand derselben zu irgend einer bösen That verleiten; sondern erinnert euch immer bey dem lebhaftesten Gefühle der christlichen Freyheit, daß ihr

als Christen Knechte Gottes seyd, und euch als solche um Gotteswillen aller Ordnung unterwerfen müßt." 1. Pet. 2, 16.

Der Christ, ob er gleich durch die Religion ein Freygeborner ist, muß aber doch vieles unterlassen, in seinen Wünschen und im Genusse gewisser Freuden sich sehr einschränken, in seinen Handlungen sich an vielerley Gesetze binden, folglich weniger Freyheit haben, als derjenige, der die Fessel des Christenthums abwirft, und sich an keine Vorschrift der Religion bindet.

Aber wenn das letztere wahre Freyheit wäre, so würde sie kein Vorzug, kein Glück für den Menschen seyn, sondern sein Unglück befördern.

Soll die Freyheit etwas Gutes seyn, so muß sie unsere Glückseligkeit befördern.

Der hat also eigentlich die größte Freyheit, der am leichtesten thun kann, was ihm gut und heilsam ist; oder der am wenigsten von andern Dingen außer ihm abhängt, an die wenigsten Herren gebunden ist.

In diesem Verstande hat der Christ die meiste Freyheit.

a. In Ansehung der Dinge in der Welt, die um und neben ihm sind.

Der

Der Christ schätzt und genießt zwar die Güter dieser Erde, in so fern sie Gaben des Himmels sind, aber nie hängt er sein Herz sklavisch an dieselben.

Er trachtet zwar nach dem, was Ehre bringt, aber nie thut er es, um geehrt zu werden. — Ehrgeiz wird nie der Götze seines Herzens; nie fröhnt er demselben; nie läßt er sich von ihm in Fesseln schlagen. — Ergötzungen und Vergnügen nehmen sein Herz nie so sehr ein, daß er nicht auch Verzicht auf dieselben thun könnte, sobald er merkt, daß sie seiner Tugend nachtheilig werden könnten.

Ganz anders ist es mit denen, die nicht nach Christi Gesetz gebildet sind. Sie haben eine Menge Herren, von denen sie wie Sklaven beherrscht werden.

Betrachtet jenen Großen, der über Millionen herrscht, und doch seinen Ehrgeiz, seine Eroberungssucht nicht beherrschen kann. Ströme von Blut der Gemordeten können seinen Durst nach Ehre und Eroberungen nicht löschen. Er wünscht alle Kronen auf sein stolzes Haupt, da doch oft eine schon genug einschneidet.

Betrachtet jenen Geldgierigen, wie er von Sorgen und Entwürfen beunruhigt wird. — Sein Geld ist sein Herr, sein Gott; sein Herz ist nicht frey, es

ist in seinen Geldkasten eingesperrt; denn wo sein Schatz ist, da ist auch sein Herz.

So ist es auch mit dem Wollüstling. Die Wollust ist sein Tyrann, dem er blindlings gehorchen muß. Er kann nicht Herr seiner thierischen Lüste werden, sondern muß sie, trotz der warnenden Stimme seines Gewissens befriedigen.

Das heißt nicht Freyheit, sondern Knechtschaft, Sklaverey. Nur der ist frey, der mit Paulus sagen kann: „Ich habe gelernt, mich mit dem, was ich habe, zu begnügen. Ich kann mich in niedrige Umstände und in Uiberfluß schicken; ich bin überall und auf alles eingerichtet, aufs Sattseyn, und Hungerleiden, aufs Reichseyn und Mangelhaben.“ Philipp. 4, 11. 12.

b. Auch in Ansehung der Affekte und Leidenschaften hat der Christ die meiste Freyheit.

Affekte und Leidenschaften sind im Grunde nichts anders, als heftige, herrschende Begierden. Heftige Begierden sind an sich nichts Fehlerhaftes; denn sie haben ihren Grund in der natürlichen Einrichtung unseres Wesens oder unsrer Natur. Sie

sind

sind dem Menschen natürlich; ja sie sind an sich und ungemißbraucht etwas Gutes und Nützliches, ja sogar die größte Wohlthat des Schöpfers. Menschen ohne Begierden würden halb todt seyn, und folglich der Welt und sich selbst wenig Nutzen schaffen. Sie sind demnach an sich nicht auszurotten, oder gar zu unterdrücken; man muß sich nur bemühen, denselben eine gute Richtung zu geben, sie zu mäßigen, zu vermindern, einzuschränken, für die Zukunft ihren gewaltsamen Ausbruch zu verhüthen, zu lenken, und zu bilden.

Das kann und thut der wahre Christ.

Bei ihm sind Vernunft und Religion das Steuerruder, wodurch seine Begierden geleitet werden.

Bei andern Menschen aber ist's gerade umgekehrt. Sie lassen ihren Begierden freyen Zaum; sie zernichten das Steuerruder der Vernunft, ja sie verirren und schwächen den Verstand so sehr, daß es ist, als wäre er verloren. Er ist gleichsam so lange in Raserey, als sie toben. Wollte ein solcher Mensch auch überlegen, ehe er seine Begierden befolgte, so vermag er's nicht. Er hat sie selbst nicht mehr in seiner Gewalt; sie rennen, wie scheue Rosse, mit seinem Verstande davon. Daß es bey einem solchen Menschen um seinen freyen Willen geschehen ist, brauche ich nicht erst zu sagen. Er ist dann aber auch übler daran, als ein Leibeigener im Dienste

eines

eines noch so strengen Herrn, oder als ein Verbrecher im Gefänguiß ist. Wie oft thut ein solcher unglücklicher Mensch Dinge, die er späterhin mit vergeblichen Thränen beweint, und sich am Ende gesteht: „ich war nicht Herr über mich, wußte nicht, was ich that."

Da trifft es ein, was Paulus sagt: „Was ich thue, das billige ich nicht; denn ich thue nicht, was ich wollte; sondern, was ich haßte, das thue ich." Röm. 7, 15.

c. Der Christ genießt auch die größte Freyheit in Ansehung andrer Menschen, unter denen er lebt.

Er hängt nicht sklavisch von Andern ab; denn er verlangt keinen Gewinn, der nicht rechtmäßig ist, keine Ehre, die er durch Schmeicheleien erkaufen soll, fürchtet keinen Menschen, da er sich nichts Böses bewußt ist. Er hat nur einen Herrn, das ist Er selbst, seine Vernunft, oder vielmehr sein Gott. Bloß von Gott hängt er ab, nicht von Menschen. Zwar dient, gehorcht und bequemt er sich auch nach Menschen, aber bloß, weil und wenn Gott es will. Sobald diese etwas Unrechtes von ihm verlangen, zeigt er, daß er ein freyer Mensch sey, der Gott und seinem Gewissen mehr gehorcht, als den Menschen. Gute oder böse Worte, Versprechungen oder Dro-

hun-

hungen, Menschengunst und Menschenfurcht vermögen nichts über ihn.

Ganz anders verhält es sich mit einem Menschen, der nicht als Christ denkt und handelt; er hängt weit mehr von andern Menschen ab. Wie viel muß sich mancher um eines eitlen Gewinnstes willen gefallen lassen — wie sehr sich demüthigen und kriechen, um die Gunst der Großen und Mächtigen zu erschleichen — wie viel Mühe sich geben, um diese oder jene zu seinen Absichten zu bewegen, damit sie ihn in seinen Wünschen und Entwürfen nicht stören! —

Nehmet das alles zusammen, und urtheilet selbst, wer seine Freyheit besser behauptet. Ihr werdet gewiß sagen: der, der als Christ denkt und handelt.

Es ist demnach der Mühe werth, daß wir untersuchen, wie wir uns die Freyheit des wahren Christen verschaffen können.

Zweyter Theil.

Ich will euch in dieser wichtigen Sache nicht mehr als zwey Regeln empfehlen.

A. Die erste ist diese: „Laßt euer Hauptbestreben immer dahin gehen, daß ihr

euch

euch eine richtige, deutliche und reichliche Erkenntniß alles desjenigen verschaffet, was auf euer sittliches Verhalten einigen Einfluß hat.

Je mehr man sich übt, sich deutliche Begriffe zu verschaffen, je mehr man Vorstellungen und Gründe, die man dem sinnlichen Reiz entgegen setzen kann, in Bereitschaft hat, je eher und leichter siegt man über die Vorstellungen der Sinne und Einbildungskraft, und desto höher und fester wird unsere Freyheit. Viele würden ihre Würde als freygeborne Wesen mehr behaupten, wenn sie sich eine vollständige Kenntniß von dem wahren Werth der Dinge in der Welt verschaffen möchten. Die Erfahrung lehrt es, daß sich die Menschen eben darum um ihre Freyheit bringen lassen, weil sie gewissen Dingen einen allzu großen Werth beilegen, und sich eben darum von ihnen einnehmen und beherrschen lassen. Wer einmal in dem Wahn lebt, ohne Reichthum nicht glücklich seyn zu können, wird freylich um des Reichthums willen alles, und selbst das thun müssen, was Vernunft und Religion verdammen. — Wer das Glück, geehrt und mächtig zu seyn, für das größte Glück auf Erden hält, wird dem Ehrgeiz blindlings folgen; sollte er gleich auf den Leichnamen gemordeter Nebenbuhler die gewünschte Ehrenstufe ersteigen müssen. — Wer sinnliche Vergnügungen für das höchste Gut hält, wird um ihretwillen alles,

selbst

selbst Tugend und Gewissen aufopfern, und ohne sie nicht leben können.

So wird der, der den wahren Werth der Dinge nicht kennt, ein Sklav der Lüste und Begierden.

Wer aber reifer über den wahren und eigentlichen Werth der Dinge in der Welt nachdenkt, der wird finden, daß ihr wahrer Werth bloß auf dem Gebrauche beruht, den wir davon machen. Der Reichthum hat bloß dann einen wahren Werth für uns, wenn wir damit Gutes stiften, Andere erfreuen, und uns dadurch unvergängliche Schätze im Himmel sammeln.

Macht und Ehre erhalten erst dann einen wesentlichen Werth, wenn wir dadurch Wahrheit, Recht und Tugend befördern, Böses verhindern, Unschuldige schützen, und Unterdrückten aufhelfen.

Der eigentliche Werth der Ergötzungen und Belustigungen ist der, daß wir unsere Seele damit aufheitern, den Körper stärken, um unsere Kräfte zur Arbeit wieder zu stählen, und die Berufsgeschäfte besser verrichten zu können.

Beurtheilen wir alles nach diesen Grundsätzen, so werden wir Manches mit weniger Heftigkeit begehren, und es auch entbehren können, wenn wir

sehen, daß das Letzte besser ist. Wir werden finden, daß manche Dinge nur in der Einbildung ihren Werth haben, und daß es wahr sey, was ein frommer Dichter sagt:

Bedenke, daß zu deinem Glücke
Dir niemand fehlt als Du.

B. Die zweyte Regel, die ich euch zur Erlangung christlicher Freyheit empfehlen will, ist diese: „Gewöhnet euch beizeiten, euere Wünsche, Begierden und Hoffnungen zu mäßigen; widerstehet besonders dem ersten Eindrucke, den die Gegenstände der Sinnlichkeit auf euch machen, und versaget euch zuweilen mit Fleiß etwas, um euch in der Unabhängigkeit und in der Kunst des Entbehrens zu üben.

Je öfter wir uns in der Beherrschung unsrer sinnlichen Begierden üben; desto stärker wird unsere Freyheit; je mehr aber der Mensch seine Sinnlichkeit über die Vernunft herrschen läßt, desto eher stürzt er zur Knechtschaft seiner Lüste und Begierden herab.

Es trägt zur Beherrschung unsrer sinnlichen Begierden ungemein viel bey, wenn man sich beyzeiten in der Kunst des freywilligen Entbehrens übt.

Wer

Wer sich daran gewöhnt, sich etwas zu versagen, daß er sich nicht zu versagen verbunden ist, der wird sich um so leichter auch das versagen können, was er sich aus Pflicht zu versagen schuldig ist. Wir kommen oft in Umstände, wo wir nicht haben können, was wir wünschen; in Versuchungen, wo uns die Neigung zu gewissen Dingen zum Bösen reizt. Haben wir uns schon gewöhnt, etwas zu entbehren und zu verleugnen, so werden wir weit leichter widerstehen können.

Auch die Neigung zu an sich unschädlichen und erlaubten Dingen kann nach und nach zur herrschenden Gewohnheit und Begierde werden, und es ist um unsere Freyheit geschehen. So hat sich mancher Mensch den Trunk, Spiel, Müßiggang, Lügen, Verleumdung, Waschhaftigkeit angewöhnt, daß ers nicht mehr lassen kann; welches nicht geschehen seyn würde, wenn er sich zuweilen etwas versagt, und seiner Neigung entgegengehandelt hätte.

Wer demnach frey seyn will, der suche die rechte Freyheit, die Freyheit der Kinder Gottes. Diese sind zwar nicht ohne Gesetze, aber es sind lauter Gesetze, die wir uns selbst auflegen werden, wenn wir recht nachdenken über das, was gut ist, und wahrhaft glücklich macht. Amen.

Am fünften Sonntage in der Faste.

Text. Deswegen ist er der Mittler des neuen Bundes, damit diejenigen, welche zur Erbschaft ewiger Güter angenommen worden sind, vermittelst seines Todes von den Uibertretungen unter dem ersten Bunde befreyt werden möchten. Heb. 9, 15.

So sehr, wie Jesus, hat sich noch Keiner um die Menschheit verdient gemacht.

Welche unschätzbare Wohlthat erzeigte er den Menschen nicht durch die Einpflanzung seiner heiligen Religion — und durch das Erlösungswerk, welches er für die gefallene Menschheit ausgeführt hat! Und noch immer ist und bleibt er der Mittler zwischen Gott und den Menschen. Wie hoch sollte man demnach seine Person nicht schätzen, wie heilig sollte einem jeden die von ihm gestiftete Religion nicht seyn! Hier dürfte aber einer oder der andere die Frage aufwerfen: „Wie kommt es denn aber, daß selbst mitten

un-

unter denen, die im Schooße der Religion sind erzogen worden, die ihr Christenthum verstehen und beurtheilen können, so viel Ungläubige angetroffen werden, die alle Religionen verwerfen, nichts von Gott, Tugend und Unsterblichkeit wissen wollen, folglich auch das Christenthum verlästern?"

Ich will es zwar nicht läugnen, daß es hie und da noch solche Menschen geben kann; daß ihr aber aus dem Unglauben dieser Menschen vielleicht schließet, daß die christliche Religion die Prüfung der Aufgeklärten, in deren Klasse sich die Ungläubigen unsrer Zeiten rechnen, nicht aushalten kann — daß euch vielleicht der Unglaube dieser Menschen die Wahrheit der christlichen Religion verdächtig macht — das kann ich nicht zugeben und gut heißen; denn der Unglaube der Menschen kann die Wahrheit der Religion nicht verdächtig machen. Das will ich euch theils aus den Ursachen des Unglaubens, und theils aus dessen Wirkungen beweisen. Ich denke, das, was ich heute vortragen will, soll ein Wort zu seiner Zeit seyn; ich rechne demnach darauf, daß ihr mich mit desto größerer Aufmerksamkeit vernehmen werdet.

Abhandlung.

Wollt ihr euch selbst überzeugen, m. Fr., wie sehr ihr eure eigene Vernunft beschimpfet, wenn

euch der Unglaube der Menschen die Religion Jesu verdächtig macht, so merket nur auf die Ursachen, woraus der Unglaube deren entsteht, die alle Religionen verwerfen, nichts von Gott, von Tugend und Unsterblichkeit wissen wollen.

Es giebt eigentlich zwey Hauptquellen, woraus gedachter Unglaube entsteht: Unwissenheit und Lasterhaftigkeit.

A. Ihr würdet euch sehr irren, wenn ihr alle Ungläubige für aufgeklärte Köpfe halten möchtet, die alle Gegenstände des menschlichen Wissens mit der Fackel der Vernunft beleuchten, und eben darum gefunden haben, daß die christliche Religion vor dem Richterstuhl der Vernunft nicht bestehen könne. O nein! Der Unglaube hat meistens Unwissenheit zur Quelle.

Diese Behauptung darf euch nicht befremden; sie ist auf Erfahrung gegründet.

Es ist gar nichts Unbegreifliches, daß ein ungebildeter, unwissender Verstand gänzlichen Unglauben hervorbringt. Ich bitte euch, erwägt nur, wie groß die Anzahl derer ist, die von Jugend auf in der Lehre des Christenthums ganz unwissend bleiben. Gewöhnlich macht man über diese traurige Erfahrung den Lehrern darüber Vorwürfe — vielleicht

nicht

nicht immer ohne Grund, obgleich auch in diesem Falle die Schuld auf die Bürger des Staates zurückfällt, wenn sie die meisten Jugendlehrer mit Armuth und Verachtung kämpfen lassen, und dadurch freylich oft die brauchbarsten Männer vom Lehrstande abschrecken. — Aber dieses abgerechnet, kommt nicht immer das meiste auf Euch an, liebe Eltern? Will denn nicht der beste Religionsunterricht auf das gute Land eines unverdorbenen Herzens fallen, wenn er Frucht bringen soll, und ist diese Bildung des Herzens nicht das Werk der häuslichen Erziehung, welchem man durch einen zweckmäßigen Schulunterricht nur zu Hülfe kommen kann? Wenn euch nun die Erziehung eurer Kinder gleichgültig ist, wenn ihr nicht jede Gelegenheit benutzt, durch Ermahnung und ein musterhaftes Beispiel die Pflichten guter Eltern zu erfüllen, wohl im Gegentheil durch Worte und Handlungen den Verstand und das Herz eurer Kinder verderbet, reißt ihr da nicht zehnmal wieder ein, was der geschickteste Lehrer aufbauen kann? —

Doch die Schuld mag liegen, an wem sie will, das Uibel ist da. Die Meisten (ich rede aus den traurigsten Erfahrungen) die meisten, unter den gemeinen Christen verlassen die Schule und das Leben, ohne die Vortrefflichkeit und Würde der Religion erkannt zu haben, ohne zu wissen, womit sich ihre Wahrheiten beweisen lassen ohne sie über alles zu schätzen und zu lieben. Froh, nur das Schuljoch ab-

geschüttelt zu haben, ist ihnen die Erweiterung und Berichtigung ihrer Kenntnisse des Christenthums gleichgültig; so vergessen sie auch das Wenige, was sie wußten; so verschmähen sie nicht selten den öffentlichen Unterricht, den ihnen der Religionslehrer anbietet; so hört zuletzt die Religion ganz auf, die Richtschnur ihres Verhaltens zu seyn, und Selbstsucht und Eigennutz tritt an die Stelle derselben.

Nun lasset diese Unwissenden auf wichtige Zweifel aufmerksam gemacht werden, laßt sie in die Gesellschaft von Religionsspöttern gerathen: werden diese nicht alles aus ihnen machen können, was sie wollen; werden sie ihnen ihr Bischen Religion, die ohnehin nichts als bloßes Gedächtnißwerk ist, durch Witzeleyen wegspötteln; werden die Unglücklichen nicht offenbare Trugschlüsse für reine Wahrheit gelten lassen; werden sie bey der bequemen Lehre des Spötters sich nicht besser zu befinden glauben, als bey einer mühsamen Untersuchung der Wahrheit, die ihnen doppelt sauer werden würde, weil sie das nachholen müßten, was eigentlich in der frühesten Jugend erlernt werden muß — und kommen daher nicht alle die schiefen Urtheile über die Religion, die der Gebildete sich kaum als möglich vorstellt, so herrschend sie auch dem gemeinen Haufen sind, und die ihm eben mitleidige Lächeln abnöthigen, wie die Behauptung jenes Blindgebohrnen: Die rothe Farbe müsse Aehnlichkeit mit dem Schall einer Trompete

ha-

haben? Und solche vernachläßigte unwissende Menschen, solche Kinder an Verstande sollten unsere Richter in Glaubenssachen seyn? Ihr Urtheil sollte uns mehr gelten, als Jesus Christus, der Wahrheitsfreund, und die tugendhaftesten und weisesten seiner Schüler, denen unsere Religionsspötter nicht einmal die Schuhriemen aufzulösen verdienen? —

Doch der Unglaube, von welchem wir sprechen, kann auch mit einem hohen Grade von Scharfsinn und Gelehrsamkeit verbunden seyn, dann entsteht er aus einem bösen, lasterhaften Herzen. — Ließe sich nur die Religion allen unsern verderbten Neigungen ohne Zwang anpassen, spräche sie unsern Lieblingssünden das Wort, ich wette, die Anzahl ihrer Bekenner würde groß seyn, und klein das Häufchen derer, die sie als falsch und ungöttlich verwerfen. — Aber nun ist es der umgekehrte Fall. — Die Religion verdammt unsre verderbten Neigungen und Lieblingssünden, und dieses gefällt dem bösen Herzen der Menschen nicht, dieß bringt sie auf den traurigen Entschluß, zu versuchen, ob sich die Wahrheit dieser Religion nicht entkräften, nicht ganz wegläugnen läßt. — Wo dieser Fall eintritt, m. Fr., da ist wenig mehr zu hoffen; denn die heiligsten Wahrheiten sind unvermögend, einen Verstand zu überzeugen, der boshaft irren **will**.

Ich kann davon kein stärkeres Beyspiel anführen, als uns die Lebensgeschichte Jesu aufstellt. — Gewöhnlich hegt ihr die Meynung, daß, wenn ihr zu den Zeiten unsers göttlichen Mittlers gelebt, seinen Unterricht genossen, seine Thaten, sein ganzes Verhalten gesehen hättet, euer Glaube felsenfest gewesen wäre. — Aber wahrlich nicht fester, gute Seelen, als er noch in unsern Tagen gegründet werden kann. Liebt ihr die Tugend, so müsset ihr auch Jesum lieben, hasset ihr sie, so werden Zeichen und Wunder, so wird alle Majestät und Hoheit des Sohnes Gottes eben so unkräftig seyn, euch Glauben abzugewinnen, als sie es bey den Feinden Jesu waren. Diese Bösewichter gestanden ihm ja selbst: „Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer, von Gott gesandt," sie kannten auch den Beweis dafür, der ihnen der einleuchtendste war: „Denn niemand kann die Thaten thun, die du thust, es sey denn Gott mit ihm." — Dieß war nicht Heucheley, sie gestanden sichs auch unter einander selbst: „Dieser Mensch thut viel Zeichen." — Nun die Wirkung davon auf ihre Herzen? Etwa Glaube, etwa Liebe, etwa Gehorsam? Keineswegs, sondern: „von dem Tage an rathschlugen sie, wie sie ihn tödteten." Welch ein schauderhafter Beweis der Allgewalt der Sünde über ein Herz, das sich ihr ganz ergab, was läßt sich von ihr nicht fürchten, wenn sie Menschen bis zu dem rasenden Entschluß verleiten kann, der

All-

Allmacht Gottes zu trotzen, und durch die ohnmächtige List ihres boshaften Herzens die Weisheit des Ewigen zu Schanden zu machen. — Und ihr wundert euch, liebe Freunde, daß sie in unsern Zeiten, wo es nicht mehr so leicht ist, eine feste, unerschütterliche Uiberzeugung von der Wahrheit der Religion zu erlangen, wo unser Glaube allein der Lohn eines langen und unermüdeten Nachdenkens ist, ihr wundert euch, daß sie in unserm verzärtelten wollüstigen Zeitalter noch immer die Menschen durch Lüste in Irrthum verderbet?

Ihr könntet vergessen, wie oft Jesus beklagt hat, daß die Menschen seine Lehre haßten, weil ihre Werke böse sind? Und diese Lasterhaften sollten euch besser unterrichten können, als Er, welchen Werth Tugend und Frömmigkeit habe? Ach, liebe Freunde, Elende, denen ihre Uiberzeugung von den erhabensten Wahrheiten um den Kützel der Sinne, um eine Handvoll Goldes, um den Beyfall des Witzlings feil ist — bestochene, folglich ganz ungültige Richter sollten den Ausspruch thun, was von Gott, Tugend und Unsterblichkeit zu halten sey? Deren Urtheil wollt ihr lieber unterschreiben, als die Aussprüche Jesu, des Sohns Gottes, der die Wahrheit selbst ist?

B. Bisher haben wir den Unglauben untersucht, und gefunden, daß er uns die Wahrheit unsrer heili-

gen

gen Religion nicht verdächtig machen kann. Aber auch in seinen Wirkungen betrachtet, kann er unsern Glauben nicht entkräften.

Zwar sind diese Wirkungen zerstörend für die ganze Glückseligkeit des Ungläubigen selbst; er wird nicht immer leichtsinnig bleiben, die unredlichen Vorwände, mit welchen er sein Verhalten beschöniget, werden nicht immer hinreichen, sein Gewissen schlummernd zu erhalten; bald werden Qualen von innen und außen, die unvermeidlichen Folgen eines lasterhaften Wandels, ihm zeigen, wohin er sich verirrt hatte, ihn mit Abscheu gegen sich selbst erfüllen, und seine Todesstunde schrecklich machen. — Aber ist das nicht seine Schuld? Mitleid kann doch nur der, der unvorsätzlich irrte, und unverschuldet elend ward, von seinem Richter fordern, nicht der Lasterhafte, der sein natürliches Gefühl für Recht und Unrecht mit Vorsatz unterdrückt, mit Vorsatz jede Wahrheit anfindet und zu schwächen sucht, die ihm die Tugend ehrwürdig macht. — Ihr werdet vielleicht einwenden: Man kann zum Unglauben verführt, durch Trugschlüsse hintergangen, in seinem Glauben irre gemacht werden." — Das Letztere gebe ich zu, aber nie das Erstere. Niemand, merkt euch diese weise, aus der Erfahrung erwiesene Lehre des Wortes Gottes, Niemand wird verführt, er verführe denn sich selbst, ein jeglicher vielmehr (ohne Ausnahme also) wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust

ge-

gereizt und gelockt wird. Widersteht ihr also den bösen Gelüsten eures Herzens, folgt ihr der Stimme euers Gewissens, das nie Unrecht hat, bleibt ihr wenigstens nur in sofern gut und unverdorben, daß ihr die Religion nicht hasset, nicht wünscht, sie widerlegen zu können, so mag man euern Verstand eine Zeit lang mit Trugschlüssen hintergehen, ihr werdet weiter über eine Sache nachdenken, die euch wichtig ist, ihr werdet den andern Theil nicht ungehört verdammen, sondern prüfen, was sich dem Urtheil des Religionsverächters entgegen setzen läßt, und so ist es unmöglich, daß die Liebe zur Wahrheit euch nicht die Rückkehr zu derselben leicht machen sollte.

Und wenn ich ganz unparteyisch urtheilen soll, m. Fr., so ist es immer kein gutes Zeichen, wenn irgend ein Spötter in irgend einer Rücksicht euch irre führt. Ist es ein Mann von Einsicht, ist sein Wandel unbescholten, merkt ihr aus seinem ganzen Verhalten, daß er alles Gute liebt, aus allen Kräften befördert, ein treuer Vater, Freund und Wohlthäter der Leidenden ist, so thut ihm die Welt sicher Unrecht, wenn sie ihn in die Klasse der Ungläubigen wirft, sicher sind es dann nur einzelne sonderbare Meinungen, die an ihm auffällig sind; denn wer die Tugend liebt, der liebt nothwendig auch ihre Freundin, die Religion, und ein solcher Mensch kann auch nie gefährlich werden; bemerkt ihr aber, daß er ein ausschweifen-

fendes, wüstes Leben führt, daß seine Grundsätze nur dahin abzwecken, die Sünde als etwas Erlaubtes und Unschuldiges zu schildern, bemerkt ihr, daß er diese Grundsätze nur bey solchen Menschen anbringt, von denen er keine Widerlegung zu fürchten hat, allen Umgang mit guten und einsichtsvollen Männern aber, so wie jede Gelegenheit meidet, eines Bessern überzeugt zu werden, warum flieht ihr diesen Menschen nicht? Warum erkennt ihr den verdorbenen Baum nicht an seinen bösen Früchten? Warum hört ihr ihn an, wenn ihr ihn nicht gern hört? — Wahrlich die Wirkungen des Unglaubens sind nur für den verderblich, der ihm bereits in seinem Herzen ergeben ist. — Aber heilsam wird unter der Leitung des Allwahrhaften der Unglaube einem jeden, dem es nur um Wahrheit zu thun ist. Es ist ein Vorzug unsrer Zeiten, daß man sagen darf, was man denkt. Es giebt kein andres Mittel, die Wahrheit an das Tageslicht zu ziehen; in den verflossenen Jahrhunderten gab es freylich weniger Unglauben, aber auch weniger Erkenntniß der Wahrheit und mehr Irrthum. — Traurig wäre es freylich, wenn nur die Stimme des Ungläubigen gehört wurde, aber der Gläubige schweigt nicht; er weiß, was er jenem antworten soll, und dadurch, daß ihr Gründe gegen Gründe abwägen könnet, werdet ihr um so sicherer in den Stand gesetzt, eine vernünftige Uiberzeugung zu erlangen. Amen.

Am

Am Palmsonntage.

Text. Ihr sollet von eben der Gesinnung beseelt seyn, von welcher Jesus beseelt war. Philipp. 2, 5.

So wie die vorzüglichste Sorgfalt der Apostel dahin gieng, ihren göttlichen Meister nachzuahmen: so finden wir in ihren Schriften, daß sie auch Andere zur Nachahmung des Beyspiels Jesu Christi ermunterten, und ihnen diese Nachahmung zur Pflicht machten.

Das thut Paulus in dem Briefe an die Philipper, wo er schreibt: „Ihr sollet von eben der Gesinnung beseelt seyn, von welcher Jesus beseelt war.“ Eben diese Foderung macht auch der Apostel Petrus. Als er die aus den Heyden Bekehrten zu dem Betragen eines Christen in verschiedenen Verhältnissen ermahnt hatte, wußte er ihnen nichts Eindringenderes zu sagen, als: „Dazu seyd ihr als Cyristen verpflichtet und berufen; sintemal auch

Chri-

Christus gelitten hat für uns, und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollet nachfolgen seinen Fußtapfen, wie eine Heerde ihrem Hirten. Unschuldig, wie er war, hat er alles Unrecht gelassen erduldet, und ist des Sklaventodes am Kreuze gestorben, und das alles auch um unsertwillen, zu eurem Besten: denn ihr waret, wie irrende Schafe; aber ihr seyd bekehrt zum Hirten eurer Seelen." So wies er sie, zu ihrem Troste und zu ihrer Ermunterung, hin auf das Beyspiel Jesu, und wollte, daß sie als Christen auch Jesum Christum nachahmen möchten.

Dieß ist aber auch eine allgemeine Lehre. Uns allen, m. Fr., hat Jesus ein Vorbild gelassen, daß wir seinen Fußstapfen nachfolgen sollen. Bey dieser allgemeinen Wahrheit will ich heute stehen bleiben, und über die Nachahmung des Beyspiels Jesu mit euch reden, und dabey diese doppelte Frage erörtern: a. Können wir das Beyspiel Jesu nachahmen, und wie? b. Sollen wir es nachahmen, und wozu? Vernehmet die Beantwortung dieser doppelten Frage mit aufmerksamen Geiste.

Erster Theil.

Ich bin gewiß nicht der erste, der die Frage aufwirft: ob wir das Beyspiel Jesu nachahmen können? Das ist lange vor mir und so oft geschehen,

daß

daß man glauben sollte, diese Frage müßte längst befriedigend entschieden seyn. Und doch ist es nicht so; es bleibt noch immer der Frage werth: Können wir das Beyspiel Jesu nachahmen?

Aber wie kömmt es, daß diese Frage nach so langer Zeit, und von so vielen gelehrten Köpfen noch nicht ins Reine und Klare soll gebracht worden seyn?

Das kömmt erstlich daher, weil man das bildliche Wort Nachfolge unbestimmt und unerklärt beybehielt, und doch die damit bezeichnete Sache deutlich machen wollte, folglich behauptete, man müsse Jesu auf allen seinen Wegen, wie auf dem Fuße nachtreten, und als ächter Nachfolger alles gerade so machen, was und wie er es gemacht hat. Hierdurch gerieth man ganz natürlich auf Abwege. Man gieng das Leben Jesu durch, und fand darinn manches Auffallende; wie er z. B. sich zuweilen in Einöden begeben, durch sein ganzes Leben unverheyrathet blieb, ganze Nächte im Gebete zugebracht habe, gegeißelt und gekreuziget worden sey. Dieß wollte man nun nachahmen, gieng in Klöster, baute Einsiedeleyen, schwur dem Cälibat, stund des Nachts auf zum Stundengebet, geißelte sich und trug schwere Kreuze u. s. w. Von allen dem kann man hie und da auch noch Spuren außer den Klöstern finden.

Auch

Auch in den aufgeklärten Zeiten konnte man sich von diesen irrigen Begriffen der Nachahmung Jesu nicht ganz losmachen, und lange noch hat man behauptet, man könne Jesu Beyspiel nicht in allem nachahmen, und soll es auch nicht. Man machte daher einen neuen Unterschied zwischen dem, was Jesus nach der göttlichen Natur und als Mittler, und was er nach seiner menschlichen Natur gethan hat. Allein noch immer herrscht hier Mißverstand des Wortes nachfolgen.

Soll es immer so viel, heißen als alles nachmachen: so hilft auch dieser Unterschied nichts. Warum sollten wir ihn an seiner göttlichen Natur nicht eben so nachahmen müssen, als Gott selbst? Und daß wir das Letztere müssen, erhellt aus dem ausdrücklichen Befehl Jesu: „Seyd vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist."

Nachmachen aber, was er als Mensch gethan hat, können wir eben so wenig alles, als wir jedem andern Menschen, der besondere Gaben und Geschicklichkeiten besitzt, alles nachmachen können.

Man mag an diesem Beyspiele merken, wie viel bey jedem, und besonders dem Religionsunterrichte, auf den richtigen Verstand der Worte ankommt. Hier hebt sich aller Mißverstand gleich, sobald man

Nachfolge Jesu durch Nachahmung des Beyspiels Jesu erklärt, und richtig versteht, was Nachahmen heißt.

Nachahmen heißt nicht, alle Handlungen nachmachen, die ein andrer thut, sondern dem, den wir uns zum Muster nehmen, in unserm Thun und Lassen, sowohl den Gesinnungen und Grundsätzen, als der Handelsweise nach, so nahe zu kommen, und ähnlich zu werden streben, als uns nach unsern Umständen möglich ist. Wenn wir also Jesum nachahmen wollen, so sollen wir nicht etwa auf dem Meere zu gehen versuchen, wie er; wohl aber ihm in den Gesinnungen des Mitleids und Empfindungen der Liebe, die ihn zu den Seinen eilen heißen, ähnlich werden, und schnell hinzueilen, wo wir helfen, oder trösten können. Wenn wir ihn mit wenigen Brodten Tausende sättigen sehen[1], so werde er uns Vorbild, beym Anblick der Nothleidenden gleich ihm zu fühlen, und zu sagen: „Mich jammert ihre Noth.“ Und wenn wir den Hungrigen unser Brod brechen, Nackende bekleiden, Kranke besuchen, pflegen und trösten, so ahmen wir Jesu Beyspiel nach, ohne die Gabe, Wunder zu thun, und mit einem Worte Kranke gesund zu machen, dazu nöthig zu haben.

Da es nun nach dieser Erklärung bey der Nachahmung nicht eben auf die Handlung selbst, auf derselben Art und Gattung oder Anzahl ankommt,

sondern vielmehr auf das Herz und den reinen guten Willen, seinen Gesinnungen und seiner Handelsweise gemäß und ähnlich zu denken, zu empfinden, zu handeln und zu leiden, so ist die Frage: Können wir Jesum nachahmen? wohl bald entschieden, und ohne alle Einschränkung zu bejahen. Er war beständig voll Ehrerbiethung gegen Gott im Reden, Beten und Handeln, und vergaß sie auch bey den härtesten Prüfungen nicht. Voll Ehrfurcht und Unterwerfung betete er bey Annäherung seiner letzten Leiden: „Ists möglich, so gehe der Leidenskelch vorüber — doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe.“ Können wir ihn etwa hier nicht nachahmen, und wie er, wenn auch nicht in dem Grade seiner Vollkommenheit, doch eben so aufrichtig, Gott ergeben und gottselig leben, leiden und sterben? Er hatte ein Herz voll wahrer Menschenliebe. — Sein ganzes Leben hier auf Erden hatte er angewendet, Menschenelend zu lindern, und Menschenwohl zu befördern. — Können wir nicht auch in unserm Wirkungskreise nach besten Kräften ein Gleiches thun, wenn wir nur redlich wollen? Haben wir kein Herz, welches lieben kann? Und wir sollten Jesum in seiner Menschenliebe nicht nachahmen können? Er hat uns ein Vorbild gelassen, das sollen wir zu erreichen suchen, so weit wir können. Mehr fordert auch weder Gott noch unser Herr Jesus von uns. Er wird einen jeden richten nach seinen Kräften. Wem wenig gegeben ist, von dem wird auch wenig gefordert werden;

wem aber viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. Können wir auch Jesu nicht gleich kommen, so können wir ihm doch ähnlich werden; und wir können ihm also nachfolgen und sein Beyspiel nachahmen.

Nun ist nur noch die Frage zu beantworten übrig: ob wir auch das Beyspiel Jesu nachahmen sollen, und wozu?

Zweyter Theil.

Haltet die Frage: ob wir das Beyspiel Jesu nachahmen oder uns bloß an seiner Lehre halten sollen, nicht für unnöthig, m. Fr. Der Nachahmungstrieb kann sehr leicht, besonders in Religionssachen, eine falsche Richtung nehmen. Darum soll er unter der Leitung der Vernunft stehen, und diese gebietet uns, darauf zu sehen, daß wir nicht das Böse an Statt des Guten nachahmen, und uns durch den Schein bethören lassen. Weder die Vernunft also, noch auch die Religion weisen uns schlechterdings auf Beyspiele, sondern auf Grundsätze und göttliche Vorschriften hin. Und das ist auch recht; denn alle Beyspiele der Menschen, auch der Besten, sind unvollkommen, und in jede, auch der Heiligsten, Tugend, mischt sich etwas, wenn auch nicht gerade Sündliches, doch Eigenthümliches des besondern Charakters eines schwachen Menschen ein.

Das Beyspiel Jesu aber macht hier eine Ausnahme. Er ist der geliebte Sohn Gottes, an dem Gott Wohlgefallen hat; er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens. Er ist das Ideal menschlicher Rechtschaffenheit und Tugend. Bey der Nachahmung seines Beyspiels gehen wir am sichersten; denn sein Verhalten ist die höchste Sittlichkeit, ein Beyspiel dessen, der ohne Sünde war, ein Umstand, den man in keinem andern Beyspiel findet. Wenn wir bey andern Beyspielen mit Grund noch den Anstand nehmen: „wer weiß, ob jener recht daran gethan hat? ich muß erst nach Gründen über seine That urtheilen:" so fällt das bey Jesus gänzlich weg; denn er fehlte nie. Joh. 8, 46.

Die Beyspiele aller Menschen dürfen wir nachahmen, wie fern wir es für uns passend und nützlich finden; aber das Beyspiel Jesus sollen wir nachahmen.

Das will eben Petrus sagen, wenn er schreibt: Christus hat uns ein Vorbild hinterlassen, daß ihr in seine Fußstapfen treten sollt. 1. Pet. 2, 21.

Auch lehrt die ganze Lebensgeschichte unseres Herrn Jesu, daß es die Absicht Gottes gewesen, uns in ihm gleichsam ein Muster und Modell aufzustellen, wie ein Mensch seyn und werden muß, wenn Gott, wie an ihm, dem Eingebohrnen, Wohlgefal-

fallen haben soll. Sorgfältigst ist uns daher die umständliche Lebensbeschreibung Jesu, von seiner armen Geburt an bis zu seinem Abschiede von der Erde, in vier verschiedenen Schriften der Evangelisten aufgezeichnet und aufbewahret worden, damit wir in allerley Vorfällen des menschlichen Lebens ein Muster und Vorbild haben möchten.

Uiberdieß muß ja jeder Christ als Bekenner Jesu mit ihm verbunden seyn.

Wir nennen uns nach ihm, also müssen wir uns auch nach seinem Leben richten. Er ist unser Lehrer, wir seine Lehrlinge. — Nun müssen aber Letztere es sich nicht bloß zur Ehre schätzen, wenn sie sich nach ihrem Lehrer richten können, sondern es ist auch als Lehrlinge ihre Pflicht. Ja es ist das eigentliche Kennzeichen eines wahren Anhängers Jesu, daß er Jesum nachahmt. Ohne diese Nachahmung kann er sich schlechterdings für keinen Christen ausgeben, noch an Jesu Theil haben. Wer sagt, daß er Christo angehöre, der muß einen, dem seinigen ähnlichen, Wandel führen. 1. Joh. 2, 6. „Vergebens nennen wir uns Christen" — schreibt Leo der Große — „wenn wir Christum nicht nachahmen; er nannte sich ja deswegen den Weg, daß der Umgang mit dem Lehrer die Gestalt des Schülers würde."

So

So wäre es nun erwiesen, daß wir Jesum nachahmen sollen; aber wozu? Zu unserem Besten.

Die Nachahmung des Beyspiels ist ganz allgemeinnützig, und aus wahrer Liebe Gottes und bewundrungswürdiger Weisheit uns vorgeschrieben.

Der Weg, durch Beyspiele zu unterrichten, ist immer der leichteste und kürzeste. Man faßt nicht allein die damit gegebene Vorschrift deutlicher und anschaulicher, sondern wird auch leichter dadurch angeleitet, eine Regel auf das praktische Leben anzuwenden. Selbst in schweren und zweifelhaften Fällen, wo mehr Pflichten zusammenstoßen, ist oft die beste Entscheidung für unser Gewissen darinn zu finden, daß man sich an einen historischen Umstand aus dem Leben Jesu erinnert, der einige Aehnlichkeit mit dem unsrigen hat, und sich darnach bestimmt, was man im gegenwärtigen Falle zu thun oder zu lassen habe.

Das Beyspiel Jesu erleichtert auch die Ausübung des Guten, und giebt neuen und stärkern Antrieb dazu.

Man entschließt sich leichter, auch etwas Schweres zu unternehmen und auszuführen, wenn man sieht, daß auch Andere es gewagt haben; und ist unser Vorgänger gar unser Freund, unser Wohlthäter, ein Mann, für den unser Herz die größte

Hoch-

Hochachtung und Liebe hegt, so wird das Verlangen, ihm ähnlich zu werden, ein starker Antrieb, auch das Schwerste zu wagen, und der Gedanke, ihm durch Nachahmung unsere Achtung und Liebe zu erkennen zu geben, macht den Entschluß nicht nur fester, sondern seine Ausführung auch leichter, und selbst angenehm.

Endlich liegt auch ungemein viel Tröstliches in dem Beyspiel Jesu, welches seinen Nachfolgern allemal um so viel mehr zu Statten kommt, je getreuer und dankbarer sie ihn nachahmen.

Es ist schon ein, obgleich schwacher, Trost für Leidende, zu wissen, daß auch Andere mit gleichen Leiden beladen sind; und es sollte dem Nachfolger Jesu unter dem Druck seiner Leiden, keine Erquickung seyn, sich an sein Beyspiel zu erinnern, und sich zum Troste zu denken: „mich drückt Armuth und Noth, hat aber Jesus dieses Schicksal nicht auch von der Krippe bis ans Kreuz tragen müssen? Ich bin niedrig und gering, und bey meiner Rechtschaffenheit oft verachtet; mußte aber Jesus nicht immer auch dasselbe erfahren? Meine Leiden sind unsäglich, meine Schmerzen kaum zu tragen; litt aber Jesus, die Unschuld selbst, weniger Schmerzen bey seiner Geißelung, bey seiner Kreuzigung?" — Diese Aehnlichkeit gewährt schon natürlicher Weise Trost, auch bey aller sonstigen Unähnlichkeit mit Jesu.

Welchen Trost wird nicht erst die Seele desjenigen empfinden, der durch sein ganzes Leben in die Fußstapfen Jesu trat, und sich mitten in den herbsten Leiden sagen kann: „auch hierin bin ich meinem Erlöser ähnlich, daß ich mein Kreuz geduldig trage.“ Bey dieser Aehnlichkeit öffnet sich ihm eine frohe Aussicht in die Zukunft; denn er kann sich sagen: „Leide ich mit Jesu, so werde ich auch mit getröstet; dulde ich mit ihm, so werde ich auch mit herrschen, und sterbe ich mit, so werde ich auch mit leben, und, wie er, durch Leiden des Todes gekrönet werden mit Preis und Ehre!“

Sehet, m. Fr., welche herrlichen Vortheile uns die Nachahmung Jesu gewährt! O so lasset uns diese heilige Versammlung mit dem festesten Entschluß verlassen: Wir wollen unserem göttlichen Vorgänger nachfolgen bis zum letzten Hauch des Lebens. Amen.

Am

Am Ostersonntage.

Text. Unser für uns geschlachtetes Osterlamm ist Christus. 1. Kor. 5, 7.

Wir feyern heute das Auferstehungsfest Jesu Christi. Ein großes Freudenfest für uns Christen; sowohl wegen des glücklichen Ausgangs der Schicksale Jesu, als eines unschuldig Leidenden, als wegen des großen Einflußes, den diese Begebenheit auf unsere Beruhigung und Tugend hat.

Schon darum muß uns das Auferstehungsfest Jesu ein Fest der Freude seyn, weil durch die Auferstehung Jesu auch unsere künftige Auferstehung ist versiegelt worden. Ihr wisset es, daß unser Osterlamm Jesus auf dem Altar des Kreuzes für uns ist geschlachtet und gemordet worden; allein der unschuldig Gemordete siegte über Grab und Verwesung. So wie Jonas nur 3 Tage im Bauche des Wallfi-

sches vergraben blieb, so blieb auch Jesus, wie er es vorher gesagt hatte, nicht über drey Tage im Schooße der Erde; sondern trat am dritten Tage als Sieger des Todes aus seinem Grabe hervor.

Er ist der Erstling der Entschlafenen geworden, weil nehmlich er unter allen Todten zuerst, auch dem Leibe nach, ein unsterbliches Leben erlangt hat, und auf seine Auferstehung — wie Paulus versichert — wird die Auferstehung aller Gläubigen ganz gewiß erfolgen. 1. Kor. 15. Also auch wir werden einst wieder aus unsern Gräbern auferstehen, und zu einem neuen Leben hervorgehen.

Ich gedenke einen passenden Stoff zu meiner heutigen Rede zu wählen, wenn ich bey dieser Wahrheit stehen bleibe, und an dem Auferstehungstage unsers Erlösers mich mit euch von unsrer Auferstehung unterhalte.

Ich will euch auf das Wohlthätige, das in der Lehre von unsrer Anferstehung liegt, und auf die Pflichten, die sich aus derselben herleiten lassen, aufmerksam machen; schenket mir dazu eure Geistesgegenwart.

Abhandlung.

A. Die Religionslehre von unsrer künftigen Auferstehung hat für alle,

die

die die Zerstörung ihres Lebens im Tode fürchten, viel Beruhigendes.

Viele Menschen fürchten sich vor dem Tode wegen gewisser ängstlichen Vorstellungen, die sie sich von der Zerstörung des Leichnams im Grabe machen. Sie denken, so grauenvoll es ihrer Phantasie jetzt im Leben seyn würde, von Würmern und Maden verzehrt zu werden, eben so werde es ihnen nach dem Tode seyn. Diese Menschen vergessen es, daß ihre Vorstellungs- und Einbildungskraft nicht mit dem Leichnam im Grabe, sondern vielmehr in einem ganz andern, freyern, erhöhten Zustand seyn wird, wo sie sich um den abgelegten Körper nicht mehr bekümmern werden; ob ihn Maden oder Würmer verzehren, ob dies todte Fleisch und Knochengerippe verweset, davon empfindet der Körper nichts, und weiß die Seele nichts. Edlere, unsterbliche, durch das Licht des Evangeliums erleuchtete Wesen! vergesset doch nicht, was ihr seyd und seyn werdet. Haltet euch doch mit eurer sterblichen Hütte nicht für Einerley. Eine Leiche ist nicht ein Mensch, so wenig die abgestreifte Haut oder das Gespinst des entschlüpften Schmetterlings eine Raupe oder ein Schmetterling ist. Ja, jetzt ist dieser Leib euer Leib, des Geistes Werkzeug; diese Sinne führen euch jetzt Empfindungen und Vorstellungen zu, die eure Geisteskraft in Thätigkeit setzen: aber nur jetzt, so lange es euer Leib ist. Nach dem Tode ist es

euer

euer gewesener nun abgelegter Leib, der aber nach der Versicherung unsrer heiligen Religion in einen ganz neuen und herrlicheren Leib umgeschaffen werden, und einst zu einem neuen Leben aus dem Grabe hervorgehen soll. Höret nur, wie deutlich sich der Apostel über diese wichtige Wahrheit ausdrückt: „Wenn das letzte Weltgericht durch den Allmachtsruf Gottes wird bekannt gemacht werden, so werden die Verstorbenen mit einem unverweslichen Leibe aus ihrem Moder hervortreten, und da wird unsere Verwandlung vor sich gehen; denn das Verwesliche muß nothwendig in Unverweslichkeit, und das Sterbliche in Unsterblichkeit übergehen." 1. Kor. 15, 52. 53.

Bey dieser herzerhebenden Versicherung verändern sich unsere Gräber mehr in Verwahrungsörter, und die Gottesäcker in von Gott besäte Felder, wo unsere Leichname der Unverweslichkeit entgegenreifen. Durch den Gedanken an unsere Auferstehung kann man den im Sterben nahe liegenden Gedanken: „Ich soll nun ein Haus, in dem ich so lange gewohnt habe, verlassen," leicht niederkämpfen; denn wenn wir ein Haus verlassen, ist es nicht mehr für uns zur Wohnung tauglich, es ist zu sehr verfallen. Eine schlechtere Wohnung vertauscht man gern gegen eine bessere, weil man bey diesem Tausch gewinnt. Wird das alte Haus niedergerissen, so soll ja aus dessen Ruinen ein besseres hervorgehen. Wenn es uns auch

zu-

zuweilen im alten Hause wohl war, so war uns doch nicht alles in demselben recht, z. B. Krankheiten, Schmerzen u. s. w. Die neue Wohnung wird aber gar keine Unbequemlichkeiten für uns haben, und unsrer künftigen Bestimmung angemessen seyn. Wer wollte sie nicht gern beziehen, und mit Paulus sagen: „Wir sind sehr gleichgültig, wenn die irdische Wohnung unsers Körpers zerstöret wird, weil wir versichert sind, daß unser Geist nach dieser Zerstörung einen weit vollkommenern Leib zu seiner Wohnung bekommen wird, eine Wohnung, nicht von Menschenhänden aufgeführt, sondern von ewiger Dauer im Himmel." 2. Kor. 5, 1.

Wie könnten also wir Menschen unwillig diese Hütte ablegen wollen, die wir so ganz verherrlicht wieder erhalten sollen.

Nie ist uns noch angst geworden, wenn wir die Sonne untergehen sahen, weil wir vorherwissen, daß sie wieder aufgehen wird, und wir wollten, wenn unsere Lebenssonne untergeht, um unsern Leib besorgt seyn, der doch einst herrlich aus dem Grabe wieder hervortreten soll? — Mag denn auch das Feuer der Augen verlöschen, die Rosen der Wangen verwelken, das Roth der Lippen erblassen, die Glätte der Haut runzeln, das Haar des Haupts sich bleichen, und der gerade Körper zum Grabe sich krümmen, als Christ

schau-

schaure man vor dem Grabe nicht, und verliere nicht seine Fassung, wenn die letzte Stunde schlägt.

B. Verbürgt uns die Religion die große Wahrheit, daß unser Leib einst aus dem Grabe auferstehen wird, so soll uns nicht viel daran gelegen seyn, wo wir begraben werden.

Es giebt Menschen, die sich in ihrem Leben mit dem Gedanken abhärmen: „Vielleicht wird dein Körper einst von den Wellen des Wassers verschlungen — vielleicht vom Feuer aufgezehrt, und meine Asche in die Luft zerstreut — oder müssen meine Gebeine sonst auf einem ungeweihten Orte modern.“ —

Du, den diese oder ähnliche Gedanken darniederbeugen, schöpfe Trost aus der Lehre von der künftigen Auferstehung unsrer Leiber, und denke: „es ist gleich viel, wo man einst deinen irdischen Uiberrest begräbt, und ob er ganz oder getrennt in der Erde verweset.“

Gott, der Welten mit einem Wink schaffen kann, kann das, was zu unserm künftigen Leibe etwa gehörte, aus den Flammen, aus dem Meere, oder aus der Erde, oder wie es sonst zerstreuet ist, sammeln. Das, was für die bessere Welt nicht taugt, brauchst du ja ohnedem nicht wieder. Es ist gleichsam ein altes, ab-

genutztes und zerrissenes Kleid. — Wirst du dich wohl um dessen Schicksal bekümmern? Dehne also deine Eitelkeit nicht bis auf dein Begräbniß hinaus. Es wäre freylich unbillig, wenn deine zurückbleibenden Freunde die Hütte, in der dein unsterblicher Geist wohnte, mißhandelten; allein schaden könnte dir es doch nicht. Entweihe doch dein Testament nicht durch die Eitelkeit, daß du es deinen zurückbleibenden Freunden vielleicht zur unnachläßlichen Pflicht macheſt, daß sie dich recht prächtig und mit großem Kostenaufwand sollen begraben lassen. Du sollst ja als Christ längst über diese Kleinigkeiten hinweg seyn.

C. Drückt Christusreligion unserm Glauben an die Auferstehung unsrer Leiber das Siegel der Wahrheit auf: so freuen wir uns unsers künftigen bessern Leibes, da er unsündlich seyn, und sich zu den Beschäftigungen des bessern Lebens mehr schicken wird, als der verwesliche Leib, den jetzt unsere Seele bewohnt. Paulus versichert uns ja, daß, wie wir hier jenen ersten zum irdischen Leben erschaffenen Menschen ähnlich gewesen sind, so werden wir dort nicht diesem, sondern dem jetzt im Himmel herrschenden Menschen (Christo) auch in Absicht unsrer Leiber ähnlich seyn. 1. Kor. 15, 47 — 49.

Wer weiß es nicht aus eigener Erfahrung, wie oft sich der Leib gegen den vernünftigen Geist sträubt, wie oft er der Seele in Ausübung der Tugend Schwierigkeiten macht, und Hindernisse legt? Einst, wenn wir einen verklärten Leib besitzen werden, fällt diese gegenwärtige Einschränkung der Seele durch den Leib weg. Auch wird die künftige Seligkeit sich wahrscheinlich auch auf unsern Leib erstrecken, und demselben manche Vortheile, angenehme Empfindungen und Würde verschaffen, dadurch wir höhere Grade der Seligkeit erreichen können, als es ohne dieselbe möglich seyn würde. Der aus dem Grabe auferstandene Mensch wird wenigstens übergehen von einem Zustand der Schwachheit in einen Zustand der Kraft, von einem Zustand enger Einschränkung in einen Zustand herrlicher Freyheit, von einem Leidenleben in ein Engelleben.

D. Wollen wir uns unserer künftigen Auferstehung mit Grund entgegen freuen, so müssen Seele und Leib sich dem Dienste Gottes weihn.

Wenn gleich die Leiden mit diesem irdischen Leibe aufhören werden, so wird doch eine Art von Leiden fortdauern, nämlich die, welche in der Beschaffenheit der in die Ewigkeit übergegangenen Seele ihren Grund hat. Wer den Geist nicht für jene Himmels-

melsfreuden bildet, der bereitet sich nothwendig Leiden zu. An diesen Freuden nicht Theil nehmen zu können, an höhern Vergnügungen keinen Geschmack zu finden, Gewissensvorwürfe zu fühlen, daß man seiner ganzen Bestimmung zuwider gedacht und gehandelt habe, in seiner Seele Leerheit zu bemerken, und sich nur vieler Beschuldigungen bewußt zu seyn, — dieß, so wie die lebhafte Vorstellung, die schmerzhaften Empfindungen des Elends, des selbst verschuldeten Unglücks — dieß muß ein peinliches Leiden werden und bleiben. Allein man kann demselben durch Frömmigkeit entgehen. Es ist daher dieß Aufforderung genug, unsere ganze Seele dem Dienste Gottes zu weihn.

Aber auch unsern Leib müssen wir als ein Werkzeug, wodurch wir uns und andern nützen, edel gebrauchen, weil wir künftig nicht nur der Seele, sondern auch dem Leibe nach glücklich zu werden wünschen, und weil gewiß die Art, mit welcher der gegenwärtige Körper behandelt wird, auf die Beschaffenheit und Brauchbarkeit des künftigen Einfluß haben wird. Wir dürfen ihn also nicht zur Hurerey gebrauchen, oder uns gebrauchen lassen, wodurch der Leib geschändet wird; denn er ist ein Tempel des heiligen Geistes. 1. Kor. 6, 19. Man entweihe also seinen Leib überhaupt nicht durch Sünde und Eitelkeit, sondern lasse denselben vielmehr der Seele als Werkzeug zum

Guten dienen. Weil ihr sowohl eurer Seele, als eurem Leibe nach ein Eigenthum Gottes seyd, so brauchet beyde zu seiner Verherrlichung, 1. Kor. 6, 20., dann werden sich bey eurer Auferstehung Leib und Seele triumphirend auf ewig wieder vereinigen. Amen.

Am

Am ersten Sonntage nach Ostern.

Text. Wer an den Sohn Gottes glaubt, erfährt die Kraft des Zeugnisses an sich. 1. Joh. 5, 10.

Noch immer ertönet von vielen Lippen die Klage, daß die Welt ein Jammerthal sey. Und noch immer will man es nicht einsehen, daß man durch diese Klage dem Schöpfer zu nahe tritt, dessen Erde voll seiner Güte ist. Wie zahllos sind die Freuden, die Gott dem Menschen in dieser Welt darbietet! Mit wie vielen und schönen Blumen bestreuet er unsern Pilgerweg durch dieses Erdenleben, um uns denselben angenehmer zu machen! Freylich ist es wahr, daß wir auf demselben auch Dornen und Disteln antreffen; aber der Blumen sind gewiß weit mehr. Das wollen aber viele nicht einsehen und gestehen. Sie übersehen hundert Freuden, die ihnen Gott darbietet, und haben keinen Geschmack für dieselben, und auch die Freuden, die sie genießen, kommen in keine Rechnung, sobald sie ein Ungemach oder eine Wi-

derwärtigkeit trifft. Bey einem einzigen trüben Tag vergessen sie hundert heitere Tage, die sie schon genossen haben.

So wie man manches Gute, das uns Gott schenkt, nicht erkennt: so setzt man im Gegentheil die Zahl der Uibel in der Welt weit höher an, als sie wirklich ist.

Wer seine eigenen und die Schicksale seiner Brüder mit aufmerksamen und unparteyischem Auge beobachtet, der wird finden, daß es so gar viele sogenannte Uibel nicht gebe, die aus der Einrichtung der Natur fließen, oder auf die Rechnung des Schöpfers müssen geschrieben werden. Aber die meisten Uibel ziehen sich die Menschen selbst durch ihre Sünden und Thorheiten zu, die sie vermeiden könnten, wenn sie die Religion Jesu zur Richtschnur ihres Lebens machten.

Möchten wir nur alle an den Sohn Gottes glauben, seine Religion annehmen und befolgen, und uns von der Hand dieses guten Hirten leiten lassen, dann würde uns Gottes Welt bald schöner vorkommen, wir würden sie nicht mehr für ein bloßes Jammerthal ansehen.

Von dieser Wahrheit möchte ich euch heute gern recht deutlich überzeugen, und das soll durch folgende

de zwey Sätze geschehen: Wer nach der Religion Jesu lebt, der genießt das wahrhaftig Gute besser in der Welt. — Wer nach der Religion Jesu lebt, der empfindet die sogenannten Uibel weniger in der Welt. Vernehmt meine Gründe mit aufmerksamen und unbefangenem Geiste.

Erster Theil.

Bey der Heiligkeit und Gemeinnützigkeit der Lehre Jesu muß man sich in der That wundern, warum sie nicht mehr wahre Verehrer zählt. Hievon mag wohl das eine Hauptursache seyn, daß man für diese Welt allzuviel zu verlieren glaubt, wenn man die Vorschriften der Religion zur Richtschnur seines Thuns und Lassens macht. Der Mensch wünscht um nichts in der Welt zu kommen, was seinen Sinnen schmeichelt, und ihm angenehm zu seyn scheint, mag es immerhin gefährlich und verboten seyn. Daher hegt mancher sinnliche Mensch das schädliche Vorurtheil, daß der Christ, der die Religion zur Sache seines Lebens macht, auf die meisten Vergnügungen Verzicht thun, und ein freudenleeres Leben führen müsse. Diese traurige Vorstellung benimmt ihm die Lust, sich dem Dienste der Religion zu weihn; er hält sich für glücklicher, wenn er sich an keine Vorschriften der Religion bindet, bloß der Sinnlichkeit fröhnt, und ungebunden das thun kann, was ihn sei-

ne Lüste und Begierden thun heißen. Ein solcher Mensch trügt sich aber selbst; denn in der That verlieren wir als ächte Religionsverehrer nichts, sondern genießen vielmehr das wahre Gute besser und vollkommner in der Welt.

Der Evangelist Johannes sagt: „Wer an den Sohn Gottes glaubt, d. h. seine Religion annimmt und befolgt, der erfährt die Kraft dieses Zeugnisses an sich, d. i. den überzeugt sein eigenes Gefühl und die Erfahrung von der Göttlichkeit Jesu und seiner Lehre. Wer seinen Wandel nach ihren Vorschriften einrichtet, kömmt nicht um die Welt; er genießt sie vielmehr am längsten.

a. Die Erfahrung kann uns diese Wahrheit am besten bestätigen.

Denket euch zwey Menschen von gleichem Körperbau, Kraft und Gesundheit, deren einer nach den Vorschriften des Christenthums lebt, der andere aber nicht. Welcher von beyden wird das edle Gut, die Gesundheit, länger genießen: der, der im Genuße dieser Welt ausschweift, sich an kein Gesetz der Mäßigkeit und Ordnung bindet, bloß seiner Sinnlichkeit freyen Zaum läßt; oder jener, der im Genuße der Nahrungsmittel und andrer Vergnügungen, bey Arbeit und Ruhe, Mäßigkeit und Ordnung beobachtet, und, frey von sklavischer Anhänglichkeit an das

Ir=

Irdische, weniger von Sorgen, Kummer, Aerger, Furcht und Schrecken gequält wird? Unstreitig der Letztere.

b. Ja, m. Fr., wer sein Leben nach den Vorschriften der Religion einrichtet, der genießt das Gute in der Welt nicht nur länger, sondern hat auch mehrere und größere Freuden.

Die Quelle der Freude und des Frohsinns versiegt bey dem wahren Verehrer der Religion nie; denn nie verursacht er sich, wie der Sklav der Sinnlichkeit, durch übermäßigen und ausschweifenden Genuß Ekel und Uiberdruß an irgend einem Vergnügen. — Seine bescheidenen Wünsche sind leichter zu befriedigen, wodurch die Ruhe seines Herzens ungemein gewinnt. — Er schöpft Freuden aus den Schönheiten der Natur; er genießt der Freuden der Freundschaft, die so sehr das Glück des Lebens erhöhen. Hiezu kommen noch die Freuden der Tugend und des guten Gewissens, und das süße Bewußtseyn, Gutes gethan oder gewirkt zu haben. Jede Uiberzeugung des Guten ist für den redlichen Christen ein Fest der Freude, — jede Verbesserung eines Fehlers, jedes Gefühl des Wachsthums an innerer Güte und Vollkommenheit, jeder Beyfall Gottes und seines Gewissens und die herzerhebende Hoffnung zu immer höherer Vollkommenheit und Glückseligkeit gewährt ihm so viele und süße Freuden, die der Lasterhafte gar

nicht

nicht kennt, und die doch unendlich mehr werth sind, als alle sinnlichen Vergnügungen, die oft schon im Genuße dahinsterben, Ekel, Reue, vergiftete Gesundheit und ein verwundetes Gewissen zurücklassen.

c. Freylich bleibt auch der beste Christ nicht ganz leidenfrey, aber seine heilige Religion gewährt ihm doch dabey den Vortheil, daß sie ihm seine Leiden zu einer Quelle der Freude macht.

Wenn der Verächter der Religion, der Sklav des Lasters bey seinen Leiden keinen Trost, keine Beruhigung findet; wenn ihn vielmehr sein eigenes Herz verdammt und ihm sagt: „Du leidest, was deine Thaten werth sind," da findet der Christ eine Quelle des Trostes in seinem eigenen schuldlosen Herzen, welches ihm sagt: „Du hast dir deine Leiden nicht durch Thorheit und Ausschweifungen zugezogen; sie kommen von der Hand des Vaters im Himmel, der dich eben darum züchtiget, weil er dich liebt." — Da findet er sich immer mehr zu Gott hingezogen, — seine Leiden beleben sein Vertrauen zu ihm, — dienen zur Verbesserung manches Fehlers und Erlernung reiner Tugend — verschönern die Aussicht in ein leidenfreyes und besseres Leben — spornen seine Kräfte an, — lehren manches Mittel zur Verbesserung seines Zustandes, und sind bey Freuden, was bey der Speise die Würze ist.

Sehet, m. Fr., so kommt der Christ nicht um das Gute in der Welt, er bringt vielmehr noch etwas davon mit in jene Welt; denn die Folgen von der weisen Anwendung seines jetzigen Lebens hat er dort auch zu genießen. So kann kein Kapital, dessen Zinsen immer wieder zum Kapital werden, das neue Zinsen trägt, sich vermehren, wie die Freuden des Christen immer neue Freuden erzeugen.

Zwar giebts auch viel Gefahren in der Welt, die der Vollkommenheit und Glückseligkeit nachtheilig werden können; aber an der Hand der Religion entgehen wir auch diesen Gefahren, und empfinden weniger Uibel; wovon ich euch jetzt noch zu überzeugen habe.

Zweyter Theil.

Ich habe es euch schon gesagt, m. Fr., daß die Zahl der sogenannten Uibel, die aus der Einrichtung der Natur fließen, lange nicht so groß ist, als die Zahl deren, die sich die Menschen selbst durch Sünden und Thorheiten zuziehen. Wenn es sich nun erweisen läßt, daß der Mensch, der nach der Religion Jesu lebt, Sünde und Laster überwindet, so können wir auch sicher behaupten, daß ihn weniger Uibel treffen, weil er die Quellen verstopft, woraus die meisten Uibel entstehn.

Siegt denn aber der, der sich von der Religion leiten läßt, wirklich über die Gefahren, mit welchen die Sünde der Unschuld und Tugend des Menschen drohet? Ja, m. Fr., dieß bekräftiget Johannes, wenn er sagt: „Wer aus Gott geboren ist — ein Mensch nach Gottes Sinne und Gesetzen geworden ist, — der überwindet die Welt, — entgeht allen diesen Gefahren, — und unser Glaube hilft uns die Welt überwinden, — führt uns glücklich durch alle Reizungen und Lockungen der Sünde unverletzt hindurch."

a. Was soll den, dem das Christenthum über Alles ist, zur Sünde verleiten? Böse Beyspiele, Lockungen oder Drohungen, der Mächtigen Sitten, und Gewohnheiten des großen Haufens? O nein! ihn schützt seine durch das Christenthum erlangte bessere Erkenntniß von Recht und Unrecht, ein gewisser edler Stolz, den der Gedanke: „Ich bin Gottes Kind, Freund, Erbe, Schüler, Nachfolger, Eigenthum Jesu," in ihm erweckt, die schon gemachten Erfahrungen von den Freuden der Tugend, und den traurigen Folgen der Sünde.

b. Oder sollen etwa die sogenannten guten Tage, die so viele Menschen nicht ohne Nachtheil ihrer Seele ertragen können, den warmen Christusverehrer dazu verleiten, daß er die Tugend verläßt, und in den Sold der Sünde tritt? Auch das nicht; er ist sicher

vor

vor dem Mißbrauch zeitlicher Güter, die er als Geschenk Gottes ansieht, und nach Gottes Absicht mäßig zu genießen, und weislich zu gebrauchen für Pflicht hält; auf diese Weise braucht er zwar die Güter dieser Welt, aber er mißbraucht sie nicht, wie es ihm seine heilige Religion vorschreibt. Er ist auch sicher vor Uibermuth in guten Tagen; denn er kennt höhere Freuden, als daß er sein Herz sklavisch an die irdischen hängen sollte.

Auch ist er Selbstverleugnung schon so gewöhnt, daß es ihm nicht schwer fällt, etwas aufzuopfern, was mit Wohlstand, Tugend und guten Sitten nicht bestehen kann. Heilig ist ihm in diesem Fall die Vorschrift seiner erhabenen Religion: „Aergert dich dein rechtes Auge, so reiße es aus, und wirf es weg; denn es ist vortheilhafter für dich, eins deiner Glieder zu verlieren, als daß dein ganzer Leib ins höllische Feuer geworfen werde. Aergert dich deine rechte Hand, so haue sie ab, und wirf sie weg; denn es ist besser, du verlierst eins deiner Glieder, als daß dein ganzer Leib ins höllische Feuer geworfen werde.“ Matth. 5, 29. 30. Den eigentlichen Sinn dieser Worte befolgt der wahre Christ pünktlich. Sollte es ihm gleich eben so viel Schmerzen kosten, die Begierde nach einer verbothenen Sache zu unterdrücken, als wenn er das rechte Auge

aus-

ausreißen, und die rechte Hand abhauen müßte, so thut er sich diesen Zwang an, und reißt sich von dem verführerischen Gegenstande los, um seines Heils willen, wie sich ein Kranker lieber ein Glied, wäre es auch das edelste, vom Leibe nehmen läßt, als daß er unverstümmelt sterbe.

c. Auch Elend und Noth können ihn nicht von der Liebe Christi trennen, und der Tugend untreu machen.

Einmal bleibt er schon von so vielen Uibeln frey, die sich Andere durch Thorheiten und Sünde zuziehen; und dann hält er auch manches nicht für ein Uibel, was irdischgesinnte und allzusinnliche Menschen dafür zu halten pflegen. So steht er es z. B. für kein Uibel an, wenn er sich in seinen Bedürfnissen einschränken, mit einem einfachen Mahl vorlieb nehmen, auf manches sinnliche Vergnügen Verzicht thun, im Schweiße seines Angesichts sein Brod erwerben, und nach Andern sich bequemen muß. Er betet in allen diesen und ähnlichen Fällen die weise Fügung des Himmels an; ist mit seinem Loose zufrieden, wenn es gleich nicht so glänzend, wie die Loose Andrer um ihn, ist. Und brechen wirklich Unglücksstürme über ihn herein, treffen ihn auch unverschuldete und noch so herbe Leiden — das ändert seine kindlichen Gesinnungen gegen Gott nicht im geringsten. Er küßt die Hand Gottes, die ihn schlägt,

weil

weil es eben die Hand ist, die ihm schon so viel Gutes erzeigt hat.

Liegt auch die Last seiner Leiden schwer auf ihm, so richtet ihn doch ein gutes Gewissen, ein Blick zum Himmel, das Andenken an die bessere Zukunft, an Jesus, den großen Vorgänger auf dem Wege der Leiden, immer wieder auf, wenn er zu sinken scheint.

So wird es euch einleuchten, daß der wahre Christ die eigentlichen Uibel in der Welt weniger empfindet. Könnt ihr nun noch einen Augenblick anstehen, ob ihr zur Fahne Jesu treten sollt oder nicht? Könnt ihr noch ein Bedenken tragen, ob ihr der christlichen Religiou huldigen sollet, oder nicht? O eilet in den Schooß dieser guten Mutter; reichet dieser Himmelstochter eure Hand, und lasset euch von ihr leiten — sie, oder keine, führt euch ins ewige Vaterland. Amen.

Am

Am zweyten Sonntage nach Ostern.

Text. Er vergalt nicht Schmähworte mit Schmähworten, drohete nicht unter den Leiden, sondern stellte alles dem gerechten Richter heim. 1. Pet. 2, 23.

Der Apostel Petrus schreibt in dem Briefe, aus dem ich meinen Kanzeltext zog, den Christen manche schöne Regel vor, wie sie sich in verschiedenen Verhältnissen betragen sollen. Unter andern wünscht er, daß sie sich von Schimpf- und Lästerworten enthalten möchten, und stellt ihnen zu diesem Ende unsern Herrn und Erlöser selbst zum Muster auf, der nicht Schmähworte mit Schmähworten vergalt.

Diese Verhaltungsregel ist auch für uns in Gottes Wort aufgezeichnet. Allein, wie groß ist nicht die Zahl deren, die sich gegen diese christliche Regel versündigen. Wie viele findet man nicht, besonders in der niedern Volksklasse, denen es schon zur traurigen Fertigkeit geworden ist, Andere mit Schimpfnamen

zu

zu belegen. Macht ihnen jemand etwas nicht gerade nach ihrem Kopfe, werden sie von einem oder dem andern durch Worte oder Thaten wirklich beleidigt, oder glauben bloß beleidigt zu seyn, so lästern und schimpfen sie denselben oft auf die pöbelhafteste Weise. Solche Menschen müssen es wohl gar nicht überlegen, wie tief sie unter ihrer Würde handeln. Oder entweihn sie etwa durch Schimpf- und Lästerworte ihre Würde als Menschen und als Christen nicht? O freylich! denn wer schimpft, der beweist, daß er nicht einmal ein vernünftiger Mensch, geschweige ein Christ ist. Hievon will ich euch heute überzeugen; vernehmt meine Gründe mit aufmerksamen Geiste, und ich hoffe, daß kein Schimpf- oder Lästerwort mehr über euere Lippen kommen wird.

Abhandlung.

A. Vielleicht dünkt es euch, m. Fr., zu viel gesagt, wenn ich behaupten will, daß der, der schimpft, nicht einmal ein vernünftiger Mensch seyn soll. Denkt aber nur der Sache etwas reifer nach, und ihr werdet meine Behauptung nicht ungegründet finden.

Wer einen gerechten Anspruch auf den Ehrentitel eines vernünftigen Menschen machen will, der muß auch einen guten Gebrauch von seiner

Ge-

gesunden Vernunft machen, und derselben gemäß handeln.

Nun laßt uns doch sehen, ob der, der schimpft, einen guten Gebrauch von seiner Vernunft macht.

a. Ein vernünftiger Mensch überlegt, was Schimpfworte sind, wo man etwas Böses von Andern redet, das entweder wahr oder nicht wahr ist. Dabey erwägt er, daß es schlecht sey, jemanden zu schimpfen, wenn auch das, was man Schimpfliches von Andern spricht, wirklich wahr wäre. Denn es ist immer dem Gesetz: „Was du nicht willst, daß dir Andere thun, das thue auch ihnen nicht," welches uns allen ins Herz geschrieben ist, zuwider. Der Vernünftige überlegt ferner, daß es noch schlechter sey, jemanden seine körperliche Gebrechen, Fehler, Dummheit, Armuth, Häßlichkeit u. d. gl. vorzuwerfen. Der vernünftige Menschenfreund, der alle seine Vorzüge, die er vor Andern hat, als unverdiente Geschenke des Himmels ansieht, ist darauf nicht stolz, und verachtet Andere, denen diese Vorzüge mangeln nicht, wirft ihnen ihre Fehler und Gebrechen nicht vor, sondern begegnet ihnen mit der liebvollsten Schonung, und sucht auf alle mögliche Weise ihnen ihren Mangel und ihre Gebrechen erträglicher zu machen. Er würde es sich nie verzeihen, und er würde auch wirklich seine Vernunft entehren, wenn er z. B. Andern ihr häßliches Gesicht, ihre elende Figur oder

an-

andere natürliche Fehler und Gebrechen vorwerfen und sie mit Schimpfnamen belegen möchte.

Der vernünftige Menschenfreund überlegt ferner, daß er am schlechtesten und unverzeihlichsten handeln würde, wenn er Andern gar etwas Schimpfliches andichtete, und das an ihnen schimpfen möchte, was sie gar nicht sind. Hält er es schon unter seiner Würde, dem Nächsten seine wirklichen natürlichen Gebrechen und Fehler vorzuwerfen, wie entehrend muß es nicht erst in seinen Augen seyn, wenn er jemanden etwas Schimpfliches andichten, und sich dadurch in die häßliche Klasse der Verleumder herabsetzen sollte?

Das alles erwägt der Vernünftige, und wird dadurch vom Schimpfen zurückgehalten, und das zwar um so mehr, weil er auch die Folgen überdenkt, die aus dem Schimpfen zu entstehen pflegen.

d. Der Vernünftige, der nie so leicht ohne alle Uiberlegung zu handeln gewohnt ist, überlegt es erst, wenn ihn ja eine Versuchung, Andere zu schimpfen, anwandelt, daß er wenn er Andere schimpfen möchte, sich selbst dadurch beschimpfen, seine Vernunft entehren, und sich zu einem schlechten Menschen machen würde.

Auch das bringt er mit in Anschlag, daß er durch Schimpfreden seinen Nebenmenschen kränken und be-

leidigen würde. „Was hast du davon", ruft ihm seine Vernunft zu — „wenn du Andere schimpfest; du erbitterst sie dadurch, und machst dir sie zu Feinden; schlägst ihre Herzen wunden — und wie verteufelt müßte dein Herz seyn, wenn du dabey Freude fühlen könntest, wenn du andere Herzen bluten machst! Welchen Nutzen bringt es dir, wenn du dir durch kränkende Schimpfreden die Herzen Anderer verschließest, und dich um die süße Freude des Geliebtwerdens bringst." Er giebt dieser wohlmeynenden Stimme Gehör, und kein Schimpfwort entweiht seine Lippen.

Der Vernünftige wird aus fremdem Schaden klug.

Die Erfahrung lehrt ihn, welche Schlägereyen und Prozesse schon aus Schimpfreden entstanden sind. Wie mancher, der seine Zunge nicht im Zaum halten, und sich nicht von Schimpfnamen enthalten konn, te, mußte sichs gefallen lassen, daß er von jenen, die er geschimpft hatte, bis aufs Blut ist mißhandelt und zerprügelt worden. Wie mancher Prozeß ist nicht schon durch ein einziges beleidigendes Schimpfwort veranlaßt worden! Welchen Verdruß, welche Laufereyen, welche Unkosten, welche schlaflose Nächte hat es diesen oder jenen, der Andere geschimpft hatte, nicht schon gekostet! Das alles überlegt der Vernünftige, und läßt sich dadurch vom Schimpfen zurückhalten.

Selbst

Selbst dann schimpft er nicht wieder, wenn er von Andern geschimpft wird; denn seine Vernunft, deren Stimme ihm heilig ist, sagt ihm, daß er durch die Schimpfreden Andrer gar nicht entehrt wird, sondern bleibt, wer und was er ist. Uiber dieß würde er, wenn er Schimfworte mit Schimpfworten vergelten wollte, nicht nur nichts verbessern, sondern vielmehr Oel ins Feuer schütten, die Gemüther würden immer mehr erhitzt, und der Streit unnöthiger Weise verlängert werden.

Sehet, Freunde! so denkt und handelt der Vernünftige in Betreff des Schimpfens. Nun stellt euch einen Menschen vor, der von allen dem das Gegentheil denkt oder thut, werdet ihr ihn wohl mit Recht einen vernünftigen Menschen nennen können; werdet ihr ihn nicht vielmehr in die Klasse der Unvernünftigen zählen müssen? Nicht anders! denn wer schimpft, beweist, daß er nicht einmal ein vernünftiger Mensch ist.

Und ihr könnet es schon zum Voraus wissen, daß ein solcher Mensch um so weniger den Namen eines Christen verdiene.

B Tausende nennen sich Christen, aber nicht alle sind dieses Namens werth. Nicht jeder, der durch die Taufe in die Gemeinde der Christen aufgenommen ist, und sich zur christlichen Religion be-

kennt, ist darum schon ein ächter Christ. Nur der hat Anspruch auf diesen rühmlichen Namen, der sein Leben nach dem einrichtet, was Jesus durch seine Lehren und Beyspiele uns gelehret hat.

Höret nur, wie deutlich sich hierüber der Lieblingsjünger Jesu, Johannes, ausdrückt. Wollen wir ein sicheres Kennzeichen haben, daß wir wahre Christen sind, so müssen wir thun, was er uns befohlen hat: denn sich für einen Christen ausgeben, und nicht befolgen wollen, was er uns in seinem göttlichen Gesetze zu befolgen vorgeschrieben hat, heißt lügen, und sich für etwas ausgeben, was man in der That nicht ist, das thut der rechtschaffene Mann nicht. 1. Joh. 2, 4. 5.

Wollt ihr euch nun überzeugen, m. Fr., ob der, der Andere schimpft, ein ächter Christ sey, so müsset ihr nur darauf sehen, ob er den Vorschriften Jesu und dessen Beyspiel gemäß, oder entgegen handelt. Findet ihr das letztere, so könnet ihr sicher schließen, daß er den Namens eines Christen nicht verdiene.

Was hält nun die Religion Jesu vom Schimpfen? Billigt oder verdammt sie es? Ohne Zweifel das letztere.

Ihr wisset es, daß die Bruderliebe ein Hauptgebot unsrer heiligen Religion ist, und versündigen wir uns nicht gegen dieses Gebot, wenn wir Andere schimpfen? Der Maßstab unsrer Bruderliebe soll die Liebe zu uns selbst seyn; wir sollen den Nächsten lieben, wie uns selbst; wir sollen ihm das nicht thun, was wir nicht wollen, daß uns Andere thun. — Und wünschen wir wohl, daß uns Andere schimpfen und lästern? Würden wir denen, die uns schimpfen, nicht mit Recht Mangel an Bruderliebe vorwerfen? Nicht anders! Wer Andere schimpft, dem fehlt es an Nächstenliebe, und folglich auch an dem Hauptkennzeichen eines wahren Christen.

Uiberdieß hat uns Gott durch den Apostel Paulus ausdrücklich warnen lassen: daß wir, wenn wir rechtschaffene Christen seyn wollen, alle Arten eines feindseligen Betragens gegen unsere Brüder, insbesondere das Schimpfen und Schmähen ablegen sollen. Koloss 3, 8. Wer nun schimpft, handelt der christlichen Vorschrift zuwider, und macht sich des Namens eines Christen unwürdig.

Wer ein wahrer Christ oder — was eben so viel ist — ein wahrer Jünger Jesu seyn will, der muß in dessen Fußstapfen treten, und nach seinem Beyspiel handeln. Und wie verhielt sich Jesus in Betreff des Schimpfens? Das hat uns schon der Apostel Petrus in meinem angeführten Kanzeltext

gesagt, wo es heißt: „Er vergalt nicht Schmähworte mit Schmähworten, drohete nicht unter seinen Leiden, sondern stellte alles dem gerechten Richter heim."

Wie oft ist dieser unser großer Vorgänger nicht von den boshaften Juden geschimpft worden; und doch schimpfte er nie wieder. Oft schwieg er zu allen Schimpfungen gänzlich still, und wenn er sich ja vertheidigte, so geschah es nie durch Gegenschimpfungen, sondern mit Sanftmuth und unwiderlegbaren Gründen. Wer nun seinen Nächsten schimpft, und Schmähworte mit Schmähworten vergilt, der ahmt das Beyspiel Jesu nicht nach, und ist folglich kein ächter Christ. Wer diesen rühmlichen Titel mit Recht behaupten will, muß sich vom Schimpfen enthalten, wie sich Jesus davon enthalten hat.

Hier dürfte aber vielleicht jemand den Einwurf machen und sagen: „Weder Jesus noch seine Jünger und Anhänger haben sich gänzlich vom Schimpfen enthalten. — Jesus schalt die Pharisäer ein ehebrecherisches Geschlecht, übertünchte Gräber und Heuchler — Paulus nennt die Galater unverständig — Petrus heißt den Magier Elimas ein Satanaskind — Johannes der Täufer nennt die Pharisäer Otternbrut" u. s. w.

Aus dem allen läßt sich noch nicht folgern, daß Schimpfen dem Christen erlaubt sey. Was Jesus in den angeführten Beyspielen that, war Folge seines Eifers in seinem außerordentlichen Lehramte. Konnte nicht Gott allen diesen Männern besondere Macht und Ansehen über den Menschen verliehen haben? Jesus war ja Gottes Sohn! Wie viel dürfen Regenten und Obrigkeiten vor allen Unterthanen voraus thun? Was jene Männer Gottes sagten, kam aus einem liebreichen und Gottes Ehre befördernden Herzen. Sie trieben nicht ihre, sondern Gottes Sache, und sahen nicht auf sich. Es geschah nicht aus Stolz, Bosheit und Rechthaberey, sondern aus einem gerechten Eifer, die Ungebesserten aus dem Schlafe der Sicherheit zu wecken, die sehr harthörig waren. Sie wußten sehr gut, welche sie vor sich hatten. Rühren dagegen unsere Schimpfworte nicht aus bloß leidenschaftlichem Unwillen, Stolz, Haß, Mißgunst und Rachgier her?

Es sey demnach fern von uns, daß wir das Schimpfen in Schutz nehmen, und vertheidigen sollten! Wir wollen dasselbe vielmehr als eine Sache verabscheuen, die der gesunden Vernunft sowohl als dem Christenthume zuwider ist. Amen.

Am dritten Sonntage nach Ostern.

Text. Ihr Knechte, seyd euren Herren mit aller Ehrerbietung gehorsam, nicht allein den gütigen und billigen, sondern auch den harten. 1. Pet. 2, 18.

In manchem Hause würde mehr häusliche Glückseligkeit zu finden seyn, wenn Herrschaften und Dienstboten sich einander das wären, was sie sich nach ihrer Bestimmung seyn sollten. Die Klagen, welche Herrschaften über Dienstboten, und Dienstboten über Herrschaften führen, werden in unsern Zeiten immer lauter und häufiger, und wo man Ursache hat, diese Klagen zu führen, verwelkt das häusliche Glück; so wie es im Gegentheil da um so schöner blüht, wo Herrschaften und Dienstboten mit einander in gutem Vernehmen stehen, wo jene auf diese sich ganz verlassen können, und diese bey jenen, wie Kinder bey ihren Eltern, sich wohl aufgehoben und gehalten finden.

Jene

Jene können hievon das gültigste Zeugniß ablegen, die das Gegentheil erfahren haben. Wenn eine sonst übel verwahrte Herrschaft einmal gut ankommt, dann heißt es: „Ist mirs doch in meinem Hause, seitdem ich brave Dienstboten habe, so ruhig und wohl, als ob ich im Himmel wäre" — und wenn ein Knecht oder eine Magd einmal einen harten Dienst mit einem guten vertauscht, dann sagen sie: „Nun will ich mich — wenn ich gleich noch so viel und schwer arbeiten müßte — so leicht nicht wieder wegbringen lassen."

So können Herrschaften und Dienstboten sich wechselseitig glücklich machen, wenn nur jeder Theil seine Pflichten erfüllt, die er dem andern schuldig ist.

Vielleicht seyd ihr begierig, diese wechselseitigen Pflichten kennen zu lernen? Das Christenthum befriedigt diesen euern Wunsch, und ertheilt sowohl für Herrschaften als Dienstboten die heilsamsten Vorschriften, mit denen ich euch heute näher bekannt machen will.

Zu diesem Ende will ich euch zeigen, worauf es ankommt, wenn Herrschaften und Dienstboten glücklich mit einander leben wollen. Erstens werde ich euch auf die Pflichten der Herrschaften gegen ihre Dienstboten und dann auf die Pflichten der Dienstboten gegen ihre Herrschaften aufmerksam machen.

Ich

Ich verspreche mir von euch ungetheilte Aufmerksamkeit.

Erster Theil.

Herrschaften, wollt ihr, daß euere Dienstboten durch getreue Erfüllung ihrer Pflichten euer häusliches Glück befördern sollen: so muß euer Bestreben dahin gehen, denselben Beobachtung und Ehrfurcht und nebst diesem auch Liebe und Vertrauen zu und gegen euch einzuflößen.

A. Sind euere Dienstboten einmal mit Hochachtung und Ehrfurcht gegen euch erfüllt, so wird dieß die heilsame Wirkung bey ihnen hervorbringen, daß sie dadurch vom Bösen zurückgehalten werden; euere Befehle erhalten in ihren Augen mehr Gewicht, und der Wunsch wird in ihnen aufgeregt, sich bey der geschätzten Herrschaft in Gunst zu setzen, und darin zu erhalten.

Nun kömmt es nur darauf an, wie und wodurch ihr Hochachtung und Ehrfurcht gegen euch bey euren Dienstboten erwecken könnet.

a. Vor allen müsset ihr euch immer vernünftig und christlich betragen, und den Untergebenen ein Vorbild werden, sowohl in den Pflichten des Menschen

schen und Christen überhaupt, damit sie nicht zu viel Fehler an euch entdecken, wodurch ihr euch und eure Befehle verächtlich machet, uud euch bey Gelegenheiten Vorwürfe zuziehet — als auch im häuslichen Leben: was Ordnung, Reinlichkeit, Thätigkeit, Sparsamkeit, Ehrlichkeit u. s. w. betrifft.

b. Nebst diesem dürfet ihr euch keine allzugroße Vertraulichkeit gegen eure Dienstbothen erlauben, die sich verächtlich macht, und Blößen giebt.

Es giebt Herrschaften, die gegen ihr Gesinde allzunachsichtig sind, weil sie dadurch dasselbe um so mehr an sich zu ziehen glauben. Allein die Erfahrung lehrt es, daß eine allzu große Nachsicht gegen das Gesinde schädliche Folgen nach sich zieht. Unter hundert Dienstboten kann kaum einer es ertragen. Die meisten mißbrauchen es, wenn man sie zu Vertrauten in heimlichen Angelegenheiten macht, sie durch übermäßiges Geldgeben an ein üppiges Leben gewöhnt, sie gar nicht, oder nicht gehörig beschäftigt; sie über sich herrschen, und alles ihrer Willkühr heimgestellt seyn läßt, sie zu unumschränkten Herrn über Cassen und Vorräthe macht, und in ihnen dadurch die Lust zum Betrügen erweckt, sich aller Gewalt und alles Ansehens über sie begiebt, sich mit ihnen zu allen übertriebenen Scherzen herabläßt; sie gegen alles vertheidigt, auch wenn man von ihrer Rechtschaffenheit nicht überzeugt ist, und

ihnen in allen unbilligen Dingen Recht giebt, und aushilft.

Hingegen müsset ihr so euer ganzes Betragen einrichten, daß das Gesinde wahre Hochachtung gegen euch empfinden könne; also müsset ihr ein wohlwollendes, aber ernstliches und gesetztes, und von steifer, hochmüthiger Feyerlichkeit immer gleich entferntes Betragen annehmen. In dem, was sie leisten, müsset ihr auf Ordnung und Pünktlichkeit dringen, und sie nur nach ihren Verdiensten, nie aber übertrieben belohnen. Im Anfange, wo Dienstleute gemeiniglich gut sind, müsset ihr nicht zu voreilig mit Lobsprüchen, Versprechungen und Geschenken seyn, sondern sie lieber eine Zeitlang in Ungewißheit lassen, damit ihr Eifer angespornt werde; dann nach und nach eure Zufriedenheit bezeigen, um sie aufzumuntern — und endlich, wenn sie auf dem guten Wege bleiben, auch besondere Belohnungen hinzusetzen. Wer aber gleich im Anfange zu freygebig ist, muß entweder immer höher steigen, oder sehen, daß der erste Eifer ermattet. Zieht er gar wieder etwas ab, dann ists noch schlimmer.

Ferner will ich Herrschaften gewarnet haben, ihren Dienstboten nie mehr von den Angelegenheiten des Hauses kund zu machen, als sie wissen müssen, um sich bey ihren Diensten darnach richten zu können; sie müssen ihnen nie erlauben, aus andern Häu-

sern

fern Neuigkeiten zu bringen, und sich durch Klätschereyen oder ungerechte Anschwärzungen ihrer Mitdienstboten zu empfehlen; vielmehr die Zudringlichkeit, womit sie sich zuweilen in alles mengen, einschränken. Vorzüglich müssen Eheleute den gewöhnlichen Fehler verhüten, daß es dem Gesinde nicht gelinge, zwischen ihnen selbst Uneinigkeiten zu stiften, und sich bey dem einen Gatten zum Nachtheil des andern ein allzu großes Vertrauen zu erwerben. Auf diese Art können sich Herrschaften bey ihren Dienstboten am sichersten Hochachtung und Ehrfurcht erwerben.

B. Nun haben Herrschaften nur noch darauf zu sehen, daß sie sich Liebe und Vertrauen ihrer Dienstboten verschaffen; denn haben diese einmal Liebe und Zutrauen zu jenen, so fallen ihnen ihre Dienstpflichten alle leichter, und sie erfüllen dieselben um so unverdrossener und besser.

Wollen aber Herrschaften die Liebe und das Zutrauen ihren Dienstboten gewinnen, so müssen sie dieselben liebe voll behandeln.

Liebe — sagt man — erwirbt Gegenliebe; das trifft auch bey Dienstboten ein; nur muß diese Liebe nicht in bloßen Worten, sondern in Werken bestehen. Herrschaften müssen durch ihr

Betragen gegen ihre Dienstboten zeigen, daß ihnen das Wohl derselben am Herzen liege.

a. Sie müssen für das Seelenwohl derselben Sorge tragen. Das wird geschehen, wenn sie ihre Dienstboten bey Fehlern und Vergehungen nicht gleich so hart anlassen und grausam behandeln; nicht Rache ausüben, sondern sie nur das Sträfliche ihres Verhaltens auf eine schickliche Art fühlen lassen, um sie zu bessern, nicht ungebührlich schelten, drohen und fluchen Ephes. 6, 9., sondern ernstlich und liebreich belehren, sie von bösen Gesellschaften, Müßiggange, Trägheit u. d. gl. abziehen, und zur Rechtschaffenheit, Treue, Sittsamkeit und Gottesfurcht anhalten.

b. Auch müssen Herrschaften im Leiblichen das Beste ihrer Dienstboten suchen. Sie dürfen dieselben nicht mit Arbeit überladen, müssen ihnen Kost und Lohn ordentlich reichen, — sie was nützliches lernen lassen, — zur Sparsamkeit und Ordnung gewöhnen, für ihren guten Namen sorgen, — sich ihrer gegen die, die sie unterdrücken wollen, annehmen, ihrer bessern Versorgung gar nicht hinderlich fallen, — bey bedenklichen Umständen Rath geben — in Krankheit nicht verlassen. —

Bey diesen und ähnlichen Beweisen der Liebe wird es Herrschaften an Liebe und Vertrauen des Gesindes nicht fehlen, und das Hauswesen wird dann allemal eher dabey gewinnen, als verlieren.

Nun laßt uns aber auch sehen, was Dienstboten von ihrer Seite zu leisten und zu beobachten haben, wenn sie mit ihrer Herrschaft vergnügt leben wollen.

Zweyter Theil.

Ich gestehe es gern ein, daß das Loos der Dienstboten mit manchen Beschwerden und Unannehmlichkeiten verbunden sey; allein verhalten sich dieselben nur wohl, dann werden sie wenig leiden, und was sie leiden, leichter ertragen können. Zu einem solchen Verhalten gehört:

a. Gehorsam und willige Befolgung der erhaltenen Befehle; besonders derjenigen, die ihr Dienst nothwendig macht.

Da sie Brod und Unterhalt von der Herrschaft annehmen, so müssen sie auch die Befehle von ihr annehmen; denn sie ist nach einem geschlossenen Vertrage ihre Gebietherin. Sie dürfen sich nie Einwendungen und Tadel gegen die Anordnungen der Herr-

schaft

schaft erlauben; denn dieß erregt nur Unwillen und Verdruß. Und wenn sie ja dann und wann eine vernünftige und wohlmeynende Gegenvorstellung machen wollen, so muß dieselbe mit Bescheidenheit und ruhiger Unterwerfung geschehen. Um sich den Gehorsam zu erleichtern, müssen Untergebene immer Hochachtung gegen ihre Herrschaft zu unterhalten suchen, und es demnach mit ihren Fehlern nicht zu genau nehmen, sondern bedenken, daß auch sie Menschen sind.

Uiberdieß müssen sie den üblen Nachreden ihrer Vorgänger kein Gehör geben, weil meistens Unzufriedenheit und Rache aus ihnen spricht, und das, was ihnen eine unangenehme Behandlung zuzog, verschweigen.

Doch versteht sichs bey alle dem, daß Dienstboten ihrer Herrschaft nur in solchen Dingen zu gehorchen schuldig sind, die nicht gegen Religion und Gewissen sind. Träte der Fall ein, daß ihre Herrschaft etwas Böses oder Unrechtes von ihnen forderte, so dürfen sie derselben nicht zu Willen seyn, sondern mit Joseph sagen: „Wie, sollte ich ein so großes Uibel thun, und den Herrn meinen Gott beleidigen?" Sie müßten Gott mehr als den Menschen gehorchen, und im äußersten Falle lieber den Dienst verlassen.

b. Ferner müssen Dienstboten ihre gewöhnlichen und ihnen aufgetragenen Arbeiten mit Emsigkeit und Fleiß verrichten. Sie müssen ihren Dienst mit ganzem Herzen abwarten, ohne muthwillige, leichtsinnige und träge Versäumung und Vertändelung der Zeit, und ohne Vernachläßigung und schlechte Ausrichtung der Arbeit. Sie müssen nicht nur dann arbeiten, wenn sie von ihrer Herrschaft beobachtet werden, sobald aber diese ihnen den Rücken zukehrt, die Hände müßig in den Schoos legen, oder verstohlener Weise die Zeit mit eigener Arbeit zubringen; nein, sie müssen auch dann, wenn sie das Auge der Herrschaft nicht bemerkt, so fleißig und so gut arbeiten, daß sie sich nicht nur des von ihrer Herrschaft verheißenen Lohns, sondern auch des Beyfalls Gottes würdig machen.

c. Mit ihrem Gehorsam und Fleiß muß auch Ehrlichkeit und Treue verbunden seyn, wenn sie sich das Wohlgefallen ihrer Herrschaft erwerben wollen.

Hierzu gehört nicht nur ein redlicher Eifer, die Dienste, die sie leisten, so vortheilhaft und nützlich als möglich, einzurichten, den erlaubten Vortheil der Herrschaft auf alle Weise und nach allen Kräften zu befördern, sondern auch dieselbe nie auf irgend eine Art, sie mag Namen haben, wie sie will, selbst nicht in Kleinigkeiten zu bestehlen und zu betrügen;

nichts Kupplerinnen, Postenträgern oder andern fremden Leuten zuzustecken, was ihre Herrschaft nicht wissen darf; auch wo sie es abhalten können, es nicht zu leiden, daß Andere ihre Herrschaft bestehlen oder betrügen, sondern unverführbar, ehrlich und aufs Beste ihres Herrn und ihrer Frau bedacht zu seyn.

d. Zum Wohlverhalten der Dienstboten gehört endlich auch Zufriedenheit und Genügsamkeit.

Das Gesinde darf nicht mehrere Vortheile verlangen, als es vermöge des mit der Herrschaft geschlossenen Vertrages zu erwarten berechtiget ist; was es aber außerdem erhält, das muß es auch jedesmal mit zufriedener Dankbarkeit annehmen.

Wollen Dienstboten in ihrem Dienste zufrieden und genügsam seyn, so müssen sie nicht immer auf Andere sehen, die es besser zu haben scheinen, entweder in der Arbeit, oder Nahrung, oder Lohn, oder Freyheit; — auch müssen sie sich nicht in geheime Verbindlichkeiten mit dem andern Geschlecht einlassen, oder sich von Modesucht und Hang zu übertriebenem Kleiderputz beherrschen lassen, wodurch ihre Bedürfnisse und Ausgaben vermehrt werden, und Versuchungen zur Untreue entstehen, oder doch der Dienst selbst lästig, die Arbeit zum Ekel, und der ganze Zustand unangenehm, und eine beunruhigende Sehnsucht nach engern Verbindungen erregt wird.

Wenn nun Dienstboten allen diesen Pflichten pünktlich nachleben, bey allem ihren Wohlverhalten aber doch noch unvermeidliche Leiden ihr Loos sind, so werden sie sich diese dadurch erleichtern, wenn sie nicht alles Unrecht auszufechten suchen, sondern lieber entweder gänzlich schweigen, oder sich mit Bescheidenheit und gelassen vertheidigen, ihre Leiden Gott empfehlen, und bedenken, daß alles nur eine Zeit währe, und denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Amen.

Am vierten Sonntage nach Ostern.

Text. Jede gute und vollkommene Gabe kömmt von oben herab, von dem Vater der Lichter, bey welchem keine Veränderung, oder auch nur Schatten einer Veränderung statt findet. Jak. 1, 17.

David hat recht, wenn er sagt, daß die Erde voll der Güte des Herrn ist. Ps. 103, 24. Uiberall in der Welt finden wir Spuren seiner Liebe und Güte, und wer sie zählen wollte, müßte auch den Sand am Meere zählen können.

Es ist zwar jede Jahrszeit ein Herold der Güte Gottes, aber keine macht uns mehr auf dieselbe aufmerksam, als der Frühling.

Er stellt uns mit seiner Schönheit und Pracht ein Gemälde der göttlichen Herrlichkeit vor Augen, wenn es uns sichtbar wird, daß der Schöpfer alles zu unserm Wohl und Vergnügen bereitet; alles ladet

uns

uns in dieser Jahreszeit um so vielmehr zur Freude ein, da eine andere vorhergehet, wo die Natur ihres Schmucks ganz beraubt ist. Man kann deshalb den Frühling besonders als einen Zeugen der göttlichen Güte ansehen.

Die Wahrheit, die uns Jakobus in der heutigen Epistel predigt, daß von Gott, dem Vater der Lichter, lauter gute und vollkommene Gaben kommen, die predigt uns auch die verschönerte Natur des Frühlings.

Ihr, meine Freunde, habt nun schon manchen Frühling erlebt; habt ihr aber auch jeden Frühling als einen Beweis der Güte Gottes angesehen? Vielleicht hat mancher dabey gar nicht an den Urheber der Natur gedacht.

Euch, liebe Landleute, die ihr eure Arbeiten meistens in der freyen Natur verrichtet, und eben darum um so mehr Gelegenheit habt, die Schönheiten des Frühlings zu bemerken, euch wäre es um so unverzeihlicher, wenn euch der Frühling noch nie auf die Güte des Urhebers der Natur aufmerksam gemacht hätte. Damit ihr euch dieses Fehlers wenigstens in Hinkunft nicht mehr schuldig machet, will ich heute mit euch eine Betrachtung über die Güte Gottes im Frühlinge anstellen, und euch erstens auf die Proben derselben aufmerksam machen, und dann

einige nützliche Lehren aus dieser Betrachtung herleiten. Gott segne mein Vorhaben, und ihr, Freunde, schenket mir eure ganze Aufmerksamkeit.

Erster Theil.

Keine Kreatur suchet den Schöpfer in dieser erquickenden Jahreszeit vergebens; fühlen und finden kann ihn der blödsichtigste Mensch; denn er ist zwar niemal fern von einem jeglichen unter uns, jetzt aber leben und weben wir sichtbarer in ihm, als sonst.

Der Winter schränkt uns auf den Umgang mit wenigen Menschen ein, und da sehen und hören wir nicht viel zu Gottes Lobe. Die schöne Jahreszeit aber, die auf den Winter folgte, wer kann da der Güte des Schöpfers entrinnen! Uiberall finden wir Spuren derselben; wir mögen unser Augenmerk auf die Natur selbst richten, oder auf den Eindruck merken, den sie auf uns macht.

Auf den allbelebenden Hauch des Frühlings steigt alles aus dem Grabe des Todes hervor, worein es der Winter gelegt hatte. Diese Bemerkung mag wohl freylich schon jeder, auch ohne mich, und für sich selbst gemacht haben; ich wünschte aber doch, daß das, was wir bemerkt haben, und noch bemerken, in ein

leb-

lebhaftes und bleibendes Gefühl der Güte Gottes übergienge.

Faßt deshalb, m. Fr., alles in eine Erinnerung zusammen. Denket zurück, wie traurig die ganze Natur noch vor wenigen Wochen aussah! Alles war noch erstorben; da war kein Laub, kein Gras zu sehen; Waldungen, Fluren und Wiesen waren noch in eine Schnee- und Eisdecke eingehüllt. Jetzt prangen unsere Felder und Wiesen in dem schönsten Grüne; an den Bäumen brechen Blätter und Blüthen hervor; die Erde wimmelt von verschiedenem Gewürme; die Luft ertönet von den Tönen befiederter Sänger, — es rauscht und regt sich alles, wie es Ezech. 37. heißt: „und die Todten stehen auf."

Wir selbst, m. Fr, die wir doch auch bisher in einer rauhen Jahreszeit geschäftig lebten, fühlen uns gleichsam neugeboren; der Kranke richtet sich auf, und schöpft Hoffnung zum Leben. Das ist nun freylich eine Folge vom wärmeren Sonnenschein, von sanftern Lüften und erquickenden Regen, die in dieser Jahreszeit eintreffen; aber wer hat dieß so geordnet? Wer hat der Sonne eine solche Laufbahn vorgezeichnet, daß sie in dieser Jahrszeit mehr Wärme verbreitet? Wer traf die Einrichtung, daß Wärme die schlafenden Kräfte der Natur erwecket? War dieß nicht Gottes Güte? „Ja, er wässert" — wie der gekrönte Prophet sagt — „die Berge aus seinem hohen Wohnsitze; mit Früchten die er hervorbringt, wird die Erde gesät-

sättiget. Er läßt Gras wachsen für die Thiere, und Kräuter durch die Arbeit der Menschen. Er sorgt, daß die Bäume voll Saft stehen, die er gepflanzt hat, und daß die Vögel darinnen nisten." Ps 103.

Um euch von Gottes Güte im Frühlinge noch mehr zu unterrichten, sehet auch darauf, wie mannigfaltig die Freuden sind, die er uns im Frühlinge schenkt, und wie gut er es schon darum mit uns meynt, daß er deren Genuß auf eine längere Zeit ausdehnt. Im Frühlinge bereitet der gütige Schöpfer Vergnügen für jeden unsrer Sinne.

Unser Auge erfreuet das schönste neue Grün, worinn Wald und Erde gekleidet sind. Wie schön ist nicht alles mit Blüthen und tausendfach schattirten Blumen durchwirkt, damit unsere Augen durch ein ewiges Einerley nicht möchten ermüdet werden! Statt daß wir ermüden sollten, verweilen wir gar zu gern in solchen Gefilden. Wir stehen da stille, bewundern und sagen: „Man kann sich nich satt sehen."

Unser Ohr ergötzt das vermischte Freudengeschrey der Thiere in Feldern und Wiesen; sonderlich aber die laut wirbelnde Harmonie der Vögel. Unser Gefühl stärken und erquicken sanftere Lüfte; unsern Geruch laben balsamische Düfte von Kräutern und Blumen. Und wächst gleich für unsern Geschmack noch kein wohlschmeckendes Obst, so sind doch schon Kräu-

ter und Gemüse vorhanden, die unser Blut mit gesunden Säften erfrischen, und den darin liegenden Stoff mancher Krankheiten ersticken. —

Ist das nicht alles Güte? Bedenket doch, wir könnten und müßten leben ohne alles das. Ohne Blumen wär' es genug an Wermuth, Nesseln und einigen andern Heilkräutern; die Baumblüthe könnte ohne allen Geruch seyn; statt der, unsern Augen so zuträglichen, grünen Farbe, könnte blendendes Roth, oder ekles Schwarzgrau die Farbe der Saaten und Blätter seyn; Vögel könnten stumm seyn, wie einige unter ihnen zu unsrer Erinnerung auch sind; oder Nachtigallen könnten ja schreien, wie der Pfau, Lerchen zischen wie die Eule, und die Wachteln heulen wie der Uhu. Und wozu bedarf es des Obstes? So war denn das alles mit zu unserm Vergnügen besorgt! Wir sollten nicht nur leben, sondern auch fröhlich leben. — Welche Güte!

Bringet nun auch das noch mit in Anschlag, daß diese Frühlingsfreuden nicht auf einen oder wenige Tage eingeschränkt sind. So wie Gott in der ersten Schöpfung durch das Machtwort: „Es werde!" Gras, Kraut und fruchtbare Bäume entstehen ließ, so könnte seine Allmacht dieß auch jetzt noch thun. Wo bliebe aber da das Vergnügen, das er uns durch einen längern Frühling gewährt! Damals waren noch keine Zeugen seiner Güte da, die

seine Werke im Entstehen und Wachsen bewundern konnten; — jetzt sind mit Vernunft begabte Wesen da, die darauf achten können. Er spricht deswegen mit jedem neuen Morgen: „Es werde!" führt täglich neue Gegenstände hervor, woran sich unsere Sinne weiden. Das Erste, womit er uns gleich beym Wechsel des Frühlings mit dem Winter außer Sorgen setzt, sind unsere Saatfelder. Unser Herz wird leichter, wir sind froh, wenn wir sehen, daß diese bey aller Härte des Winters unversehrt erhalten worden sind.

Bald darauf eröffnet er uns Schauplätze des Vergnügens in Weinbergen, in Gärten. Und wer findet hier nicht täglich etwas Neues, das vor seinen Augen aufsproßt!

Sehet, m. F., so laut prediget uns der Frühling Gottes Güte. —

Nun laßt uns daraus einige nützliche Lehren ziehen.

Zweyter Theil.

a. Das Erste, was die Betrachtung der Güte Gottes im Frühlinge bey uns hervorbringen soll, ist — dankbare Freude.

Freu-

Freude erweckt diese lachende Jahrszeit schon an sich. Auch der Gedankenlose, der Gottesvergeßne fühlt sich aufgeheitert und zum Vernügen gestimmt, wenn er in die schöne Natur tritt. Damit zeichnet er sich aber vor andern vernunftlosen Geschöpfen nicht aus. Auch das Lamm hüpft vergnügt auf seinen Triften, und das Geblöcke der Heerden tönet fröhlicher auf junger Weide. Unsere Frühlingfreude soll eigentlich eine Freude über Gottes Güte werden, und alle Annehmlichkeiten, die wir in dieser Jahrszeit genießen, sollen uns zurückführen auf den Vater der Lichter, der sie uns gewährt, unser erfreutes Herz soll von heißem Dank gegen diesen Urquell aller Freuden überfließen. Welche Auffoderung zum freudigen Dank finden wir nicht in der Natur! und doch bleibt manches Herz kalt, und mancher Mund stumm gegen den Urheber der Natur. „Betracht mich doch" — rufen wetteifernde Blumen — „sieh, o Mensch! so schön hat uns Gott für dich gebildet." Umsonst, der Flatterhafte geht vorüber. — Aber gleich als ob diese kleinen bunten Redner ihn aufhalten wollten, so hüllen sie ihn in ihren balsamischen Duft ein. Ihr süßer Geruch verfolgt ihn, und bittet: „O Mensch! empfinde doch die Güte deines Gottes!" Umsonst, der Unempfindliche eilet fort. Aber der Allgütige verfolgt ihn noch immer. — Dort schütteln Bäume ihre Blüthen wie Schneeflocken auf ihn herab, und machen Miene, ihn zu verschütten, wofern er nicht Gott loben wolle. „Sieh

doch

doch her, Undankbarer lispeln sie" — erdrückende Lasten von Obst wollen wir für dich tragen, bete nur unsern Schöpfer an!" — „Bet' unsern Schöpfer an, hallet der Vögel Gesang von Zweigen tausendfach nieder!" Umsonst! der stumme Mensch setzet die Jagd seiner Sinne fort, und will selbst angebetet seyn. Jedoch endlich wirft er sich am Abend auf den Rasen hin, und höret den Schlag der Nachtigall. — Aber, Sünder! verstehst du sie auch? Sie klaget in girrenden Tönen über deinen Kaltsinn gegen Gott, und dann schmettert sie dir in feurigen Tönen vor, wie brünstig du deinen Schöpfer erheben sollst. — Die Lerche wirbelt dem Schöpfer ihr Danklied für jeden neuen Frühlingsmorgen, und der Mensch, der mit Vernunft begabte Mensch, der König der Natur, steht mitten in Freuden des Frühlings da, und kein Dank steigt aus seinem kalten Herzen zur Urquelle aller Freuden empor! Welche Schande für die Menschheit! Beim lauten, frohlockenden Getümmel der Schöpfung stumm zu seyn, ist Hochverrath und halsstarrige Fühllosigkeit. Nichts als göttliche Wohlthaten einathmen, allenthalben die Macht und Weisheit sehen und fühlen, im Sonnenschein sich wärmen, und dennoch kalt und gedankenlos bleiben, und sich nicht seines Gottes freuen — höher kann Undank und Sünde nicht getrieben werden. Das heißt: mit der Eule im verfallenen Gemäuer sitzen, und den Tag verschlafen. Der Frühling bewirthet uns prächtig,

aber

aber gewiß auf unsere Kosten; wer nicht mit Dank bezahlet, muß künftig mit Gewissensbissen bezahlen.

O so laßt uns denn, m. Fr., mit frohen Herzen Gott für die Freuden des Frühlings danken.

b. Laßt aber euern Dank nicht in bloßen Worten bestehen.

Der beste und angenehmste Dank, den wir Gott für die Freude des Frühlings leisten können, ist unstreitig der, wenn wir uns bestreben, ihm für die Freude, die er uns im Frühlinge macht, wieder Freude zu machen, und ihm zum Wohlgefallen zu leben. Dieß wird geschehen, wenn wir das werden, wozu er uns machen will. Er will uns aber gern zeugen und erneuern nach seinem Willen durch das Wort der Wahrheit, daß wir Erstlinge seiner Kreaturen die besten und schönsten unter seinen Geschöpfen werden sollen Er will uns deshalb (nach Hos. 14.) mit seinem göttlichen Worte ein Thau werden, daß wir sollen blühen wie die Rosen, und grünen wie Tannen. Die Früchte des Geistes sollen an uns hervorwachsen: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaub, Sanftmuth, Keuschheit. Erzielt Gott diese Früchte an uns, dann machts ihm eben die Freude, eben das Wohlgefallen, als wir an den Abdrücken seiner herrlichen Eigenschaften in der Natur empfinden.

O so müsse uns dann der Anblick jeder Schönheit auf Feldern und in Gärten eine Reizung seyn, im Guten zu wachsen. Laßt uns deswegen das Wort, das in uns gepflanzet ist, mit Sanftmuth annehmen, damit es, als ein göttlicher Same, jene Früchte des Geistes hervortreibe.

c. Endlich muß uns diese Betrachtung der Güte Gottes im Frühlinge ein Antrieb werden, daß wir nach dem ewigen Genusse derselben trachten.

Der gute Vater im Himmel giebt uns hier in diesem Pilgerlande nur einen Vorschmack von bessern Freuden, die er dort in unserm Vaterlande für uns aufbehalten hat. Hier ist alles nur vorübergehend: die Blüthen fallen ab, das Gras verwelket, und in wenigen Monaten sehen wir alles wieder so öde, so traurig, so erstorben, als es vor kurzem war. Ja! ein einziger Nachtfrost, ein schädliches Gewitter, eine Wasserfluth kann unsre jetzigen Freuden vernichten, und uns die angenehmsten Hoffnungen rauben. — Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, wo uns ein unverwelkliches Erbe aufbehalten ist. Deren Freuden, m. Fr., wollen wir uns durch einen thätigen und tugendhaften Glauben versichern. Schmecken und fühlen wir es hier in der schönen Jahrszeit des Frühlings, wie freundlich der Herr ist, so laßt uns vom Kleinen aufs Große schließen.

Ist die Erde schon so schön, was wird nicht erst der Himmel seyn. Dieser Gedanke helfe uns jede Lust zur Sünde niederkämpfen, die uns um den Himmel bringen will. Dieser Gedanke schwebe unserer Seele im Kampfe der Tugend vor. Finden wir Schwierigkeiten auf ihrem Pfade, fällt uns dieses oder jenes Opfer schwer, welches wir der Tugend bringen sollen, dann laßt uns denken: „Der Himmel ist alles werth.“ Amen.

Am

Am fünften Sonntage nach Ostern.

Text: Seyd Thäter des Wortes, und nicht Hörer allein, sonst hintergeht ihr euch selbst. Jak. I, 22.

Wer auf sich selbst und andere Menschen aufmerksam ist, der wird leicht die Bemerkung machen können, daß die Eigenliebe den Menschen oft zu betrügen pflegt. Dieß thut sie besonders dann, wenn es auf die Entscheidung unsers innerlichen Werthes oder Unwerthes ankommt. Wenn ich jetzt an euch alle die Frage stellen möchte, ob ihr wahre Christen seyd, so würde wahrscheinlich jeder diese Frage bejahen, und sich für einen ächten Christen halten, obschon er es in der That nicht ist. Es ist ausgemachte Sache: daß zum wahren Christenthum nicht nur Erkenntniß der Lehren Jesu, sondern auch eine genaue Befolgung derselben erfordert wird. Denn es wäre der gröbste Selbstbetrug, wenn sich jemand bloß darum für einen wahren Christen halten wollte, weil er mit den Leh-

ren Jesu bekannt ist, obschon sein Wandel mit diesen erkannten Lehren in Widerspruch steht. Daher giebt der Apostel in dem vorgelesenen Texte die Ermahnung: „Seyd Thäter des Wortes und nicht Hörer allein, sonst hintergeht ihr euch selbst. So grob und auffallend indeß ein solcher Selbstbetrug ist, so leicht ist es doch, darein zu fallen. Im Allgemeinen ist es zwar leicht, zu erkennen und zu behaupten: „Wer bloß Hörer und kein Thäter des Worts ist, betrügt sich selbst, wenn er sich für einen wahren Christen hält;" in der Anwendung aber auf einzelne Personen, und sogar auf sich selbst, ist es fürwahr nicht so leicht, als man denkt mit Grund zu wissen und zu behaupten: der und der Mensch ist ein bloßer Hörer des Wortes, aber kein Thäter. Denn welcher Bekenner der Lehrer Jesu, wenn er nicht ein ganz offenbar lasterhafter Mensch ist, lebt so durchaus böse, daß er nicht wenigstens in einem oder dem andern Stücke ein Thäter des Wortes wäre? Und welcher Christ ist wohl so vollkommen, daß er es in gar keinem Stücke am Thun zuweilen fehlen ließe? Hier liegt die Quelle des Selbstbetrugs. Man hat nicht ganz und gar nichts Christliches; man hat aber auch nicht alles — und so mischt sich die Eigenliebe ins Spiel, legt aus blinder Parteylichkeit unserem Etwas vom Guten einen allzuhohen Werth bey, vergleicht uns mit Andern, die schlechter sind, und so ist der Selbstbe-

trug gespielt. — Der bloße Hörer des Worts hält sich für eben so gut, als ob er ein Thäter desselben wäre.

Aber sollten sich denn gar keine Kennzeichen angeben lassen, wodurch sich ein bloßer Hörer des Worts von einem Thäter desselben, oder das Scheinchristenthum von dem wahren unterscheiden ließe? Uiberhaupt wohl; aber immer schwer bleibt es, diese Kennzeichen in einzelnen Fällen auf einzelne Personen anzuwenden. Immer läuft man hierbey noch Gefahr, sich selbst zu betrügen. Der sicherste Weg, den man zur Verhütung dieses Selbstbetrugs einschlagen kann, bleibt immer der: wenn man verneinend zu Werke geht, und deutlich bestimmt, was ein Christ nicht an sich haben darf, wenn er nicht nur dem Namen, sondern dem Wandel nach ein Christ seyn will.

Eben diesen Weg will ich jetzt einschlagen, und euch einige Kennzeichen angeben, woraus man mit Grund auf einen ganz unchristlichen Sinn und Wandel eines seynwollenden Christen schließen kann. Vernehmet diese Kennzeichen mit ungetheilter Aufmerksamkeit.

Abhandlung.

Ich habe es euch versprochen, euch mit den Kennzeichen eines unchristlichen Sinnes und Wandels

dels bekannt zu machen. Ich will mich dabey genau an den Brief des Apostels halten, aus dem ich meinen Text gewählt habe, und eben das soll die Kennzeichen, die ich euch angeben will, in euern Augen um so gewichtvoller machen.

A. Das erste Kennzeichen, woraus man an einem Menschen einen ganz unchristlichen Sinn und Wandel erkennen kann, ist der Mißbrauch oder Nichtbrauch des göttlichen Worts.

Wenn nach dem Ausspruch des Apostels schon der kein wahrer Christ ist, der ein bloßer Hörer des Worts, und kein Thäter ist, so verdient ja der um so weniger den Namen eines wahren Christen, der nicht einmal ein Hörer ist, oder der das Wort Gottes nicht einmal lernen und wissen mag.

Und wie groß ist nicht in unsern Zeiten die Zahl deren, die das Wort Gottes geflissentlich nicht hören wollen! In den höhern Ständen halten es viele für allzu pöbelhaft und unter ihrer Würde, bey den öffentlichen Religionsvorträgen zu erscheinen; — in der niedern Volksklasse glauben mehrere schon alles gethan zu haben, wenn sie an Sonn- und Feyertagen, wo öffentlicher Religionsunterricht ertheilet wird, nur Messe hören; um die Anhörung des Wortes Gottes bekümmern sie sich weiter nicht. Wenn nun solche Leute nicht einmal an Sonn- und

Feyertagen, wo von andrer Arbeit geruhet wird, die Gelegenheit, öffentlich das Wort Gottes zu hören, benützen wollen, wie kann bey ihnen viel christlicher Sinn angetroffen werden? Das Hören des göttlichen Wortes macht freylich das wahre Christenthum nicht aus; wer aber auch das nicht mag, und nicht einmal lernen und wissen will, wie er als Christ gesinnt seyn, und was er thun oder lassen soll: wie ist es möglich, von dem zu erwarten, daß er ein Thäter des Wortes seyn werde?

Allein man kann fleißig die Kirche besuchen, keine Predigt, keinen öffentlichen Religionsunterricht versäumen, und demohngeachtet kein wahrer Christ seyn, wenn man nämlich diese äußerlichen Uibungen der Religion nur dazu mißbraucht, sich von den wesentlichen Pflichten los zu machen. Das sind die Menschen, von denen Jakobus sagt: „die sich dünken, sie dienen Gott.“ V. 26.

Viele scheinen leider! unter Religion und Christenthum nur das äußerliche Mitmachen der Religionsgebräuche zu verstehen, und nennen das Gottesdienst. Allein, wenn ich auch die Unschicklichkeit des von der alten Opferreligion entlehnten Worts nicht rügen will, da ja Gott unsrer Dienste gar nicht bedarf, sondern im Geiste und in der Wahrheit angebetet seyn will, so muß ich doch, wenn ich das Wort beybehalten will, sagen wie

Ja=

Jakobus: „dessen Gottesdienst ist eitel.“ Bloßes Hören des Worts, und Schwatzen von Religion und Christenthum ist ein Kennzeichen der Heucheley, d. i. des unchristlichen Sinnes und Wandels, den unser göttlicher Lehrmeister äußerst verabscheut, und darüber oft das Wehe! ausgerufen hat. Gottes Wort also nicht hören, noch lernen, oder nur darum hören und lernen, damit man Andere hintergehe und berede, man sey ein frommer Christ, oder ihnen Staub damit in die Augen werfe, damit sie unsere unchristlichen Werke und Schandthaten nicht sehen sollen, ist ein sicheres Kennzeichen eines unchristlichen Sinnes und Wandels. Und wer sich dieß zu Schulden kommen läßt, und sich doch für einen Christen hält, der betrügt sich selbst.

B. Ein zweytes nicht minder sicheres Kennzeichen eines unlautern Christenthums ist eine ungebundene Zunge.

Auch dieses Kennzeichen bestätigt Jakobus, wenn er sagt: „Wer seine Zunge nicht im Zaume hält, und sein Herz täuscht, dessen Gottesverehrung ist Blendwerk.“

Manchem wird diese Behauptung freylich übertrieben scheinen. Denket aber nur ernstlich darüber nach, und ihr werdet sie nicht ungegründet finden. Freylich ist der Mißbrauch der Zunge sehr allgemein,

und

und eben darum fallen die Zungensünden weniger auf; daraus folgt aber noch nicht, daß Zungensünden mit dem wahren Christenthum bestehen können.

Urtheilet selbst, m. Fr., wie Zügellosigkeit im Reden und Ungebundenheit der Zunge mit einer religiösen Denkungsart, oder nur mit einer vernünftigen und billigen Gemüthsart bestehen kann? Wenn ihr dieß mit unbefangenem Verstande erwäget, so werdet ihr es gern einräumen, daß es ein untrügliches Kennzeichen eines unchristlichen Sinnes und Wandels bey einem Bekenner der christlichen Religion sey, wenn er seine Zunge nicht im Zaum hält. Denn einmal zeigt es schon einen großen Mangel von Besinnen und Uiberlegen an, wenn man alles herausredet, was uns in den Mund kömmt. Besinnen und Uiberlegen sollte man aber doch am allerwenigsten bey einem wahren Christen vermissen. Hernach verräth der, der seine Zunge nicht im Zaum hält, daß es ihm an Selbstbeherrschung fehle, die doch zu unsrer Vervollkommung, die das Christenthum von uns fodert, unumgänglich nothwendig ist. Endlich zeigt es offenbar einen gänzlichen Mangel an Liebe, der Grundtugend des Christenthums, sowohl der Liebe gegen Gott als gegen den Nächsten, wenn ein Mensch sich alles über Gott und seine Mitmenschen zu reden und zu afterreden erlaubt, und seine Zunge so gar nicht im Zaum hält. Nein! ihr alle, die ihr mit eurer Zunge wider Gott murret, seine Regierung tadelt,

delt, ihn läſtert, fluchet, ohne Noth oder gar falſch ſchwöret, dem Nächſten die Ehre raubet, durch Klätſchereyen und Ohrenblaſerey Unfrieden ſtiftet, oder andere Zungenſünden ohne Scheu begehet, — ihr ſeyd keine wahren Chriſten, ihr traget das Merkmal eines unlautern Chriſtenthums unverkennbar an euch.

C. Eben ſo auch ihr Unbarmherzigen.

Unbarmherzigkeit gegen Bedrängte und Nothleidende iſt ein untrügliches Kennzeichen eines unchriſtlichen Sinnes und Wandels.

Wenn nach dem Ausſpruche des Apoſtels (V. 27.) eine reine und untadelhafte Verehrung vor Gott und dem Vater nur dieß iſt, wenn man ſich der Wittwen und Waiſen in ihrer Trübſal annimmt: ſo iſt der kein Verehrer Gottes, der ſich der Leidenden nicht erbarmt.

Nach dem Ausſpruch unſers göttlichen Religionsſtifters iſt Bruderliebe das ächte Ordenszeichen eines Chriſten: „Daran" — ſagt er — „wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, wenn ihr einander liebet." Joh. 13, 35.

Wie bleibt aber die Liebe in dem, der gegen Bedrängte und Nothleidende unbarmherzig iſt? Nein,

der

der Unbarmherzige ist kein Christ; ich sage noch mehr: er ist nicht einmal ein Mensch.

Er erstickt das natürliche Menschengefühl, nach welchem wir gegen Andere so gesinnt seyn, und empfinden sollen, wie wir wünschen, daß Andere in ähnlichen Umständen sich gegen uns verhalten möchten. Matth. 7, 12. Und wie kann der ein Christ seyn, der nicht einmal ein Mensch ist? Jesus, unser Vorbild, das vollkommenste Muster wahrer Menschenliebe, hat sich aus Liebe für die Menschen bis zum Tode hingeopfert. — Wie können wir gläubige Bekenner seiner Lehre heißen, ohne ihn nachzuahmen? Höret es, ihr Lieblosen, Hartherzigen, Geizigen, deren Felsenherzen durch die Thränen der Hülfsbedürftigen nicht erweicht werden, die ihr bey dem Elende eurer leidenden Brüder fühllos bleibet; laufet alle Kirchen aus, betet euch vor den Altären heiser und müde, führet Jesum und seine Religion immer im Munde, — Christen seyd ihr nicht — ihr dürfet auch keinen Anspruch auf den Himmel machen; denn nach dem Ausspruch unsers Apostels steht dem ein unbarmherziges Gericht bevor, der nicht Barmherzigkeit bewiesen hat. Jak. 2, 13.

D. Ich komme endlich zu dem letzten Kennzeichen, woraus man an einem Bekenner der christlichen Religion einen ganz unchristlichen Sinn und Wandel

erkennen kann, und dieß besteht darinn: wenn sich jemand mit Thorheiten und Ausschweifungen der Welt beflecket.

Der Apostel fodert am Ende seiner Epistel zu einer wahren Gottesverehrung, oder, was eben so viel ist, zum wahren Christenthum, daß man sich von der Welt unbefleckt erhalte.

Dieß muß freylich im moralischen Sinne genommen werden, in so fern nämlich die Welt verkehrte und unwürdige Menschen enthält. Wir können unter dem Worte Welt, so oft es dem Cristenthum entgegen gesetzt wird, allemal das verdorbene Zeitalter, in dem Christen leben, und den großen Haufen der Zeitgenossen verstehen, der gewöhnlich nach seinen Lüsten lebt. In diesem Sinne kann man also mit Grund behaupten: Wessen Leben sich gar nicht von der herrschenden Denkungsart und der Gewohnheit des großen Haufens in seinem Zeitalter entfernt, oder wer so lebt, wie die allermeisten Menschen leben, der ist gewiß kein ächter Christ, kein Thäter des Wortes. Denn die meisten waren und sind nie die klügsten und die besten — Der große Haufe wandelt die breite Straße, die ins Verderben führt, und wer ein wahrer Christ seyn will, muß den schmalen Pfad wandeln, der zur Tugend und Glückseligkeit führt, aber nur von wenigen betreten wird. Matth. 7, 13 14.

Und nun, m. Fr., ehe ich diese heilige Stätte verlasse, noch die Frage an euer Herz: Seyd ihr wahre Christen? seyd ihr Thäter des Wortes, oder bloße Hörer desselben? Ihr wisset nun die Kennzeichen, woraus man an einem Bekenner der Lehre Jesu einen ganz unchristlichen Sinn und Wandel erkennen kann. Prüfet euch demnach selbst. Habt ihr Lust und Liebe zu Gottes Wort, oder seyd ihr nur leichtsinnige Hörer und Heuchler, oder wohl gar Verächter desselben? Arbeitet ihr daran, euch selbst beherrschen zu lernen, und besonders euere Zunge im Zaum zu halten, oder seyd ihr unbedachtsam und ungebunden in euren Reden? Vergesset ihr der Armen und Nothleidenden, oder übt ihr Barmherzigkeit an den Bedrängten und Leidenden? Machet ihr alle Thorheiten der Welt mit, und folget der leichtsinnigen Denkungsart eures Zeitalters; oder denket ihr ernsthafter, und handelt nach festen Grundsätzen, meidet Modethorheiten, nicht weil es euch an Gelegenheiten und Vermögen fehlt, sondern weil es mit der christlichen Rechtschaffenheit nicht bestehen kann? Gott gebe, daß wir alle über diese Frage nach Anleitung des heut gehörten Wortes zu Hause weiter nachdenken, und keine vergeßlichen Hörer seyn mögen, damit wir uns nicht selbst betrügen, sondern durch wahre Buße das noch werden, was wir etwa heut noch nicht sind, und uns, immer besser zu werden, bestreben. Amen.

Am sechsten Sonntage nach Ostern.

Text. Dienet einander mit der Gabe, die jeder empfangen hat; gebrauchet sie recht, als rechtschaffene Haushälter über die mannigfaltigen göttlichen Gaben. 1. Pet. 4, 10.

Unter den Benennungen, welche in der heiligen Schrift dem sogenannten geistlichen Stande gegeben werden, sind viele, welche auch andern Christen beygelegt werden können, und wirklich beygelegt worden sind. So werden die Apostel in mehreren Stellen der heiligen Schrift Haushälter Gottes genannt, so kann sich aber auch jeder Christ nennen; wir alle sind Haushälter Gottes. Denn was ist ein Haushälter? Dem ein Hausherr oder Hausvater gewisse Güter seines Hauses anvertrauet hat, daß er davon einen gewissenhaften Gebrauch machen, eine Aufsicht darüber führen, und sie im Namen seines Herrn verwalten soll. Ein Haushälter Gottes ist also der, dem Gott von den Gütern seines Hauses, von seinem Eigenthume etwas anvertrauet hat, daß er

es grbrauchen, bewahren und verwalten soll. Und in diesem Verstande ist jeder Mensch ein Haushälter Gottes; denn jedem hat Gott etwas von seinen Gütern anvertraut, jeder hat gewisse Gaben und Kräfte des Leibes und der Seele, ein gewisses Maß von irdischen Gütern, ein gewisses Ansehen unter seinen Mitmenschen empfangen, das er anwenden und gleichsam verwalten soll.

Diese Pflicht schärfet der Apostel Petrus den Christen in der heutigen Epistel ein, wenn er sagt: „Dienet einander mit den Gaben, die jeder empfangen hat; gebraucht sie recht, als rechtschaffene Haushälter über die mannigfaltigen göttlichen Gaben. Sind wir alle Haushälter Gottes, so wird er einst gewiß, wenn er uns die Haushaltung abnehmen wird, Rechenschaft von unsrer Haushaltung fodern; und da wird wohl sehr viel darauf ankommen, wie wir haushalten haben. Es muß uns demnach daran gelegen seyn, zu wissen, was wir als Haushälter Gottes zu beobachten haben, damit wir einst bey unsrer Rechenschaft gut bestehen mögen.

Ich sage demnach: wir müssen unsere von Gott verliehenen Kräfte und Güter sowohl zu bewahren, als zu vermehren suchen; wir müssen unsere Kräfte und Güter auch recht anwenden.

Diese doppelte Pflicht will ich euch jetzt näher erklären und ans Herz legen.

Abhandlung.

A. Die erste wesentliche Pflicht, die uns als Haushältern Gottes obliegt, besteht darin, daß wir unsere Kräfte und Güter zu bewahren und zu vermehren suchen.

Jedem Menschen hat der gute Hausvater im Himmel nicht nur ein gewisses Maß von Kräften des Leibs und der Seele gegeben, sondern auch den meisten einen Antheil von Glücksgütern, wenn gleich dieser oft noch so klein und unbedeutend ist. Diese Kräfte und Güter muß der Mensch suchen zu bewahren, d. h. er muß alles unterlassen, wodurch sie zerstört und vermindert werden können. So müssen wir z. B. unsere Gesundheit, dieses edle Gut, nicht etwa durch unmäßigen Genuß in Speise und Trank oder durch wollüstige Ausschweifungen vergiften. Unser Vermögen dürfen wir nicht am Spieltische oder in der Schenke liederlicher Weise durchbringen, der Modesucht aufopfern, oder auf unnöthige Dinge versplittern, und gleichsam mit beyden Händen wegwerfen. Es ist vielmehr heilige Pflicht für uns, unsere Kräfte und Güter zu vermehren, wo es durch rechtmäßige Mittel geschehen kann.

So können und sollen wir die Kräfte der Seele und des Körpers durch vernünftige Uibung stärken. So wie Geistes- und Körperkräfte ohne Gebrauch erschlaffen: so werden beyde durch öftere und vernünftige Uibung gestärkt und vermehrt

Güter des Glücks können und sollen wir durch Fleiß, Arbeitsamkeit, christliche Sparsamkeit und gute Ordnung im Haushalten vermehren.

Ist aber diese Sorgfalt wirklich nöthig? Ja! und zwar eben darum, weil wir Haushälter sind. Treue ist die Haupttugend eines Haushälters. Wenn ihm auch mancher andere Vorzug abgienge, wenn er nicht beredt, nicht schön von Ansehen, nicht einschmeichelnd u. d. gl. wäre, wenn er nur treu ist. Treu aber ist der Haushälter, wenn er nichts verderbet oder verwahrloset, nichts übel anwendet, sondern darauf steht, das anvertraute Gut nicht allein zu erhalten, sondern auch zu vermehren und zu verbessern. Daß besonders das Letztere die Pflicht eines jeden Haushälters Gottes sey, lehrt uns Jesus in jener sinnbildlichen Erzählung von einem Manne, der bey einer vorhabenden Reise seinen Knechten sein Vermögen übergab. Der eine Knecht, dem er nur Ein Talent anvertraute, hatte dasselbe nicht verschwendet oder verloren, er hatte das ganze Talent noch so, wie er es empfangen hatte, und er wurde doch mit der Schande eines bösen und faulen Knechtes gebrandmarket. — Und warum

das?

das? Weil er das anvertraute Talent nicht vermehrt hatte. Matth. 25. Daraus können wir deutlich sehen, daß wir uns in den Augen Gottes sträflich machen, wenn wir uns nicht bestreben, die von ihm erhaltenen Kräfte und Güter zu vermehren.

B. Wir sind aber, wenn wir gute Haushälter Gottes seyn wollen, nicht nur schuldig, die anvertrauten Kräfte und Güter zu bewahren und zu vermehren, sondern auch recht anzuwenden.

Das Letztere geschieht, wenn der Mensch sich bestrebt, seine eigene Glückseligkeit zu befördern. Er muß also nicht nur seinen irdischen Wohlstand, sondern auch den Wohlstand seines Geistes zu verbessern und zu erhöhen suchen. Er muß immerfort nach Aufklärung seines Verstandes, Veredlung und Heiligung seines Herzens, und Vervollkommung seiner thätigen Tugend streben. Auch muß sein Bestreben dahin gehen, die Glückseligkeit seiner Mitmenschen zu verbessern und zu befördern. Zur Förderung dieses Zwecks muß er seine Kräfte und Güter brauchen. Er muß diesen Eifer, sich und Andere zu beglücken, zu jeder Zeit, in und auser seinem Berufe anwenden, und keine Gelegenheit vorüber lassen, wo er diesen Zweck irgend in einem größern oder geringern Grade befördern kann. Er muß von allem, was er hat und besitzt, einen solchen Gebrauch machen, der mit den Absichten Gottes übereinstimmt, muß bey allem, was

er denkt, redet oder thut, immer fragen: Kommt da wohl etwas Gutes heraus? Wozu hat dir Gott diese Gabe, diese Kraft, dieses Gut gegeben? Stiftest du damit Schaden oder Nutzen? Darfst du wohl so umgehen mit einer Sache, die nicht dein, sondern Gottes Eigenthum ist, z. B. mit deinem Vermögen, mit deiner Gewalt, mit deinem Verstande, mit deiner Zunge — ohne dich einer Untreue, eines Mißbrauchs schuldig zu machen?

Fraget ihr etwa, m. Fr., warum wir uns um das alles bekümmern sollen? Eben wieder darum, weil wir Haushälter Gottes sind. Gott theilt nichts mit, was nicht zu gewissen Absichten gebraucht werden könnte und sollte. Er will zwar nirgends erndten, wo er nicht gesäet hat; er will aber auch nirgends vergebens gesäet haben.

Ein Haushälter soll von dem anvertrauten Gute einen solchen Gebrauch machen, daß etwas Gutes dadurch bewirkt wird, daß es zur Ehre seines Herrn, zum Besten seiner Kinder, oder zum Nutzen seiner Hausgenossen gereiche. Zwar ist der Haushälter selbst nicht von dem Genusse ausgeschlossen; auch er darf einen Theil dessen, was unter seiner Aufsicht ist, zu seinem eigenen Nutzen, zu seinem Unterhalte verwenden, und das, was er verwaltet, mit genießen.

Und so ists auch mit dem, was uns Gott anvertrauet hat. Die Gaben und Kräfte, das zeitliche Vermögen und andere Vorzüge, die uns Gott gegeben hat, sollen auch uns zum Nutzen dienen; wir können sie auch mitgenießen, zu unserm Unterhalte und zur Befriedigung unsrer Bedürfnisse gebrauchen. Aber als Haushälter dürfen wir nicht denken, daß alles uns ganz allein gehöre, nur um unsertwillen da sey — das wäre ein schlechter Haushälter, der bloß auf seinen Nutzen sehen wollte: sondern wir müssen Gottes Gaben und Kräfte auch zur Ehre unsers Herrn und zum Besten seiner Familie und Hausgenossen, unsrer Mitmenschen, verwenden.

Wehe uns also! wenn wir ohne gemeinnützigen Beruf in der Welt leben, müßig von unsren Renten zehren, und wieder aus der Welt gehen, leer von allen gemeinnützigen Thaten, ohne irgend etwas unserm Schöpfer aufweisen zu können, womit wir der menschlichen Gesellschaft nützlich gewesen sind! Wehe uns! Ausgeschlossen von der Gunst Gottes und der Seligkeit seines Himmels, werden wir aller Schande und Strafe übergeben werden! Und dieß mit Recht; denn unsere Gaben, Gelehrsamkeit, Reichthümer, Geschicklichkeit, Ansehen, Gesundheit, Zeit und alles, was wir haben, ist nicht unser Eigenthum. Gott hat sie uns gegeben, zum gemeinen Nutzen gegeben. Den gemeinnützigen Gebrauch davon sind wir der menschlichen Gesellschaft schuldig,

und, indem wir also unser Talent vergraben, so bestehlen wir Gott und die ganze menschliche Gesellschaft.

Fern sey es von uns, daß wir uns dieser Untreue gegen den himmlischen Hausvater sollten schuldig machen! Nein, wir wollen mit den uns anvertrauten Talenten nach seiner Absicht rühmlich wuchern; wollen einen menschenfreundlichen Gebrauch davon machen; dieß ist die würdige Vorbereitung für Gericht und Ewigkeit. Wenn einst der Herr als Weltenrichter Rechenschaft von unsrer Haushaltung fordern wird, dann ruft er uns mit freundlichem Antlitz zu:

„Vortrefflich! du bist mir ein rechtschaffener und getreuer Knecht: Hast du bey Wenigem dich so treu bewiesen, so will ich dir mehr anvertrauen; gehe ein an den Ort, wo dir dein Herr Glück und Wonne zubereitet hat.“ Math. 25, 21.

Amen.

Inhalt

der ersten Jahrshälfte.

Am ersten Sonntage im Advente.

Finsterniß und Nacht ein Bild von Unwissenheit. 1

Am zweyten Sonntage im Advente.

Von dem Verhalten des Christen gegen moralisch Schwächere. 14

Am dritten Sonntage im Advente.

Von der Dankbarkeit gegen Gott. 25

Am vierten Sonntage im Advente.

Von dem weisen Verhalten gegen Lob und Tadel. 36

Am Sonntage in der Oktav der Geburt des Herrn.

Warum wählte Gott zur Erlösung der Menschen seinen Sohn? 48

Am Sonntage zwischen den Festen der Beschneidung und der Erscheinung des Herrn.

Daß es nie eine schicklichere Zeit gab, die Welt durch die Wahrheit der Lehre Jesu zu beglücken, als die, in der der Messias in der Welt erschien. 61

Inhalt.

Am ersten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.
Es ist nicht erlaubt und gut, sich in allen Stücken der Welt gleich zu stellen. 77

Am zweyten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.
Von der Tugend der Bescheidenheit. . . 92

Am dritten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.
Von der Verträglichkeit. 104

Am vierten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.
Gottes- und Menschenfreunde sind glückliche Leute. 121

Am fünften Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.
Vom Verhalten gegen Verirrte und Sünder. .

Am sechsten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.
Von der Pflicht, Andern ein gutes Beyspiel zu geben. 145

Am Sonntage Septuagesimä.
Von der Pflicht, sich auch das Erlaubte nicht immer zu erlauben. 157

Am Sonntage Sexagesimä.
Das Bild des Ruhmsüchtigen. 167

Am Sonntage Quinquagesimä.
Von den Eigenschaften ächter Nächstenliebe. . 180

Inhalt.

Am ersten Sonntage in der Faste.

Gütige Absichten und Anstalten finden immer ihre Widersacher. 192

Am zweyten Sonntage in der Faste.

Vom christlichen Verhalten gegen Lasterhafte. . 205

Am dritten Sonntage in der Faste.

Von den Quellen der Hurerey. 216

Am vierten Sonntage in der Faste.

Niemand hat so viel wahre Freyheit, als der ächte Christ. 200

Am fünften Sonntage in der Faste.

Der Unglaube so vieler Menschen soll uns die Religion nicht verdächtig machen. . . . 242

Am Palmsonntage.

Von der Nachahmung des Beyspiels Jesu. . 253

Am Ostersonntage.

Von unsrer Auferstehung. 265

Am ersten Sonntage nach Ostern.

Vom Glücke deren, die nach der Religion Jesu leben. 275

Am zweyten Sonntage nach Ostern.

Wer schimpft, beweist, daß er nicht einmal ein vernünftiger Mensch, noch weniger ein Christ sey. 286

Am dritten Sonntage nach Ostern.

Worauf es ankömmt, wenn Herrschaften und Dienstboten glücklich mit einander leben wollen. . 296

Inhalt.

Am vierten Sonntage nach Ostern.

Uiber die Güte Gottes im Frühlinge. . . 308

Am fünften Sonntage nach Ostern.

Kennzeichen eines ganz unchristlichen Sinnes und Wandels. 320

Am sechsten Sonntage nach Ostern.

Was wir als Haushälter Gottes zu beobachten haben. 331

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hermann, Michael Kajetan,

Kurze Volkspredigten auf alle Sonntage des ganzen Jahres über die epistolischen Perikopen

Bd.: 1

Prag 1814

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Prü.1250(1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11113300-4